

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1952

Bd. 8. 1959

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

1959



Heimatkalender
für das
Oldenburger Münsterland





Heimatkalender

für das

OLDENBURGER MÜNSTERLAND

1959

Herausgegeben
im Auftrage des Heimatbundes für das Oldenburger
Münsterland und in engster Zusammenarbeit mit dem
Vorstand des Heimatbundes
von
Dr. Heinrich Ottenjann

Druck und Verlag:
Vechtaer Druckerei und Verlag G. m. b. H., Vechta (Oldb)

Bernhard Fühling



Die Umschlagzeichnung lieferte Architekt BDA Karl Kösters, Cloppenburg. Den größeren Teil der Fotos für die diesjährigen Monatsbilder stellte wiederum das Museumsdorf Cloppenburg aus seinem Bilderwerk-Münsterland (Rud. Engels / Herbert Eggert, Cloppenburg) zur Verfügung. Den Rest (insgesamt 3 Fotos) steuerten bei: Alwin Schomaker, Langenteilen, Ob.-Reg.-Rat Diekmann, Oldenburg, und das Deutsche Museum in München. Die Urheber der dem Kalender eingefügten sonstigen Bilder und Zeichnungen sind unter diesen vermerkt. Das Kalendarium entspricht, von wenigen Ergänzungen abgesehen, in seinem heimatlichen Teil dem des Jahres 1958. Nachdruck irgendwelcher Kalender - Aufsätze und -Beiträge nur mit Quellenangabe gestattet.

Zum Geleit!

I.

Es ist mir als Sohn des Oldenburger Landes eine besondere Freude, der neuen Ausgabe des Heimatkalenders ein kurzes Wort mit auf den Weg geben zu können.

Jeder Mensch liebt seine Heimat und bleibt ihr in treuem Andenken verbunden. Es ist ja das Land, in dem er zum ersten Mal sich selbst und die Welt entdeckt, die Gegend, die seinen Charakter mitbestimmt und seine Sprache geformt hat. Wer würde je das Land seiner Eltern, seiner Jugend und seiner Freunde vergessen können! Ist es nicht so, daß wir das Wohl und Wehe der Heimat wie am eigenen Leibe miterleben? Hier ist ja der Boden, in dem unser Leben und besonders unsere Kindheit Wurzeln geschlagen hat, der Grund, aus dem uns auch in schweren Situationen immer wieder neuer Mut und neue Kraft zuwachsen.

Gerade in unseren Tagen, da so viele Menschen aus beruflichen Rücksichten das Land, in dem ihre Wiege stand, verlassen, sollte darum die Pflege der Liebe zur Heimat eine heilige Verpflichtung sein. All das, was das Heimatland uns gegeben hat, müssen wir in uns erhalten und es durch Besinnung und Tat zum lebendigen Besitz werden lassen.

Von Herzen freue ich mich, daß nun wieder ein Kalender hinausgeht, der von Land und Leuten Oldenburgs erzählt und das Erbe der Heimat in den Oldenburgern in aller Welt neu belebt. Gar manche haben das Land ihrer Jugend schon viele Jahre nicht mehr gesehen, andere finden aus mannigfachen Gründen nur ganz selten die Gelegenheit zu einem Besuch. Allen aber, die dieses Heft in die Hand nehmen und sich darin vertiefen, wird erneut der Reichtum des Herzens und des Geistes offenbar, der unserem Volk und Land von alters her nachgerühmt wird. Ich selbst durfte manche Länder kennen lernen, Länder mit gewaltigen Bergen und üppigen Tälern, Länder mit alten, ehrwürdigen Kulturen, mit heiteren Menschen und liebenswerten Sitten, aber schließlich mußte ich immer wieder mit dem Dichter bekennen: „Ist's auch schön im fernen Lande, doch zur Heimat wird es nie!“

Wenn wir von der Heimat sprechen, dürfen wir nicht vergessen, welche Bedeutung das Heimatland für unser religiöses Leben hat; bewahrt es doch in Elternhaus, Kirche und Schule die Stätten, in denen uns der Glaube geschenkt wurde und wo wir das Beten lernten. Ja, wir können es stolz bekennen: Unsere Oldenburger Heimat ist ein christliches Land, dessen Bewohner schon oft in schwerster Zeit ihre Treue zu Religion und gottgegebener Sittenordnung unter Beweis gestellt haben.

Eine herrliche kirchliche Tradition verpflichtet uns, dieses kostbarste Erbe der Heimat zu hüten und zu einer sich stets erneuernden Kraft unseres Lebens zu machen.



Mag das Schicksal die Oldenburger Familie mehr und mehr zerstreuen: Wer den Glauben seiner Jugend bewahrt, rettet sich die letzte Heimat, die ein Mensch finden kann, die Heimat in Gott, die uns auch in fremden Landen birgt.

Möge der Heimatkalender recht viel Freude spenden und das Band zur Heimat enger knüpfen. Gott segne unser liebes Oldenburger Land und seine Leute daheim und in aller Welt!

† Johannes Pohlschneider, Bischof von Aachen

II.

Ein Heimatkalender soll uns die Heimat nahe bringen. Er will den Heimatgedanken vertiefen und heimatliches Brauchtum lebendig erhalten. Jeder, der seine Verantwortung für das Ganze spürt, muß gerade heute dieses Ziel bejahen und fördern. Auch unser Münsterland ist infolge der neuen Wirtschaftsformen und der modernen Verhältnisse in Gefahr, immer mehr in das rein materielle Denken zu versinken. Das aber bedeutet Verfall. Dieser Gefahr können nur zwei Kräfte entgegenwirken: Religion und Heimat.

Unsere heimatliche Kultur ist gewachsen aus dem Denken und Fühlen der Jahrhunderte, geprägt von Menschen, die ganz naturverbunden und echt christlich waren. Wo immer dieses wertvolle Kulturgut wirklich lebendig ist, formt es auch heute noch den Menschen, besonders die Jugend. Der heimatverbundene Mensch ist geschützt vor vielen Gefahren unserer Tage, der Entwurzelte und Heimatlose wird schwerlich ein rechtes Verhältnis zu Gott und seinen Mitmenschen finden.

Mehr denn je sollte darum gerade heute das Wollen unseres rührigen Heimatbundes in Stadt und Land Verständnis finden; denn auf die Breitenwirkung kommt es an. Der Vorstand mag sich noch so viel mühen, er kann sein Ziel nicht erreichen, wenn nicht jeder Münsterländer sich mitverantwortlich fühlt.

Liebe zu unserer engeren Heimat hat diesen Kalender entstehen lassen. Möge er diese Liebe zu allen tragen, die ihn lesen. Möge er mithelfen, daß jeder an der Stelle, wo Gott ihn hingestellt hat, sich müht um die Pflege heimatlichen Brauchtums und heimatlicher Kultur.

Franz Vorwerk
Domkapitular in Münster

Vorwort des Herausgebers

Eine führende Persönlichkeit des Münsterlandes sagte mir jüngst: „Unser Heimatkalender bereitet mir immer wieder die allergrößte Freude. Darauf warte ich das ganze Jahr mit Spannung.“ Diese Worte zeigen so recht, was unser Kalender für die Heimat bedeutet. Am meisten aber freuen sich über unseren Heimatkalender stets all die Münsterländer, die heute fern der Heimat, vielleicht sogar in einem ganz anderen Erdteil, wohnen. Diese Tatsache sollte allen, die in der Heimat verbleiben durften, ein Ansporn sein, Verwandten und Bekannten in naher oder weiter Ferne jeweils den neuen Kalender zu schicken. Der Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland könnte und müßte ein Band schlingen um alle Münsterländer drinnen und draußen.

Immer wieder sah und hörte ich auch, daß Heimatfreunde dazu übergegangen sind, je drei oder vier Jahrgänge der bereits erschienenen Heimatkalender zu einem Buch zusammen zu fassen und binden zu lassen. Das kann weitesten Kreisen zur Nachahmung empfohlen werden. Derartige Bücher müßten in jeder Heimatbibliothek, im Bücherschrank jedes Heimatfreundes stehen. Das sind Werke, in denen man immer wieder gern und mit Nutzen blättert.

Erfreulich ist es schließlich zu sehen, daß die Zahl der Mitarbeiter an unserem Heimatkalender immer größer wird, daß zu den alten Autoren-Namen immer wieder neue treten. Gar mancher ist gerade auch durch den Heimatkalender zum Schreiben veranlaßt worden, der früher gewiß nicht daran gedacht hätte.

Allen Mitarbeitern recht herzlich zu danken ist mir eine angenehme Pflicht. Ganz besonderer Dank aber gebührt dem Verlag, der keine Mühe und keine Kosten scheute, den Heimatkalender auch in diesem Jahre in jeder Hinsicht so zu gestalten, daß er sich seinen Vorgängern würdig zur Seite stellt. Mit mir aber wird das ganze Münsterland dafür von Herzen dankbar sein.

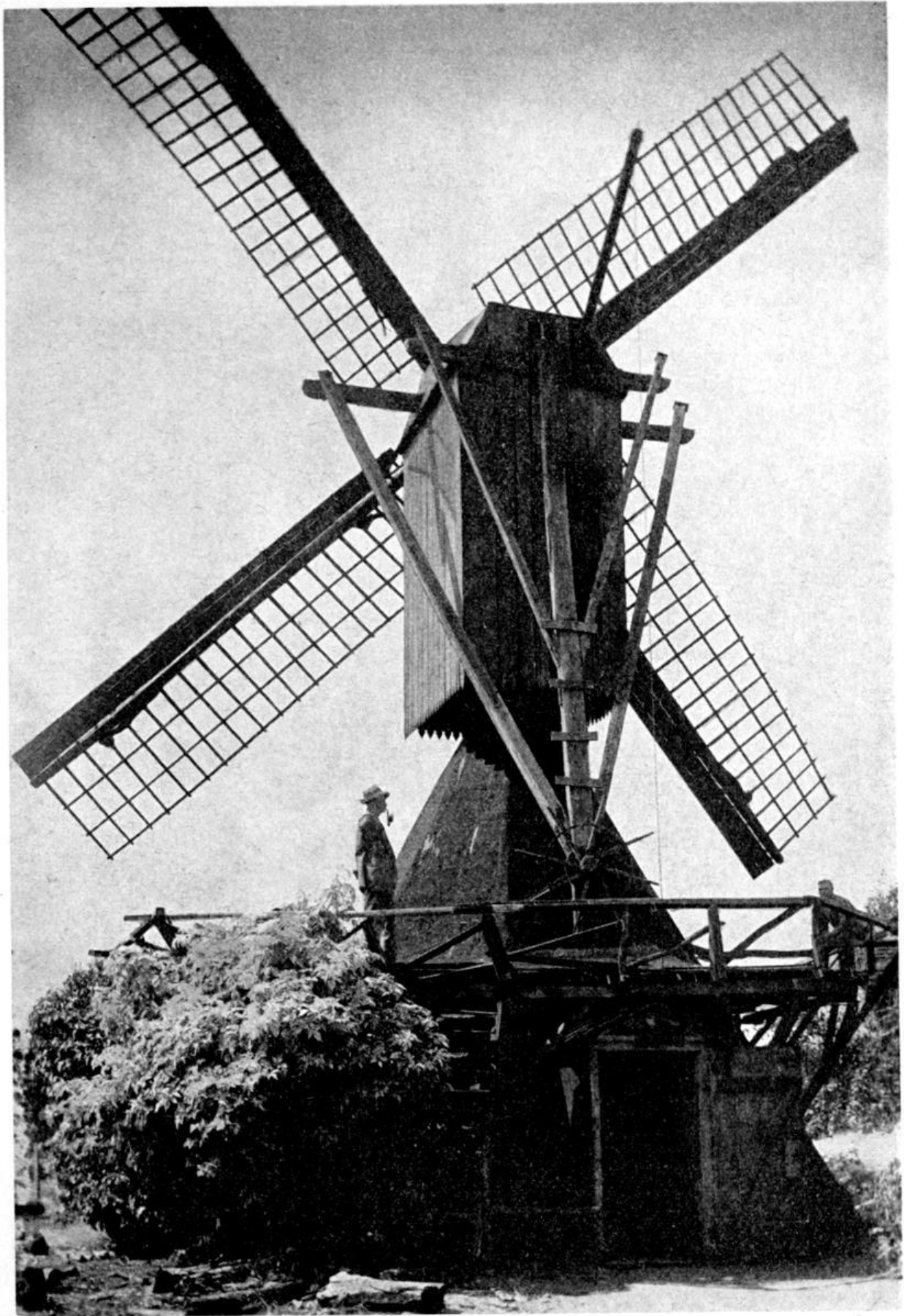
Dem Heimatkalender des Jahres 1959 schickten zwei prominente Münsterländer, die inzwischen außerhalb der engeren Heimat ihren Wohnsitz aufschlugen, ein Geleitwort voraus. Alle Heimatfreunde werden sich darüber freuen, nicht zuletzt über das starke Bekenntnis zur angestammten Heimat, das darin zum Ausdruck kommt; sie werden dem einen wie dem anderen auch Dank wissen für die guten Wünsche, die diese dem Heimatkalender 1959 mit auf den Weg gaben.

Im Auftrage des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland

Dr. Heinrich Ottenjann
Direktor des Museumsdorfes Cloppenburg



1. Woche	Ev.: Namen Jesu Luk. 2, 21	1. 1827 Die Herrlichkeit Dinklage hörte endgültig zu bestehen auf.
1. Do.	Neujahr	
	Beschneidung des Herrn	
2. Fr.	Stephanie, Adelhard	1. 1900 Eröffnung der Kleinbahn Cloppenburg—Kl. Ging (1. November bis Lindern, 1902 bis Landesgrenze). Im Jahre 1953 wurde sie wieder abgebaut.
3. Sa.	Genoveva	
2. Woche	Ev.: Flucht nach Ägypten Matth. 2, 19–23	
4. So.	Fest des Namens Jesu	
	Titus, Angela v. Fol.	
5. Mo.	Eduard, Telephorus	4. 1931 † Pfarrer Anton Stegemann, Lohne, der christlich - soziale Vorkämpfer des Oldenburger Landes.
6. Di.	Fest der Hl. 3 Könige	
7. Mi.	Reinhold, Widukind	
8. Do.	Severin, Erhard	
9. Fr.	Julian, Sigbert	
10. Sa.	Agathon, Dietbald	5. 1435 Cloppenburg wurde Stadt.
3. Woche	Ev.: Der zwölfjährige Jesus im Tempel, Luk. 2, 42–52	
11. So.	1. So. nach Erscheinung	5. 1714 Gründungstag des Gymnasium Antonianum, Vechta.
	Fest der hl. Familie	
	Theodosius, Werner	
12. Mo.	Ernst, Erna	
13. Di.	Jutta, Veronika, Gottfried	5. 1906 † Graf Heribert v. Galen-Dinklage, Reichstagsabgeordneter.
14. Mi.	Hilarius, Felix	
15. Do.	Paulus der Einsiedler, Maurus	
16. Fr.	Marcellus, Otto	7. 1296 Graf Otto von Tecklenburg erbaute die Cloppenburg und übereignete dem Alexanderkapitel in Wildeshausen für die ihm von diesem überlassene Mühle und Liegenschaften des Erbes Hemmelsbüren zwei Höfe in Essen.
17. Sa.	Antonius, der Abt	
4. Woche	Ev.: Hochzeit zu Kana Joh. 2, 1–11	
18. So.	2. So. nach Erscheinung	
	Petri Stuhlfeier, Priska	
19. Mo.	Knut, Ida	
20. Di.	Fabian und Sebastian	13. 1935 † Anton Wempe-Emstek, Prälat.
21. Mi.	Agnes, Meinrad	
22. Do.	Vinzenz und Anastasius	
23. Fr.	Raymund, Emerentia	
24. Sa.	Timotheus, Bertram	19. 1887 † Johann Heinrich Schuling-Vechta, Ehren-domherr.
5. Woche	Ev.: Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, Matth. 20, 1–16	
25. So.	Septuagesima	19. 1922 † Bernhard Grobmeyer-Vechta, Offizial.
	Pauli Bekehrung	
26. Mo.	Polykarp	
27. Di.	Johannes Chrysostomus	
28. Mi.	Petrus Nolascus	21. 1845 † Maria Johanna von Aachen geb. von Amboten-Vechta, Dichterin, zuletzt in Münster.
29. Do.	Franz von Sales	
30. Fr.	Martina, Adelgunde	
31. Sa.	Johannes Bosco	22. 1922 † Felix Funke-Essen, Komponist.



Bockmühle, Altenoythe

6. Woche Ev.: Gleichnis vom Sämann
Luk. 8, 4—15

- | | | |
|----|-----|--|
| 1. | So. | Sexagesima
Ignatius v. A.,
Brigitta, Siegbert |
| 2. | Mo. | Mariä Lichtmeß |
| 3. | Di. | Blasius, Ansgar |
| 4. | Mi. | Andreas Corsini, Gilbert |
| 5. | Do. | Agatha, Adelheid |
| 6. | Fr. | Titus, Dorothea, Otilde |
| 7. | Sa. | Rich., Romuald, Theod. ☹ |

7. Woche Ev.: Geheimnis des Leidens
Luk. 18, 31—43

- | | | |
|-----|-----|--|
| 8. | So. | Quinquagesima
Johannes von Matha |
| 9. | Mo. | Cyrillus, Apollonia |
| 10. | Di. | Scholastika, Wilhelm |
| 11. | Mi. | Aschermittwoch, Adolf |
| 12. | Do. | 7 Stifter d. Servitenordens |
| 13. | Fr. | Siegfried, 26 Märt. v. Jap. |
| 14. | Sa. | Valentin, Bruno |

8. Woche Ev.: Die Versuchung Christi
Matth. 4, 1—11

- | | | |
|-----|-----|---|
| 15. | So. | 1. Fastensonntag
Faustinus und Jovita,
Siegfried ☾ |
| 16. | Mo. | Juliana |
| 17. | Di. | Engelbert, Donatus |
| 18. | Mi. | Simeon, Florian, Quat. |
| 19. | Do. | Konrad, Susanna |
| 20. | Fr. | Eleutherius, Eucher., Quat. |
| 21. | Sa. | Eleonore, Quatember |

9. Woche Ev.: Verklärung Christi
Matth. 17, 1—9

- | | | |
|-----|-----|---|
| 22. | So. | 2. Fastensonntag
Petri Stuhlfeier in Ant. |
| 23. | Mo. | Robert, Petrus Damiani ☹ |
| 24. | Di. | Matthias |
| 25. | Mi. | Walburga |
| 26. | Do. | Mechtild |
| 27. | Fr. | Leander, Veronika |
| 28. | Sa. | Oswald, Romanus |

1. 1909 Großer Brand in Dinklage vor der Kirche.

2. 1933 † Lambert Meyer-Vechta, Offizial.

3. 1700 Das 1699 nach Vechta verlegte Alexanderkapitel regelt die Mitbenutzung der kath. Pfarrkirche dortselbst (bis zur Aufhebung 1803).

3. 1926 † Eduard Brust-Cloppenburg, Prälat, Dechant, Ehrendomherr und Ehrenbürger der Stadt.

5. 1937 † Heinrich Averdam-Stukenborg, Ok.-Rat, 1. Vorsitzender des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.

5. 1957 † Dr. H. Lubbers, Med.-Rat, Lönigen.

8. 1951 † Dr. Ludwig Sieverding - Vechta, Geistl. Studienrat, Heimatschriftsteller.

9. 1870 Großer Brand in Lönigen.

10. 1633 Besetzung der Stadt Cloppenburg durch die Schweden.

10. 1812 Aufhebung des Franziskanerklosters Vechta.

11. 1837 † Theodora geb. Einhaus-Cappeln, Äbtissin.

15. 1953 † Hauptlehrer Franz Ostendorf-Langförden, verdienter Heimatforscher und -schriftsteller.

20. 1880 † Dr. Fr. Heinr. Reinerding - Osterfeine, Domkapitular, Prof. in Fulda (Dogmatik).

23. 1732 † Dr. theol. Johann Dalberg-Vechta, Burgvikar in Dinklage, theologischer Schriftsteller.

24. 1827 † Dr. Franz Schwietering - Cloppenburg, Kaplan.

25. 1946 † Dr. L. Averdam - Oythe, Dechant, Ehrendomherr, Heimatschriftsteller.

27. 1937 † Louis Kathmann-Calveslage, Pionier der Pferdezucht.





Turmwindmühle, Neuenkirchen

MÄRZ

10. Woche Ev.: Jesus treibt den Teufel aus Luk. 11, 14–28

1. So. **3. Fastensonntag, Oculi**
Albinus, Suitbert
2. Mo. Luise, Simplicius ☾
3. Di. Kunigunde
4. Mi. Kasimir
5. Do. Friedrich, Theophil
6. Fr. Perpetua, Felicitas
7. Sa. Thomas von Aquin

11. Woche Ev.: Wunderbare Brotvermehrung, Joh. 6, 1–15

8. So. **4. Fastensonntag, Laetare**
Johannes von Gott, Beate Franziska von Rom ☿
9. Mo. 40 Märtyr., Gustav, Emil
10. Di. Rosemarie, Wolfram
11. Mi. Gregor der Große
12. Do. Erich, Euphrosina
13. Fr. Mathilde, Alfred, Meta
14. Sa.

12. Woche Ev.: Jesus inmitten seiner Feinde, Joh. 8, 46–59

15. So. **Passionssonntag, Judica**
Klemens M. Hofbauer
16. Mo. Heribert, Rüdiger
17. Di. Gertrud, Patricius ☾
18. Mi. Cyrill v. Jerusalem, Eduard
19. Do. Joseph
20. Fr. Sieben Schmerzen Mariä, Irmgard, Wolfram
21. Sa. Benedikt, Emilie
Frühlingsanfang

13. Woche Ev.: Jesu Einzug in Jerusalem Matth. 21, 1–9

22. So. **Palmsonntag**
Nikolaus v. Flüe, Konrad
23. Mo. Otto, Eberhard
24. Di. Gabriel, Erzengel ☿
25. Mi. Mariä Verkündigung
26. Do. Gründonnerstag, Ludger, Felix
27. Fr. **Karfreitag**
Joh. v. Damaskus, Rupert
28. Sa. Karsamstag
Johannes von Kapistran

14. Woche Ev.: Auferstehung Christi Mark. 16, 1–7

29. So. **Ostersonntag**
Ludolf
30. Mo. **Ostermontag**
Roswitha, Quirin
31. Di. Guido, Cornelia ☾

5. 1922 Gründung des Heimatmuseums f. d. Oldenburger Münsterland in Cloppenburg.

6. 1911 † Dr. Hermann Dingelstad-Münster, Bischof, vorher Gymnasiallehrer in Vechta.

6. 1938 † Dr. theol. et phil. August Bahlmann OFM Essen, Bischof in Santarem in Brasilien.

7. 1852 † Jos. Heinr. Ant. Beckering - Lastrup, Dechant.

7. 1952 † Josef Krapp - Steinfeld, Papstl. Hausprälat, Domkapitular, Geistlicher Rat in Münster.

16. 1823 † Bernard Heinrich Haskamp-Vechta, Generaldechant.

16. 1844 † Hermann Heinrich Fortmann - Vechta, Lehrer der Gewerbeschule in Münster, Verfasser zahlreicher Schriften philosophischen und historischen Inhalts.

17. 1951 † Heinr. Schulte - Friesoythe, Landw. - Rat, Heimatschriftsteller.

20. 1869 † Franz van der Wal-Dinklage, Gründer der mechanischen Weberei.

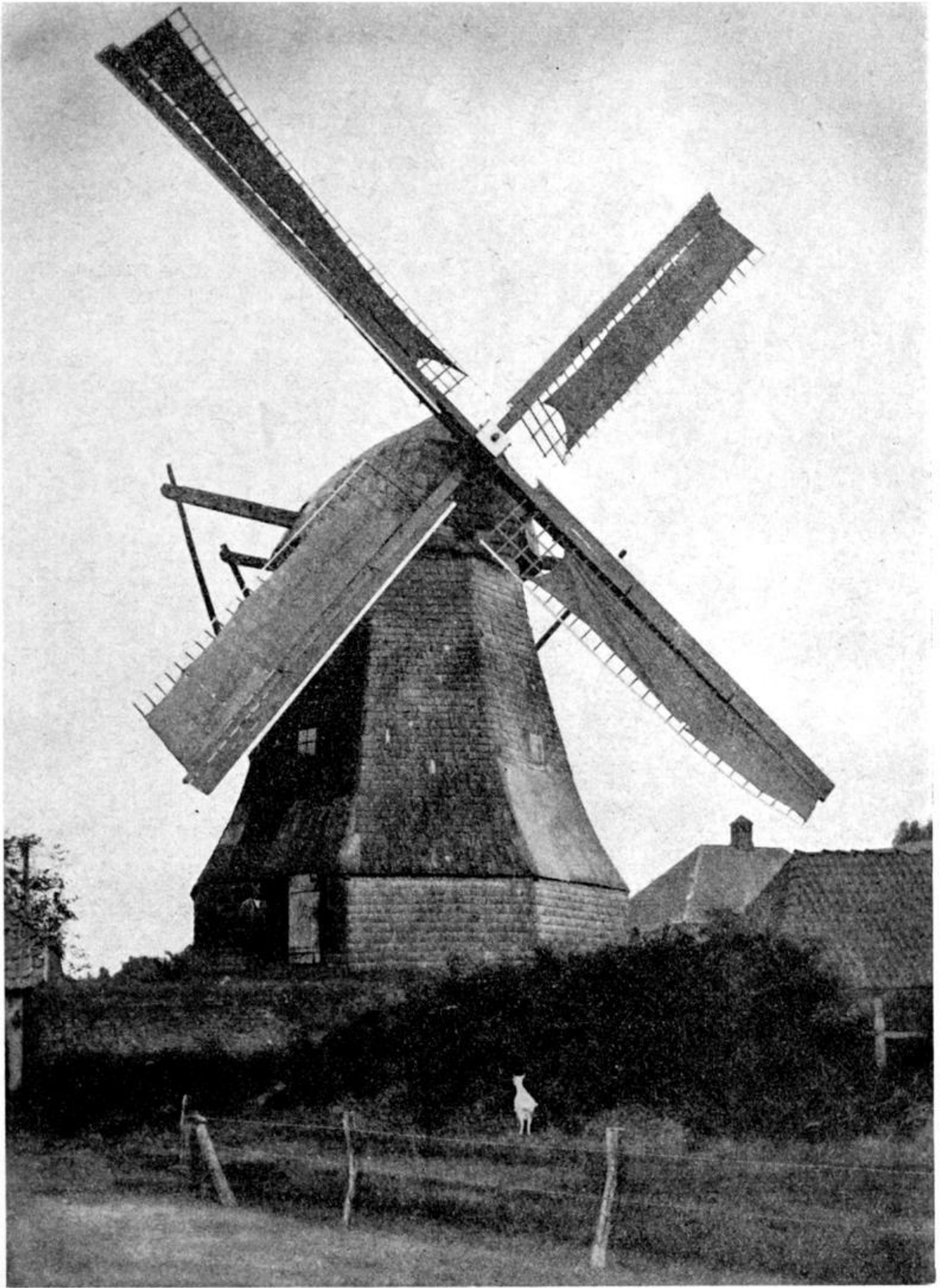
22. 1625 † Otto von Dorgelo-Lohne, Dompropst in Münster.

22. 1946 † Clemens August Graf v. Galen-Dinklage, Bischof von Münster, Kardinal.

30. 1956 † Bernhard Riesenbeck-Emsdetten, verdienter Heimatforscher.

31. 1812 † J. B. Gerst - Damme, Domprediger und Generalvikariats - Assessor in Osnabrück, theol. Schriftsteller.





Achkantwindmühle (Erdholländer), Großenging

1. Mi.	Hugo	1. 1919 † J. Holzenkamp-Lohne, Dechant u. Ehren- domherr.
2. Do.	Franz v. Paula	
3. Fr.	Richard, Konrad	
4. Sa.	Isidor	1. 1949 † Alwin Reinke-Vechta, Rechtsanwalt, Hei- matdichter und Mitbegründer des Heimat- bundes.
15. Woche	Ev.: Der Osterfriede Joh. 20, 19–31	
5. So.	Weißer Sonntag Vincenz Ferrerius	4. 1956 † Ministerialrat Franz Teping-Vechta, ver- dienter Schulmann und Heimatschriftsteller.
6. Mo.	Notker, Isolde	
7. Di.	Hermann Joseph	10. 1855 † Georg Schade-Essen, Pfarrer in Scharrel, vorher Prof. am Gymnasium in Vechta.
8. Mi.	Walter, Albert	
9. Do.	Waltraud, Kleopha	
10. Fr.	Mechtild	11. 1851 † Karl Heinrich Nieberding-Lohne, bedeu- tender Heimatschriftsteller.
11. Sa.	Leo der Große	
16. Woche	Ev.: Der gute Hirt Joh. 10, 11–16	
12. So.	2. Sonntag nach Ostern Julius, Konstantin	13. 1911 † Dr. Franz Hülskamp - Essen, Prälat in Münster, bekannter Literaturhistoriker.
13. Mo.	Hermenegild, Ida	
14. Di.	Justinus, Lambert	13. 1945 Zerstörung des Quatmannshofes im Mu- seumsdorf Cloppenburg.
15. Mi.	Veronika, Anastasia	
16. Do.	Benedikt, Bernadette	15. 1831 Errichtung des kath. Officialats in Vechta und Regelung der kirchlichen Verhältnisse in Cloppenburg und Vechta.
17. Fr.	Robert, Rudolf	
18. Sa.	Apollonius	16. 1951 † Bernhard Küstermeyer-Friesoythe, Dechant und Domkapitular.
17. Woche	Ev.: Noch eine kleine Weile Joh. 16, 16–22	
19. So.	3. Sonntag nach Ostern Werner, Emma	17. 1947 † Dr. August Crone - Münzebrock, Essen, bedeutender Wirtschaftspolitiker.
20. Mo.	Hildegard, Viktor	
21. Di.	Konrad v. Parzham	
22. Mi.	Lothar, Soter u. Cajus	23. 1774 † Joh. Itel Sandhoff-Osnabrück, Vogt in Dinklage, Verfasser einer Geschichte der Osnabrücker Bischöfe.
23. Do.	Georg, Adalbert	
24. Fr.	Fidelis v. Sigmaringen	
25. Sa.	Markus, Erwin	23. 1799 Eröffnung der Königs-Apotheke in Clop- penburg.
18. Woche	Ev.: Die Verheißung des Hl. Geistes, Joh. 16, 5–14	
26. So.	4. Sonntag nach Ostern Kletus und Marcellinus	24. 1824 † Matth. Jos. Wolffs-Vechta, Pfarrer in Löningen, Verfasser von Predigten.
27. Mo.	Petrus Canisius	
28. Di.	Paul v. Kreuz, Vitalis	25. 1642 Gründung des Franziskanerklosters Vechta.
29. Mi.	Petrus v. Mailand	
30. Do.	Katharina v. Siena	28. 1914 Eröffnung des Realprogymnasiums in Clop- penburg.





**Achtkantwindmühle (Galerieholländer) im Museumsdorf Cloppenburg
(aus Bokel, Gemeinde Cappeln)**

1. Fr.	Maifeier Philippus und Jakobus	1. 1898 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Delmenhorst.
2. Sa.	Luthard, Athanasius	
19. Woche	Ev.: Die Kraft des Gebetes im Namen Jesu, Joh. 16, 23—30	1. 1900 Eröffnung der Bahnlinien Lohne—Hesepe und Holdorf—Damme.
3. So.	5. Sonntag nach Ostern Kreuzauffindg., Alexander	1. 1907 Lohne wurde Stadt.
4. Mo.	Monika, Florian, Bittag	
5. Di.	Pius V., Bittag	
6. Mi.	Joh. v. d. lat. Pforte, Bittag	
7. Do.	Christi Himmelfahrt ☉ Stanislaus, Gisela	2. 1843 † Anton Siemer-Bakum, Landdechant.
8. Fr.	Ersch. d. Erzengels Michael	3. 1901 † Dr. Joseph Wennemer - Vechta, Prälat, Gymn.-Direktor.
9. Sa.	Gregor v. Nazianz	
20. Woche	Ev.: Jüngerzeugnis und Jüngerlos, Joh. 15, 26—16, 4	
10. So.	6. Sonntag nach Ostern Isidor Bauer, Muttertag	6. 1892 † Jos. Schrandt-Löningen, Ehrendomherr.
11. Mo.	Mamertus	
12. Di.	Pankratius	6. 1900 Großer Brand von Dümmerlohausen.
13. Mi.	Servatius	
14. Do.	Pachomius	
15. Fr.	Sophie, Johann Baptist ☾	8. 1914 Eröffnung der Kleinbahn Vechta—Schwichteler (7. Juni 1914: Vechta—Cloppenburg).
16. Sa.	Johannes v. Nepomuk	
21. Woche	Ev.: Die Pfingstgabe des Herrn Joh. 14, 23—31	12. 1878 Großer Brand in Cloppenburg (Langestr.).
17. So.	Pfingstsonntag Dietmar, Paschalis	13. 1727 Grundsteinlegung zur Franziskanerkirche in Vechta.
18. Mo.	Pfingstmontag Erich, Erika	13. 1926 † Bernard König - Löningen, Apotheker, Landtagsabg., verdienstvoller Sammler, Mitbegründer des Cloppenburger Heimatmuseums.
19. Di.	Petrus Cölestinus	
20. Mi.	Bernardin v. Siena, Quat.	
21. Do.	Felix	
22. Fr.	Julia, Renate, Quat. ☼	
23. Sa.	Desiderius, Gisbert, Quat.	16. 1648 Vechta vom schwedischen General Königs- mark erstürmt.
22. Woche	Ev.: Geheimnis der Hl. Dreifaltigkeit, Matth. 28, 18—20	
24. So.	Dreifaltigkeitsfest Johanna	20. 1397 † Heinrich von Oyta (Friesoythe), Gründer der theol. Fakultät Wien.
25. Mo.	Gregor VII., Urban I.	
26. Di.	Philipp Neri	
27. Mi.	Beda	
28. Do.	Fronleichnamfest Wilhelm	27. 1891 † Franz Terbeck - Vechta, Seminardirektor, Prälat.
29. Fr.	Maria Magd. v. Pazzi ☾	
30. Sa.	Felix I., Papst, Ferdinand	27. 1922 † Gerhard Tepe-Vechta, Offizial.
23. Woche	Ev.: Vom großen Abendmahl Luk. 14, 16—24	
31. So.	2. Sonntag nach Pfingsten Angela Merici, Petronella	28. 1811 Großer Brand in Essen (147 Häuser vernichtet).



Die Schnatmühle (Achtkantwindmühle), Damme

1. Mo. Regina, Theobald
2. Di. Erasmus, Marcellinus
3. Mi. Klothilde
4. Do. Franz Caracciolo, Quirin
5. Fr. Bonifatius
6. Sa. Norbert

24. Woche Ev.: Freund der Sunder und
Zöllner, Luk. 15, 1—10

7. So. **3. Sonntag nach Pfingsten**
Gisela, Robert
8. Mo. Medardus
9. Di. Primus und Felician
10. Mi. Margarethe
11. Do. Barnabas
12. Fr. Johannes von Fac.
13. Sa. Antonius von Padua

25. Woche Ev.: Der reiche Fischfang
Luk. 5, 1—11

14. So. **4. Sonntag nach Pfingsten**
Basilius der Große
15. Mo. Vitus, Creszentia
16. Di. Benno, Luitgard
17. Mi. **Tag d. nationalen Einheit**
Rainer, Adolf
18. Do. Markus und Marcellianus
19. Fr. Gervasius, Protasius,
Juliana
20. Sa. Adelgund, Silverius

26. Woche Ev.: Gerechtigkeit des Neuen
Bundes, Matth. 5, 20—24

21. So. **5. Sonntag nach Pfingsten**
Aloysius von Gonzaga
22. Mo. Eberhard, Paulinus
Sommersanfang
23. Di. Edeltraud
24. Mi. Johannes der Täufer
25. Do. Prosper, Wilhelm, Helmut
26. Fr. Johannes und Paulus
27. Sa. Ladislaus, Siebenschl.

27. Woche Ev.: Zweite wunderbare Brot-
vermehrung, Mark. 8, 1—9

28. So. **6. Sonntag nach Pfingsten**
Leo II., Irenäus
29. Mo. **Peter und Paul**
30. Di. Pauli Gedächtnis

1. 1809 † Ferd. Matth. Driver, erster Heimat-
schriftsteller.

1. 1927 Wirbelsturm in Auen und Holthaus.

2. 1927 † Dr. Bernhard Brägelmann, Vechta, Pro-
fessor.

4. 1879 † Dr. theol. Laurenz Reinke - Langförden,
Prof. der Exegese, Münster.

5. 1940 † Wilhelm Schulte - Scharrel, Pfarrer, her-
vorragender Kenner der saterländischen
Mundart.

6. 1865 † Joh. Heinrich Krogmann - Lohne, Be-
gründer der Lohner Pinsel- und Bürsten-
industrie.

6. 1915 † Karl Willoh - Vechta, Pfarrer, Heimat-
schriftsteller.

7. 1870 † A. H. Wilking-Langförden, Lehrer, Ver-
fasser von Jugendschriften.

9. 1650 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.).

15. 1804 † St. Joan Christian Garrel, Judex Essensis,
69 Jahre, als letzter Richter in Essen.

18. 1252 Walram von Monschau, seine Frau Jutta
und deren Mutter Sophie traten alle ihre
Rechte in der Grafschaft Vechta an den
Bischof Otto II. von Münster ab.

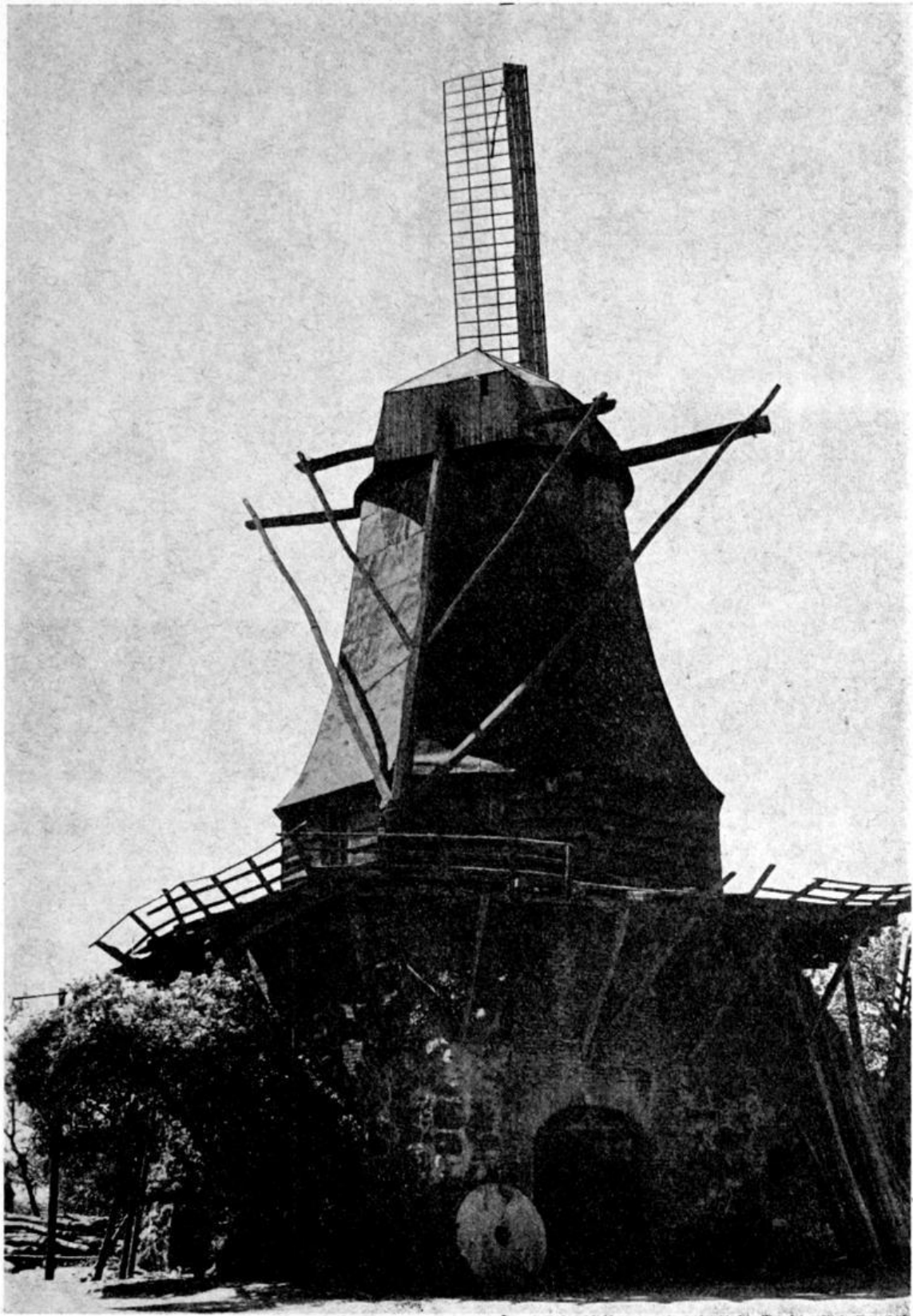
18. 1877 Großer Brand in Friesoythe (53 Häuser
vernichtet).

18. 1916 † Heinrich Kühling-Essen, Pfarrer, Heimat-
forscher.

23. 1832 † Joh. Bernard Tangemann-Damme, Pfarrer
und Dechant in Badbergen, Verfasser theo-
logischer Schriften.

30. 1803 Übergang der Ämter Vechta und Cloppen-
burg an das Herzogtum Oldenburg.

30. 1848 † Bernhard Mönig-Essen, Pfarrer, Heimat-
schriftsteller.



Achkantwindmühle, Langförden

1. Mi.	Fest des kostbaren Blutes, Theobald	6. 1543 Bischof Franz von Münster und Osnabrück führt durch Magister Hermann Bonnus aus Lübeck, gebürtig aus Quakenbrück, in den Ämtern Vechta und Cloppenburg das evangelische Bekenntnis ein.
2. Do.	Mariä Heimsuchung, Otto	
3. Fr.	Hyazinth, Bertram	
4. Sa.	Berta, Ulrich	
28. Woche	Ev.: Warnung vor den falschen Propheten, Matth. 7, 15–21	7. 1933 † Bernard Kramer - Lohne, Verfasser der Schrift über die Lohner Industrie.
5. So.	7. Sonntag nach Pfingsten Antonius von Zaccaria	9. 1912 † Dr. theol. Bernhard Neteler-Dinklage, bekannt als Verfasser exegetischer Abhandlungen.
6. Mo.	Thomas Morus	
7. Di.	Willibald, Cyrillus	
8. Mi.	Kilian, Elisab. v. Portugal	
9. Do.	Dieter, Veronika	
10. Fr.	Hl. sieben Brüder	10. 851 Überführung der Reliquien des hl. Alexander von Rom nach Wildeshausen.
11. Sa.	Pius I., Siegbert	
29. Woche	Ev.: Der untreue Verwalter Luk. 16, 1–9	10. 1534 Justifizierung aufrührerischer Bauern in Münster.
12. So.	8. Sonntag nach Pfingsten Johannes Gualbert	10. 1840 † Joh. Heinr. Niemann - Friesoythe, Arzt, Verfasser naturkundlicher Schriften.
13. Mo.	Margarethe	
14. Di.	Bonaventura	
15. Mi.	Heinrich	
16. Do.	Skapulierfest, Irmgard	10. 1900 † Friedr. Schröder-Vechta, Pater, Rektor des Collegium Germanicum in Rom.
17. Fr.	Alexius	
18. Sa.	Arnold, Friedrich	11. 1905 Eröffnung der Neuenkirchener Heilstätte.
30. Woche	Ev.: Jesus weint über Jerusalem Luk. 19, 41–47	15. 1932 † Wilhelm Lohaus-Dinklage, Ök.-Rat und Landwirtschaftsschuldirektor.
19. So.	9. Sonntag nach Pfingsten Vincenz von Paul	16. 1774 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.).
20. Mo.	Hieronymus	
21. Di.	Praxedis, Daniel	18. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Vechta.
22. Mi.	Maria Magdalena	
23. Do.	Apollinaris, Liborius	20. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Cloppenburg.
24. Fr.	Christina	
25. Sa.	Jakobus	25. 1949 † August Hackmann-Cloppenburg, Dechant, Mitbegründer des Heimatbundes.
31. Woche	Ev.: Gleichnis vom Pharisäer und Zollner, Luk. 18, 9–14	29. 1915 † Heinrich Gründling-Vechta, Seminarlehrer.
26. So.	10. Sonntag nach Pfingsten Anna	
27. Mo.	Bertold, Pantaleon	
28. Di.	Viktor I., Innozenz I.	
29. Mi.	Martha, Beatrix	
30. Do.	Wiltrud, Ingeborg	
31. Fr.	Ignatius von Loyola	



Achkantwindmühle, Neuenkirchen

AUGUST

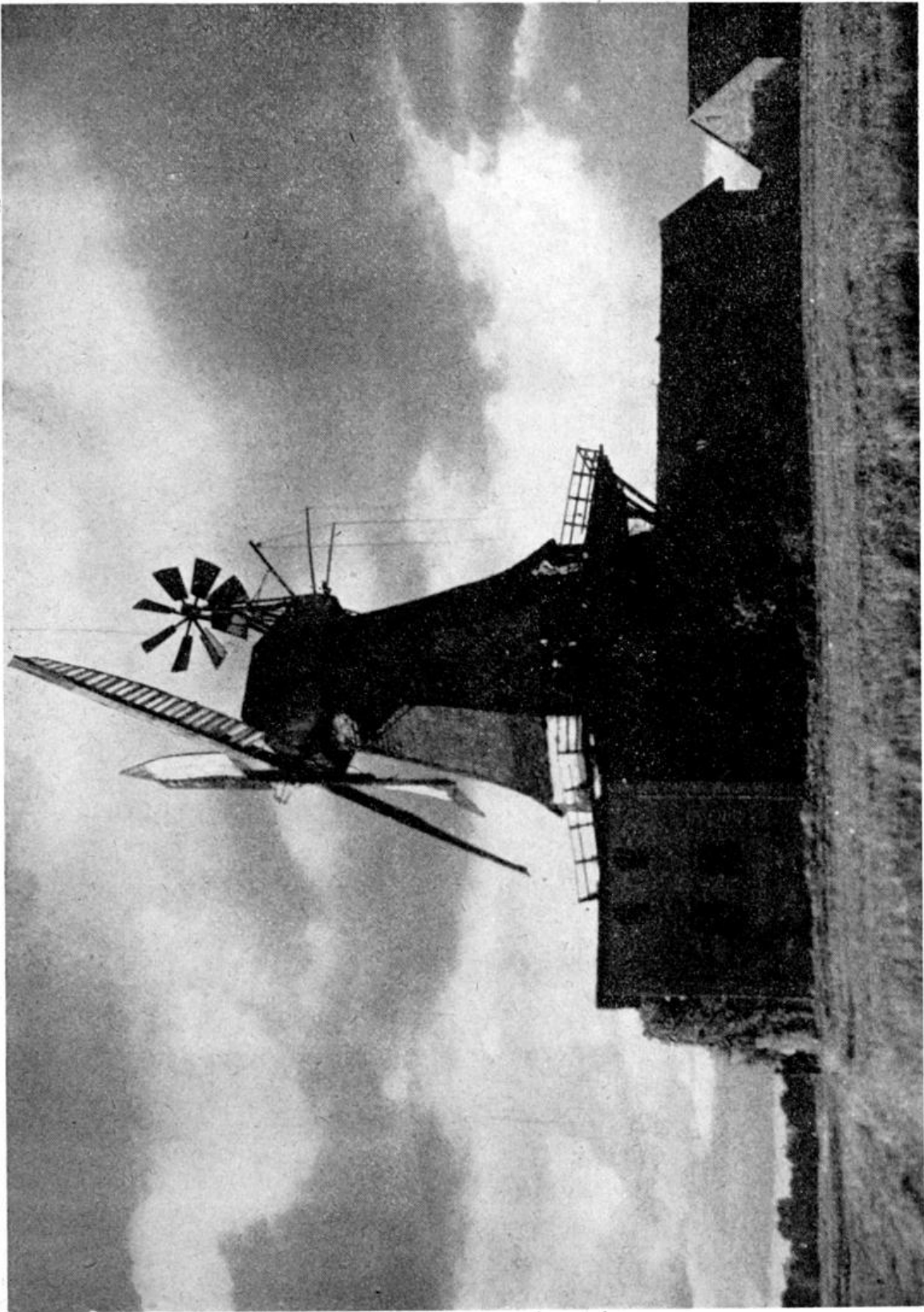
1. Sa.	Petri Kettenfeier	1. 1855	Errichtung des kath. Oberschulkollegiums in Vechta.
32. Woche	Ev.: Heilung eines Taubstummen, Mark. 7, 31—37	3. 1818 †	J. M. C. v. Ascheberg - Ihorst, letzter Direktor des Vechtaer Burgmannskollegiums, Verfasser historischer Abhandlungen.
2. So.	11. Sonntag nach Pfingsten Alfons v. Liguori, Elfriede	4. 1872 †	Christian Wehage - Essen, Pfarrer in Damme, Feldgeistlicher 1848, Begründer des Dammer Krankenhauses.
3. Mo.	Auffindg. d. hl. Stephanus	5. 1904	Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.).
4. Di.	Dominikus	8. 1684	Großer Brand in Vechta.
5. Mi.	Oswald, Maria Schnee	8. 1933 †	Gerhard Ostendorf-Vechta, Justizrat 1899 bis 1924.
6. Do.	Verklärung Christi	11. 1888	Eröffnung der Bahn Lönigen—Essen.
7. Fr.	Kajetan, Donatus	11. 1902	Großer Brand in Cloppenburg.
8. Sa.	Cyriakus	13. 1841 †	Bernhard Romberg-Dinklage, Cellist, zuletzt in Hamburg.
33. Woche	Ev.: Gleichnis vom barmherzigen Samaritan, Luk. 10, 23—37	19. 1921 †	Eduard Burlage, Reichsgerichtsrat und Reichstagsabgeordneter.
9. So.	12. Sonntag nach Pfingsten Petrus Faber	20. 1934	erfolgte der erste Spatenstich zum Museumsdorf Cloppenburg.
10. Mo.	Laurentius	20. 1951 †	Dr. Paul Clemens-Cloppenburg, Assistent am Museumsdorf, Heimatschriftsteller.
11. Di.	Tiburtius, Susanna	21. 1875 †	Dr. Heinrich Rump-Essen, Schriftsteller.
12. Mi.	Klara, Hilarius	21. 1914 †	Augustin Kreutzmann - Dinklage, Orgelvirtuose.
13. Do.	Hippolyt und Kassian	23. 1927 †	August Schillmöller, Heimatschriftsteller.
14. Fr.	Eusebius	24. 1730	Gottfried Steding-Vechta, Kapitelsdirektor und Pfarrer.
15. Sa.	Mariä Himmelfahrt	24. 1716	Großer Brand in Cloppenburg (vom Krapendorfer Tor bis zur Mühle).
34. Woche	Ev.: Gleichnis von den zehn Aussätzigen, Luk. 17, 11—19	26. 1821	Großer Brand in Scharrel.
16. So.	13. Sonntag nach Pfingsten Joachim, Rochus	27. 1846 †	Bernhard Jos. Hackstätte-Essen, Kaplan, Heimatschriftsteller.
17. Mo.	Hyazinth, Emilie		
18. Di.	Helena		
19. Mi.	Johannes Eudes		
20. Do.	Bernhard von Clairvaux		
21. Fr.	Franziska von Chantal		
22. Sa.	Fest d.unbefl.Herz.Mariä, Timotheus, Philibert		
35. Woche	Ev.: Gottes Vatergute Matth. 6, 24—33		
23. So.	14. Sonntag nach Pfingsten Philippus Benitus		
24. Mo.	Bartholomäus		
25. Di.	Ludwig, Gregor		
26. Mi.	Egbert		
27. Do.	Gebhard, Josef v. Calas.		
28. Fr.	Augustinus		
29. Sa.	Johannes Enthauptung		
36. Woche	Ev.: Jüngling von Naim Luk. 7, 11—16		
30. So.	15. Sonntag nach Pfingsten Rosa von Lima, Ingrid		
31. Mo.	Raimund, Isabella		





Achtkantwindmühle, Scharrel

1. Di.	Agidius, Ruth	1. 1334 † Franz Trenkamp-Strucklingen, Pastor, Altertumsforscher.
2. Mi.	Stephan	
3. Do.	Erasmus	1. 1888 Eröffnung der Bahn Vechta—Lohne.
4. Fr.	Rosalia, Irmgard, Ida	
5. Sa.	Laurentius Justiniani	1. 1928 † Georg Vorwerk - Cappeln, Pionier der Pferdezucht.
37. Woche	Ev.: Beim Gastmahl des Pharisäers, Luk. 14, 1—11	3. 1955 † Alois Tepe-Neuenkirchen, Heimatforscher.
6. So.	16. Sonntag nach Pfingsten Schutzengelfest, Magnus	4. 1833 † Gerhard Heinrich Kreymborg-Lohne, Begründer der Lohner Industrie.
7. Mo.	Regina	6. 1943 † Zu Höne-Vestrup, Pfarrer, Heimat- und Familienforscher.
8. Di.	Maria Geburt, Hadrian	
9. Mi.	Gorgonius, Korbinian	8. 1931 † Bernard Dinkgreffe - Addrup bei Essen, Dechant und Pastor Primarius, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, zuletzt Hamburg.
10. Do.	Nikolaus von Tolentino	
11. Fr.	Protus und Hyazinth	9. 1678 † Christoph Bernhard von Galen, Fürstbischof, Münster.
12. Sa.	Maria Namensfest	9. 1926 † Heinrich Fortmann-Cloppenburg, Rektor, Gründer und langjähriger Leiter des kath. oldbg. Lehrervereins
38. Woche	Ev.: Das Hauptgebot Matth. 22, 34—46	12. 1875 † Franz Heinr. Deters-Lohne, Bildhauer.
13. So.	17. Sonntag nach Pfingsten Notburga	14. 1850 † Dr. med. H. Ch. A. Osthoff-Vechta, Verfasser verschiedener Schriften heimatkundlichen Inhalts.
14. Mo.	Fest Kreuzerhöhung	16. 1955 † Dr. phil. Georg Reinke-Vechta, Professor am Gymnasium Antonianum, Heimatschriftsteller, Mitbegründer des Heimatbundes.
15. Di.	Sieben Schmerzen Maria	17. 1374 Eroberung der alten Burg Dinklage (Ferdinandsburg) durch Bischof Florenz von Münster.
16. Mi.	Ludmilla, Edith, Quatemb.	20. 1929 † Jos. Grönheim - Löningen, Prof., Jubilarpriester.
17. Do.	Hildegard, Lambertus	26. 1929 † August kl. Quade-Vechta, Professor am Seminar.
18. Fr.	Richardis, Joseph v. Cup. Quatember	27. 1719 † Herbert Wichmann-Oythe, einziger Glockengießer im Lande Oldenburg.
19. Sa.	Januarius, Quatember	28. 1868 † Friedrich August Clodius-Lohne, Zigarrenfabrikant.
39. Woche	Ev.: Der rechte Gebrauch der irdischen Güter, Matth. 9, 1—8	30. 1777 Großer Brand in Bakum, der das ganze Dorf zerstörte.
20. So.	18. Sonntag nach Pfingsten Eustachius	
21. Mo.	Matthäus	
22. Di.	Mauritius, Emmeran	
23. Mi.	Linus, Thekla, Herbstanf.	
24. Do.	Gerhard	
25. Fr.	Kleophas	
26. Sa.	Cyprian, Justina	
40. Woche	Ev.: Vom königlichen Gastmahl Matth. 22, 1—14	
27. So.	19. Sonntag nach Pfingsten Kosmas und Damian	
28. Mo.	Wenzel, Lioba	
29. Di.	Michael, Erzengel	
30. Mi.	Hieronymus, Ursus	



Achtkantwindmühle, Vechta

OKTOBER

1. Do. Remigius, Giselbert
2. Fr. Leodegar
3. Sa. Ewald, Ther. v. Kinde Jesu

41. Woche Ev.: Jesus heilt den Sohn des konigl. Beamten, Joh. 4, 46—53

4. So. **20. Sonntag nach Pfingsten**
Erntedankfest und Rosenkranzfest, Franz v. Assisi
5. Mo. Helmut, Meinulf
6. Di. Bruno
7. Mi. Sergius
8. Do. Birgitta
9. Fr. Günther
10. Sa. Viktor, Franz von Borgia

42. Woche Ev.: Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht, Matth. 18, 23—35

11. So. **21. Sonntag nach Pfingsten**
Bruno, Protus
12. Mo. Maximilian
13. Di. Eduard
14. Mi. Kallistus, Burchard
15. Do. Theresia von Avila
16. Fr. Hedwig, Gerhard
17. Sa. Margareta Alac.

43. Woche Ev.: Der Zinsgroschen Matth. 22, 15—21

18. So. **22. Sonntag nach Pfingsten**
Lukas, Kirchweihfest
19. Mo. Frieda, Edwin
20. Di. Wendelin, Irene
21. Mi. Ursula, Meinhard
22. Do. Ingbert, Cordula
23. Fr. Severin, Joh. v. Kapistran
24. Sa. Raphael

44. Woche Ev.: Auferweckung der Tochter des Jairus, Matth. 9, 18—26

25. So. **23. Sonntag nach Pfingsten**
Christkönigsfest
Crispin und Crispinian
26. Mo. Siegebald
27. Di. Vinzenz und Sabina
28. Mi. Alfred, Egbert
29. Do. Dorothea, Narzissus
30. Fr. Serapion, Dietger
31. Sa. Wolfgang, Jutta

1. 1802 † B. Sigismund Hoyng-Langförden, Pfarrer, „der Overberg des Oldenburger Münsterlandes“.

1. 1835 Eröffnung des Postwagenverkehrs von Vechta nach Ahlhorn.

1. 1885 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Ahlhorn.

1. 1894 Gründung der landwirtschaftlichen Winterschule in Dinklage, der ältesten derartigen Lehranstalt des Münsterlandes.

1. 1906 Letzte Fahrt der Postkutsche von Cloppenburg nach Friesoythe.

3. 1948 † Julius Bröring, Verfasser eines zweibändigen Werkes über das Saterland.

3. 1946 † Joseph Haßkamp, Friesoythe - Vechta, Amtshauptmann, zuletzt in Oldenburg.

5. 1939 † Wilhelm Kotthoff-Vechta, Direktor des Gymnasiums.

16. 1899 † H. Möhlmann-Essen, Dechant, Erbauer der Kirche (1870—1875) und des Krankenhauses (1893) in Essen.

17. 1912 † Franz Diebels-Dinklage, Seminarmusiklehrer, Komponist.

19. 1945 † Franz Meyer-Holte b. Damme, Landtagsabgeordneter.

20. 1953 † Werner Baumbach-Cloppenburg, Oberst, erfolgreichster deutscher Kampfflieger.

21. 1956 † Pater Laurentius Siemer, langjähriger Provinzial der Deutschen Dominikaner, weithin bekannt als Rundfunk- und Fernsehprediger.

25. 1400 Graf Nikolaus von Tecklenburg trat die Herrschaft über Amt und Burg Cloppenburg nebst Friesoythe und Barßel an Bischof Otto von Münster ab.

26. 1922 † Ignaz Feigel-Cloppenburg, Bürgermeister und Landtagsabgeordneter.

30. 1880 † Clemens August Trenkamp-Lohne, Gründer der Fa. Trenkamp.





Wassermühle, Schemde (Gemeinde Steinfeld)

45. Woche Ev.: Der Sturm auf dem Meere
Matth. 8, 23–27

- | | | |
|----|-----|---|
| 1. | So. | 24. Sonntag nach Pfingsten
Allerheiligen |
| 2. | Mo. | Allerseelen |
| 3. | Di. | Hubert |
| 4. | Mi. | Karl Borromäus |
| 5. | Do. | Zacharias und Elisabeth |
| 6. | Fr. | Leonhard |
| 7. | Sa. | Engelbert, Willibrord ☾ |

46. Woche Ev.: Vom Unkraut unter dem
Weizen, Matth. 13, 24–30

- | | | |
|-----|-----|--|
| 8. | So. | 25. Sonntag nach Pfingsten
Gottfried, Egbert |
| 9. | Mo. | Theodor |
| 10. | Di. | Andreas Avellinus |
| 11. | Mi. | Martin, Bischof |
| 12. | Do. | Kunibert |
| 13. | Fr. | Stanislaus Kostka |
| 14. | Sa. | Alberich, Josaphat |

47. Woche Ev.: Gleichnis vom Senfkornlein
Matth. 13, 31–35

- | | | |
|-----|-----|--|
| 15. | So. | 26. Sonntag nach Pfingsten
Albertus Magnus ☼ |
| 16. | Mo. | Gertrud, Edmund |
| 17. | Di. | Hugo, Gregor |
| 18. | Mi. | Buß- und Betttag
Odo, Abt |
| 19. | Do. | Elisabeth von Thüringen |
| 20. | Fr. | Felix, Bernward |
| 21. | Sa. | Mariä Opferung |

48. Woche Ev.: Das Ende der Welt
Matth. 24, 15–35

- | | | |
|-----|-----|---|
| 22. | So. | Letzter Sonntag n. Pfingst.
Cäcilia, Totensonntag ☾ |
| 23. | Mo. | Clemens, Felicitas |
| 24. | Di. | Johannes vom Kreuz |
| 25. | Mi. | Katharina |
| 26. | Do. | Konrad |
| 27. | Fr. | Willehad |
| 28. | Sa. | Günther, Rufus |

49. Woche Ev.: Wiederkehr Christi zum
Gericht, Luk. 21, 25–33

- | | | |
|-----|-----|--|
| 29. | So. | 1. Adventssonntag
Anfang des Kirchenjahres
(Geschl. Zeit), Saturnin ☼ |
| 30. | Mo. | Andreas |

1. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses
in Cloppenburg.

4. 1286 † Johannes von Wildeshausen (Johannes
Teutonicus).

4. 1955 † Wilhelm Niermann-Delmenhorst, Dechant
und Propst.

8. 1851 Eröffnung des St. Marienhospitals in
Vechta, des ältesten Krankenhauses des
Oldenburger Münsterlandes.

9. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses
in Vechta.

9. 1826 † Bernhard Overberg, Förderer und Refor-
mator der kath. Volksschulen.

10. 1918 Rücktritt des Großherzogs Friedrich August,
Verzicht auf die Thronfolge. Oldenburg
wurde Freistaat.

10. 1918 † Friedrich Graf v. Galen-Dinklage, Reichs-
tagsabgeordneter.

15. 1904 Eröffnung der Bahnverbindung Dinklage—
Lohne.

15. 1876 Eröffnung der Bahnlinie Osnabrück—Clop-
penburg—Oldenburg (17. Oktober 1875
Oldenburg—Quakenbrück).

15. 1933 † Direktor Johann Wewer-Cloppenburg, be-
deutender Schulmann und Schriftsteller.

17. 1875 † Franz Bramlage-Lohne, Begründer der
Lohner Korkindustrie.

18. 1885 † Bernhard Holthaus sen., Dinklage, Ma-
schinenfabrikant, Begründer der Holthaus-
schen Maschinenfabrik.

18. 1887 Großer Brand in Dinklage.

19. 1668 Das Niederstift Münster (Südoldenburg)
wird auch kirchlich dem Bischof von Mün-
ster unterstellt; bis dahin hatte es kirch-
lich zum Bistum Osnabrück gehört.

28. 1821 † Andreas Romberg-Vechta, Komponist, zu-
letzt in Gotha.

29. 1896 † Anton Johannes Benker-Lohne, Bildhauer.



Kombinierte Wind- und Wassermühle, Neuenkirchen (Nellinghof)

DEZEMBER

1. Di. Arnold
2. Mi. Blanka, Bibiana
3. Do. Franz Xaver
4. Fr. Barbara
5. Sa. Reinhard

50. Woche Ev.: Gesandtschaft des Täufers
Matth. 11, 2—10

6. So. **2. Adventssonntag**
Nikolaus, Bischof
7. Mo. Ambrosius
8. Di. **Mariä unbefl. Empfängnis**
Elfriede
9. Mi. Abel
10. Do. Melchiades
11. Fr. Damasus
12. Sa. Justinus

51. Woche Ev.: Das Zeugnis des heiligen
Johannes, Joh. 1, 19—28

13. So. **3. Adventssonntag**
Lucia
14. Mo. Berthold, Franziska
15. Di. Rainald, Christiana
16. Mi. Adelheid, Eusebius, Quat.
17. Do. Begga, Lazarus
18. Fr. Wunib., Christoph, Quat.
19. Sa. Fausta, Friedbert, Quat.

52. Woche Ev.: Die Stimme des Rufenden
in der Wüste, Luk. 3, 1—6

20. So. **4. Adventssonntag**
Christian
21. Mo. Thomas, Apostel
22. Di. Beata, Bertheid
Wintersanfang
23. Mi. Dagobert
24. Do. Adam, Eva (Hl. Abend)
25. Fr. **1. Weihnachtstag**
26. Sa. **2. Weihnachtstag**
Stephanus (Offene Zeit)

53. Woche Ev.: Das Zeichen, dem wider-
sprochen wird, Luk. 2, 33—40

27. So. **Sonntag n. Weihnachten**
Johannes, Evangelist
28. Mo. Unschuldige Kinder
29. Di. **Thomas v. Canterbury**
30. Mi. David, Lothar
31. Do. Sylvester

1. 1955 † P. Reginald Weingärtner O.P., anerkannter Heimat- und Naturforscher.

2. 1895 † Pfarrer Dr. C. L. Niemann-Cappeln, Heimatschriftsteller.

3. 1946 † Dr. Heinrich Zerhusen - Vechta, Amtsgerichtsrat, Mitbegründer des Heimatbundes.

8. 1703 Ein Sturm zerstörte den Kirchturm in Dinklage.

8. 1919 Gründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.

11. 1827 Einsturz des Turmes der Löninger Pfarrkirche.

11. 1937 † Josef Renschen-Dinklage, Dechant, eifriger Sammler.

14. 1932 † Bernard Büniger-Altenoythe, Pfarrer, Heimatschriftsteller.

20. 1595 Großer Brand in Emstek, der das ganze Dorf zerstörte.

20. 1933 † Josef Meyer-Hemmelsbühren, Ökonome-rat

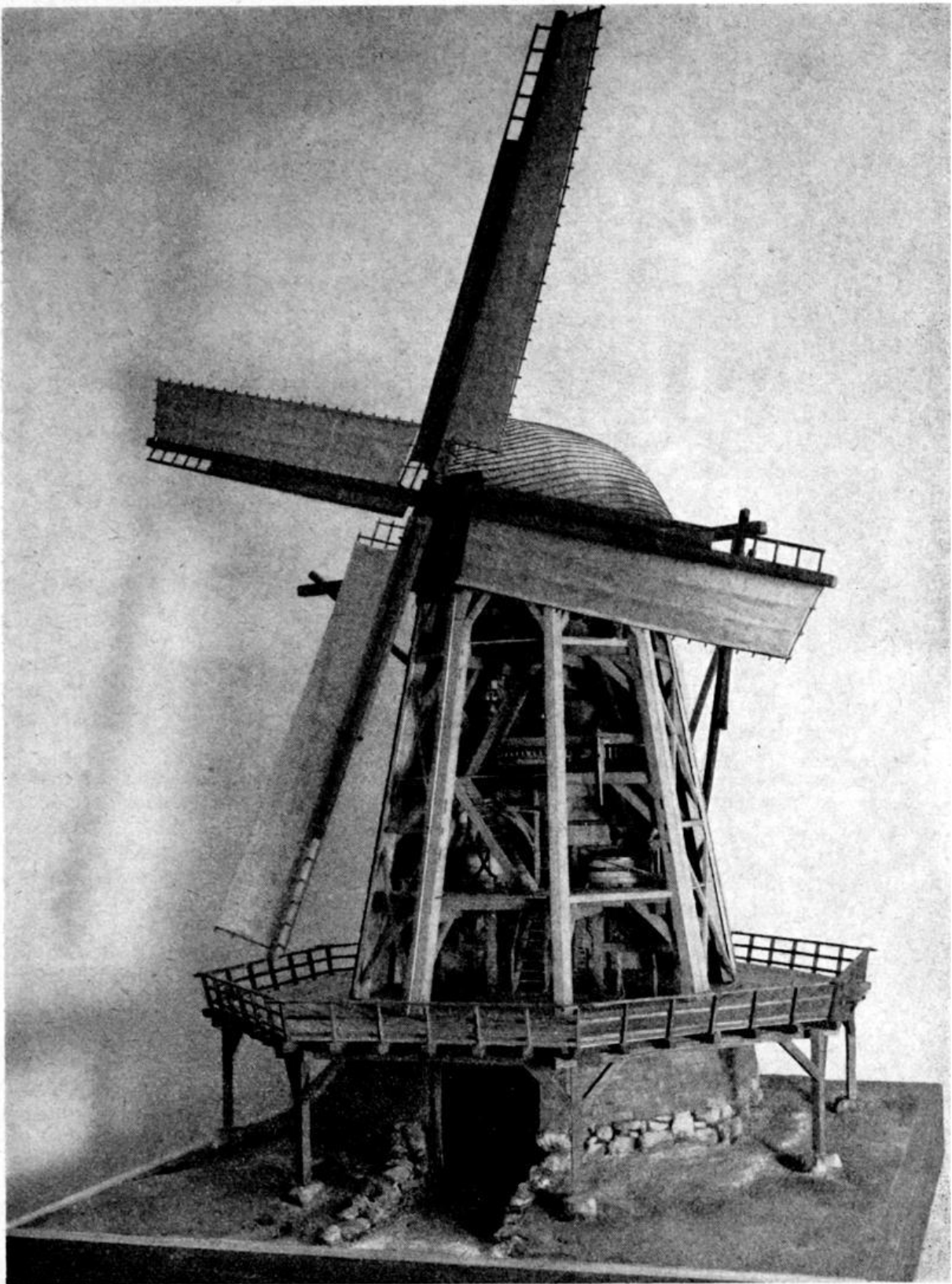
24. 1431 † Konrad von Vechta, Bischof von Olmütz, Erzbischof von Prag.

24. 1623 Niederbrennung des Dorfes Altenoythe durch Mansfeldsche Truppen.

25. 1932 † Dr. Clemens Pagenstert-Vechta, Lokalhistoriker.

30. 1934 † Heinrich Klingenberg-Lohne, Kunstmaler.





Die Bokeler Mühle — im Modell (Deutsches Museum, München)

Zu unseren Monatsbildern

Zu den schönsten Bauwerken, die uns die Kunst bauerlicher Handwerker auch in der engeren Heimat hinterlassen hat, gehören die Mühlen, und zwar in erster Linie die Windmühlen. Freilich wurde auch das Oldenburger Münsterland von dem Windmühlensterben, das allenthalben, im In- und Ausland, von den Heimatfreunden immer wieder beklagt wird, nicht verschont. Ja, das Windmühlensterben hat auch bei uns noch nicht aufgehört trotz aller Bemühungen, ihm Einhalt zu gebieten. Immer wieder dringen Hiobsbotschaften an unser Ohr, die Kunde davon geben, daß hier oder dort eine Mühle abgebrochen oder aber derart beschädigt wurde, daß um ihren endgültigen Bestand gebangt werden muß. Trotzdem sind auch in unserer Heimat noch so viele Windmühlen erhalten geblieben, daß wir uns von ihrer Mannigfaltigkeit hinsichtlich der Gestaltung ein klares Bild machen können.

Die ältere Windmühle, die sogenannte Bockmühle, findet sich im Oldenburger Münsterland nicht mehr. Oder sollte es hier gar keine Bockmühlen gegeben haben? Als Bockmühle bezeichnet man eine Mühle, die auf einem Bock aufgebaut wurde. Der gesamte Mühlenkörper muß gedreht werden, wenn die Flügel eines derartigen Bauwerks, einer Bockmühle also, in den Wind gestellt werden sollen. Zwar hat das Museumsdorf vor einigen Jahren eine sogenannte Bockmühle aus Altenoythe geholt, die in Cloppenburg in absehbarer Zeit wieder aufgebaut werden soll. Aber bei dieser handelt es sich nicht um die eigentliche Bockmühle. Die Altenoyther Windmühle stellt vielmehr ein Zwischending dar zwischen der regelrechten Bockmühle und der sogenannten Holländermühle. Die Holländermühle ist so gebaut, daß nur die oben auf dem eigentlichen Mühlenkörper ruhende Kappe gedreht zu werden braucht, wenn die Mühle in den Wind gestellt werden soll. Bei der Altenoyther Mühle aber, die übrigens ursprünglich in Edewecht gestanden haben soll, ruht die untere Hälfte des Mühlenkörpers fest auf der Erde, während die obere Hälfte, wenn der Wind richtig in die mit Segeln bespannten Flügel einfallen soll, gedreht werden muß.

Man hat sie wohl auch als Jungfer- oder Kokermühle bezeichnet.

Die Holländermühle, die bekanntlich in Holland besonders stark vertreten ist, hat man wohl auch als Turmwindmühle bezeichnet. Genauer genommen aber müßten die Holländermühlen des Oldenburger Münsterlandes als Achtkantmühlen bezeichnet werden. Sie sind nämlich bis auf eine einzige Ausnahme allesamt, einerlei ob sie nun aus Holz oder Stein gebaut wurden, nicht rund, sondern achteckig gestaltet worden. Die einzige Ausnahme findet sich im äußersten Südwesten des Landes, in der Gemeinde Neuenkirchen (Besitzer: B. Prues); sie wurde kreisrund gebaut und kann mit Fug und Recht als Turmwindmühle bezeichnet werden.

Es gibt aber auch Sechskantmühlen. Eine solche Mühle ist in Hüven auf dem Hümmeling zu sehen. Sie wurde hoch oben über einer Wassermühle errichtet. Im Oldenburger Münsterland dagegen finden sich derartige Mühlen nicht.

Anderswo, d. i. wiederum nicht im Oldenburger Münsterland, sollen gelegentlich auch Windmühlen mit 12 Kanten gebaut worden sein. In diesem Zusammenhang darf daran erinnert werden, daß es neben den achteckigen Dreschtürmen, die hierzulande durchaus die Regel darstellten, offenbar aber auch Dreschtürme mit 12 Ecken, und zwar auch bei uns, gegeben hat.

Rund konnten die Windmühlen nur gestaltet werden, wenn sie aus Steinen erbaut wurden. Daß man aber im Oldenburger Münsterland auch die steinernen Mühlen fast ausnahmslos achtkantig gestaltete, läßt darauf schließen, daß die Holzbauweise die ältere war. Die steinernen Windmühlen finden sich vor allem im Norden und Süden des Landes. Daß man sich dabei im Süden gelegentlich der Bruchsteine bediente, im Norden dagegen vorzugsweise, um nicht zu sagen ausschließlich, der Backsteine, nimmt nicht wunder. Hier und da wurden freilich auch Findlinge dazu benutzt, vor allem in den Grundmauern, aber auch in dem unteren Teil des aufsteigenden Mauerwerks. Bevorzugt aber wurde im Oldenburger Mün-



sterland auch für die Windmühle das herrliche Eichenholz als Baustoff. Mitunter ist der Baukörper sogar gänzlich, und zwar einschließlich der Kappe, mit Holzschindeln bedeckt. Die Bokeler Mühle, die heute im Museumsdorf steht, erforderte für die Außenhaut insgesamt nicht weniger als 25 000 Schindeln. Nimmt man dazu noch das starke Bauholz, das im Innern der Mühle dem Auge sich zeigt, so kommt man dabei auf insgesamt nicht weniger als 120 cbm Eichenholz. Damit konnte man zwei Bauernhäuser von normaler Größe bauen. Im Norden des Landes benutzte man für die Außenhaut des Mühlenkörpers nach friesischem Vorbild gern Schilfrohr, das hier Reith genannt wird. Die geschindelten Mühlen wurden obendrein noch mit starken Brettern unterlegt. Daß es auch in Holland holzverschindelte Mühlen gegeben haben muß, erkennt man deutlich, wenn man vom Oldenburger Münsterland her westwärts wandert und bis zur holländischen Grenze vorstößt. Indes sollen heute nach der Mitteilung eines anerkannten Fachmanns in Holland derartige Mühlen nicht mehr existieren.

Kann eine Windmühle von dem Erdhügel aus, auf dem sie errichtet wurde, bedient werden, so spricht man von einem Erdholländer. Windmühlen dagegen, die höher hinauftragen, so daß sie nur von einer ringsumlaufenden Galerie aus durch den Müller bedient werden können, bezeichnet man wohl auch als Galerieholländer. Schauen wir die verschiedenen in diesem Kalender abgebildeten Windmühlen genauer an, so fällt uns auf, daß die acht Kanten der Bokeler und der Dammer Mühle bzw. der Schnatmühle von oben bis unten gerade durchlaufen, während sie bei allen übrigen Windmühlen geschweift erscheinen. Die erstere Art hat man gelegentlich auch als typisch münsterländisch bezeichnet.

Alle unsere Windmühlen wurden mit vier Flügeln ausgestattet. Es ist immerhin wertvoll, das zu betonen, da die Windmühlen in einigen Ländern auch sechs oder mehr Flügel tragen. In älterer Zeit waren die Flügel überdies allesamt mit Segeltuch bespannt. In jüngerer Zeit dagegen wurden die Windmühlenflügel gelegentlich auch mit verstellbaren Jalousien ausgestattet. Derartige Jalousien zeigt auch eine der drei in diesem Kalender abgebildeten Neuenkirchener Mühlen. Eine Dammer Mühle zeigt sogar zwei Flügel der alten Art und daneben zwei andere, die mit Jalousien ausgestattet wurden.

Von der Kappe hängt das Drehwerk herunter mit seinem Schwertbalken, den Schwertern und dem Stert. Unten am Stert befindet sich ein eisernes Rad, mittels dessen das Drehwerk bedient wird. Bei den Dammer Mühlen zeigt die Kappe eine seltsame Verlängerung nach der dem Mühlenkreuz entgegengesetzten Seite. In diesem verlängerten Teil der Mühlenkappe bemerken wir ein Rad, von dem Ketten herunterhängen. Das ist das eiserne Drehrad, das hier von unten nach oben verlegt wurde. Hier fehlt daher auch das hölzerne Drehwerk. Bei genauerem Zusehen erkennen wir, daß auch die Neuenkirchener Achtkantmühle in dieser Hinsicht genau so gebaut wurde. Eine Windrose, die das Endglied in der Entwicklung darstellt, und die oben auf der Kappe angebracht wurde, zeigt von den in diesem Kalender abgebildeten Mühlen nur die Vechtaer Mühle. Die mit einer Windrose ausgestatteten Mühlen stellten sich automatisch in den Wind.

Wenn gelegentlich nur zwei Flügel an einer Mühle zu beobachten sind, so liegt das stets lediglich daran, daß die beiden anderen Flügel, wie z. B. bei der Langfördener Mühle, mit der Zeit verlorengegangen sind. Vor kurzem hat diese Mühle auch noch ihre beiden letzten Flügel verloren. Die Dammer Mühle, d. i. die Schnatmühle, hat, wie das Bild zeigt, sämtliche Flügel verloren. Geblieben sind nur die Bruststücke, die ehemals die Flügel trugen.

Interessant ist schließlich noch der massive Unterbau der Langfördener Mühle, der, wie auf dem Bilde zu ersehen ist, in mittlerer Höhe aus einem Quadrat langsam in ein Achteck übergeht. Im übrigen ist dieser Unterbau z. T. aus mächtigen Findlingen, sonst aber aus Backsteinen aufgebaut. Der darüber sich erhebende Achtkant ist unten mit Brettern in Stülpschalung versehen, im oberen Teil dagegen mit Blech verkleidet. Das ist in neuerer Zeit leider des öfteren geschehen. Noch schlimmer aber ist es, wenn der Mühlenkörper schließlich auch noch mit Dachpappe verkleidet wurde.

Ehemals muß es im Oldenburger Münsterland auch Wassermühlen in größerer Zahl gegeben haben. Die Schemder Wassermühle, die sich noch in Betrieb befindet, bietet dem Auge auch heute noch ein schönes Bild, wenn auch das alte, aus Holz gefertigte Wasserrad bereits einem Rad aus Eisen Platz machen mußte.

Eine kombinierte Wind- und Wassermühle gibt es heute den Zeitungsberichten zufolge nur noch auf dem Hümmling. Viele Menschen kennen diese Mühle. Es ist die schon erwähnte Hübener Mühle. Sie wurde in jüngster Zeit mit erheblichen Mitteln wieder instand gesetzt bzw. wieder aufgebaut. Aber es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, daß es eine derartige kombinierte Wind- und Wassermühle sonstwo nicht mehr gebe. Es existiert vielmehr eine derartige Mühle sogar heute noch in unserer Heimat, d. i. im äußersten Süden des Oldenburger Münsterlandes, und zwar in der Gemeinde Neuenkirchen (Besitzer Lübke, früher Schnittker bzw. Kronlage). Trotz des starken Verfalls, den die Mühle heute zeigt — sie hat u. a. Drehwerk, Kappe und Mühlenkreuz verloren — erkennt man noch deutlich, wie imposant einst dieses Bauwerk gewesen sein muß. Nebenbei sei bemerkt, daß man diese kombinierten Wind- und Wassermühlen nicht verwechseln darf mit den windgetriebenen Wasserschöpfungsmühlen, die es übrigens ehemals auch am Dümmer gegeben haben soll, und die man gelegentlich ebenfalls als Wind-Wassermühlen bezeichnet hat. Eine echte Wind-Wassermühle aber soll vor nicht allzu langer Zeit auch noch in Lönigen gestanden haben.

Neben den Windmühlen und Wassermühlen gab es aber ehemals im Oldenburger Münsterland auch noch andere Großmühlen. Dazu zählen u. a. auch die Roßmühlen, d. h. die durch Pferdekraft getriebenen Mühlen, plattdeutsch: Paremöhlen. In einer alten Urkunde aber wird eine solche Mühle als Roßwerk bezeichnet. Glücklicherweise konnte durch das Museumsdorf die letzte Mühle dieser Art, die ein bekannter Löniger Mühlenbauer noch um 1870 erstellte, gerettet werden.

Eine weitere Großmühle, die bereits ins Museumsdorf geschafft wurde und hier eines Tages, und zwar in Verbindung mit der Bokeler Mühle, wieder aufgebaut werden soll, ist die Olmühle. Es hat scheint's in unserer engeren Heimat ehemals mehrere Olmühlen gegeben. Aber erhalten blieb nicht eine einzige.

Es gab schließlich aber noch andere Großmühlen, so die Bokemühlen, die Walkmühlen, die Sägemühlen, aber auch Grützemühlen, die durch tierische Kraft in Bewegung gesetzt wurden. Aber von all diesen Müh-

len findet sich hierzulande nicht eine einzige mehr.

So mancher Bauernhof war früher mit irgendeiner Großmühle ausgestattet. Es gab sogar, und zwar nicht nur anderswo, vielmehr auch in unserer südoldenburgischen Heimat, Bauernhöfe, die gleichzeitig mit mehreren Großmühlen ausgestattet waren.

Überall sind Bestrebungen im Gange, wenigstens einige der erwähnten Großmühlen zu erhalten. Das ist sehr zu begrüßen, namentlich mit Rücksicht auf das Landschaftsbild. Aber weil man dabei fast immer nur an das Landschaftsbild denkt, begnügt man sich auch meist damit, nur das äußere Bild der Mühlen zu erhalten. Schließlich jedoch ist das Innere einer alten Mühle mindestens genau so bedeutsam wie ihr äußeres Erscheinungsbild, und darum ist es auch zu begrüßen, daß wenigstens einige der genannten Mühlen im Museumsdorf in Cloppenburg innen und außen genau so erhalten werden, wie sie ehemals aussahen. Zeigt sich doch heute schon, daß es für den Besucher des Museumsdorfes ein großes, wenn nicht gar das größte Erlebnis darstellt, wenn er einmal die Bokeler Mühle auch von innen her zu betrachten die Gelegenheit findet und auf solche Weise eine Windmühle förmlich und vielleicht zum ersten Mal in allen Einzelheiten verstehen lernt.

Wenn aber einer dann auch noch die anderen Großmühlen des Museumsdorfes sich genauer ansieht, dazu schließlich auch noch die vielen, höchst verschiedenartig konstruierten, durch Menschenhand in Bewegung gesetzten kleineren und kleinsten Mühlen, die seitens des Museumsdorfes von Jahr zu Jahr in immer größerer Zahl gesammelt wurden: so die Grütze- und Brakemühlen, die Schnippel- und Kabusmühlen (Bohnen- und Weißkohlschneidemaschinen), die Wurstmühlen, die Senfmühlen, die Staubmühlen, die Schwingmühlen (Flitschemöhlen), die Kaffee- und Pfeffermühlen, schließlich aber auch die Karn- oder Hundemühlen, für die der Hund die Antriebskraft stellte, so gewinnt er hier nachträglich auch noch ein umfassendes Bild von den Anfängen der heute alles beherrschenden Technik. Das ist — auf die Dauer gesehen — vielleicht das größte Erlebnis, das ein Freilichtmuseum überhaupt vermitteln kann.

Heinrich Ottenjann



MIT LIEBENDEM AUGE UND DER KRAFT DES HERZENS

„Der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist, der vermehrt das Übel und breitet es weiter und weiter. Wer aber fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.“

Goethe: Hermann und Dorothea

Die Heimatbewegung als wissenschaftliche „Heimatkunde“ und als „praktische Heimatarbeit“ stand immer in Wechselwirkung mit den geistigen, wissenschaftlichen, kulturellen und politischen Strebungen ihrer Zeit. So blieb auch ihr nach dem letzten Kriege eine Erschütterung nicht erspart. Ihre heutige Position bedarf deswegen einer freimütigen Neuzeichnung. Man brauchte dafür eigentlich eine Reihe soziologischer Analysen in der Art, wie sie der Verfasser im letzten Heimatkalender (Jg. 1958, S. 33 ff) versuchte. Sonst hat die Aussicht auf eine überzeugende Diagnose eine allzu schmale Grundlage. Selbst wenn man die Entwicklung inmitten der Symptome erlebt und verfolgt, bleiben persönliche Eindrücke mit ihren Zufälligkeiten eine unvollkommene Grundlage für gültige Aussagen. Aber Platzmangel zwingt hier zu straffer Raffung der Linien. Das sei zum Verständnis, nicht zur Abschwächung vorausgeschickt. Diese bewußte Einschränkung mag der geplanten Zeichnung bescheidene Autorität sichern.

Nach dem Kriege geriet die Heimatbewegung in verdächtiges Zwielicht. Die Gründe sind keineswegs unbekannt. Das Regime Hitlers hatte jegliche Heimatarbeit für seine politischen Zwecke einzuspannen versucht. Nun hing der Heimatbewegung dieser Makel an, obwohl führende Kräfte in ihr nachweislich gegen den Mißbrauch gekämpft hatten. Auch alle Traditionen, die mit Politik verquickt worden waren, erschienen nach 1945 verdächtig . . .

So nahm die offizielle Kulturpolitik, die mit Hilfe der Besatzungsmächte in den Sattel gekommen war, Abstand von sämtlichen Bemühungen der Heimatarbeit. Jede Traditionspflege erlitt zunächst das gleiche Schicksal. Man beschnitt von oben her entsprechende Einflüsse auf allen Gebieten. Der Verdrängungskomplex gegenüber der Vergangenheit zeitigte lächerliche Überbetonung „weltbürgerlichen Geistes“ und „mo-

derner Kunst“ oder, was man dafür hielt. Für die „demokratische Umerziehung“ unseres schwer geschlagenen Volkes schien gewaltsames Abbringen von angestammten Traditionen erforderlich. Die Manager des neuen Kurses glaubten, sich in überstürzter „Weltweite“ bewähren und beweisen zu müssen. Bis heute nimmt ihre Flucht aus der Vergangenheit gelegentlich noch groteske Formen an, was ganz undemokratische und unduldsame Einseitigkeit zur Folge hat. Die Angst vor dem Eingeständnis der Liebe zur Heimat ist bei vielen „Köpfen“ weitverbreitet —

„Man kann heute mit dem Begriff der Heimat nicht mehr leben auf dieser Welt“, äußerte sich kürzlich im Rundfunk allen Ernstes der führende Kopf einer bundesdeutschen Universität. Selbst der anspruchsvolle Faltenwurf des Gewandes einer hochgeistigen Auseinandersetzung vermochte hier die ideologische Holzhackermentalität und die geistreich getarnte Demagogie nicht zu verbergen. Es enthüllte sich in erschreckender Weise der innere Verlust alles dessen, was wir ein Jahrtausend als Volk geglaubt, geliebt, gelebt und geschaffen haben. Für echte Heimatliebe scheint wenig Platz im gegenwärtigen Bildungsideal unserer Hochschulen. Wenn es um sie geht, werden selbst Hochschulprofessoren zu „terribles simplificateurs“.

Tatsächlich bildet unser Geistesleben weithin einen Trümmerhaufen. Das darf man sagen, ohne romantischer Kulturkritik verdächtig zu werden. Mehr als je empfinden entwurzelte Intellektuelle heute Genugtuung, wenn sie wieder einmal nicht zu ehren, zu achten und zu glauben brauchen, was anderen heilig ist. Ihre unverbindliche „Geisteshaltung“ hat die Maßstäbe verloren. Jeder Mangel einer überzeugenden Weltanschauung führt zum Verlust des Gefühls für Lebensnuancen. Die Freude über das Stürzen und Gestürzte überwiegt dann die Freude am Erhalten und organischen Weiterbauen. Man macht aus der Not innerer Heimatlosigkeit eine Tugend und gibt sich „voraussetzungslos“. Man wähnt, Anfänge zu setzen, wo Ende und Untergang ist. Formzerfall und Bindungslosigkeit kennzeichnen solche Unruhestifter und Störenfriede im Bereich unserer tragenden Lebens-



grundlagen. Wehe, wenn dieselben ihre einflußreichen Ansatzpunkte fortan weiter ausbauen könnten!

Das Stumpfwerden des Organs für echte Lebenswerte rächt sich durch Eintrübung des Spiegels der Seele. Das Auge verliert die Fähigkeit, gewachsene Eigenart liebend zu sehen, das Herz die Kraft, Einmaliges liebend zu umfassen. Bequemer Rationalismus zweckhaft opportunistischer Prägung verleugnet die Ehrfurcht vor räumlich und geschichtlich Besonderem und dessen Lebensbedingungen. Gewissenlose Karriere-macher üben keine Rücksicht auf die Vielfalt des Individuellen und seiner naturbedingten Lebensumstände. Man kann oder will nicht mehr unterscheiden. Mechanische Gleichmacherei und materialistisches Denken sind wurzelverwandt.

„Tamen distinguendum!“ Man könnte die heute offiziell zelebrierte „Geistigkeit“ auf sich beruhen lassen, wenn sie nicht in Händen von alles beherrschenden Managern zur Gefahr auswüchse. Es wäre verantwortungslos, idiotisch und feige, solchen zersetzenden Kräften nicht entgegenzutreten, etwa weil sie schon zu mächtig sind. Dieser Aufsatz geht klar zum Angriff über, verläßt die Deckung und nimmt gern in Kauf, zum „reaktionären Klagelied eines Provinzintellektuellen“ abgestempelt zu werden. Vielleicht hat er auch mit Totschweigen zu rechnen. Aber der Platz in diesem Heimatkalendar macht ihn doch zu einem unverlierbaren Dokument.

Obwohl die einzelnen Länder unseres Bundesstaates ihre im Grundgesetz verankerte „Kulturhoheit“ eifersüchtig bewachen, überschwemmt die deutschen Kulturlandschaften eine trübe Flut. Sie entfließt überall der gleichen Quelle. Heimatliebe gilt als dümmlich, Heimatgefühl als ridikul. Das Eintreten für heimtliche Belange wird möglichst übersehen oder mit der verflossenen Blut- und Bodenmystik verlogen in Beziehung gebracht. Die große allgemeinemenschliche Bedeutung des Cloppenburgers Museumsdorfes für Erforschung und Darstellung bäuerlicher Kultur schlechthin sucht man von oben herab durch die mit Fleiß wiederholte Etikettierung: „Heimatmuseum“ zu verkleinern. Lebenbestimmendes Heimatrecht gilt auf dem Jahrmarkt kultureller Eitelkeit und politischen Ehrgeizes als bloßes „Aufenthaltsrecht“.

Man sollte doch die Kirche im Dorf lassen, und zwar in einem ganz hintergründigen Sinne. Die wahre Natur des Menschen

ist stets in seine Heimat hineinprojiziert. Es muß aussprechbar bleiben, daß die Würde des Menschen mit seiner Heimatverbundenheit zusammenhängt. Noch immer senkt die reiche Fülle unseres überlieferten regionalen Kulturlebens gesunde Wurzeln in eine lange Vergangenheit voll lebendiger Kontinuität. Das ist den „weltgeistigen“ Neutönern von heute ein Dorn im Auge ihrer liebeleeren Voraussetzungslosigkeit. Ihnen ist daran gelegen, historische und landschaftliche Eigenart in politische Uniformität und bürokratische Schematisierung überzuführen. Die wachsende innere Entfernung vom lebendigen Volkstum in verstädterten Amtsstuben, sensationshungrigen Zeitungsredaktionen, selbstgefälligen Rundfunkstudios und politischen Parteibüros bedarf dringend einer gründlichen Revision. Mehr Menschlichkeit, Bereitwilligkeit und Ehrfurcht vor dem Eigenwert tut den verantwortlichen Drahtziehern in Politik, Wissenschaft, Kunst, Literatur, Rundfunk, Film und Presse auf der ganzen Linie not. Volkskunde als Geisteswissenschaft müßte wie die Naturwissenschaft breiter in den Dienst von Gegenwart und Zukunft gestellt werden, wenn auch die Geisteswissenschaften für Handel, Industrie und Politik wenig attraktiv sind. Der absichtlich unterschobene Ruf „musealer Unfruchtbarkeit“ verlangt Rehabilitierung.

Heimat als Naturrecht und als Naturgesetz hat den längeren Atem, wenn auch brutale, völkerrechtswidrige Machtpolitik sich darüber zeitweilig hinwegsetzt. Nach wie vor bleibt die Arbeit an ihr und für sie eine vornehme menschliche Aufgabe. Niemand kann aus falschen Voraussetzungen und ohne heimatliche Bindungen glücklich leben. So gehören die gesündesten Dinge auf dieser Welt zu jenen, die die Heimatbewegung vertritt. Heimatliebe ist mehr als innige Befreundung mit der Landschaft der Kindheit oder als sentimentale Verklärung der Herkunft. Sie ist mehr als weiche Sehnsucht nach malerischen Dörfern, nach verträumten Tälern und Bauernhöfen, einsamen Ebenen und meerweiten Küsten, nach ragenden Gipfeln und geheimnisvollen Wäldern, verwünschten Seen und hüpfenden Bächlein. Zwar erfaßt sie mit liebendem Auge auch diese Dinge, aber ihre eigentliche Kraft fließt aus dem wachen Bewußtsein aller angestammten Lebensumstände. Das heimatliebende Herz lebt im Grunde aus sehr realen blutsmäßigen, räumlichen, geschichtlichen und menschlichen Bezügen. Aller-

dings bedarf fruchtbare Heimatliebe des furchtlosen Auges der Selbstkritik. Dann macht solche Liebe nicht blind, sondern hellichtig.

Wer bewußt auf dem Boden wandelt, mit dem an den Füßen die Vorfahren ins Grab gesunken sind, auf den übt die alte Erde natürliche Anziehungskraft aus. Diese Kraft wird auch nie verlöschen. Jedoch bestimmt der Horizont des dörflichen Nestes keineswegs das mögliche Maß gesunder Heimatliebe. Beschränkter Lokalpatriotismus wäre ein schlechter Anwalt echter Heimatverbundenheit; denn die Heimat ist mehr als Krähwinkel. Heimatarbeit verlangt unverstellten weltoffenen Blick und souveräne Überschau der geistigen Zeitströmungen, wenn sie die mit Recht belächelte „Simpelei“ vermeiden will. Im übrigen entspringen spießbürgerliche Selbstzufriedenheit und weltbürgerliche Anmaßung aus gleicher menschlicher Unzulänglichkeit.

Die Bestrebungen der Heimatbewegung zielen überall in erster Linie auf das flache Land und den ländlichen Lebenskreis. Dort ist das Leben noch den Quellen näher. Der Kampf geht um die ungesunde Verstädterung. Die moderne Isolierung des Menschen von der Natur infolge der Technisierung, die von der Natur abgelöste Zivilisation, bzw. das mit beiden verbundene mechanistische bzw. materialistische Denken drohen ursprüngliche Lebensquellen zu verstopfen und das Land sich selbst zu entfremden. Auswirkungen davon fallen früher oder später wie ein Bumerang auf den Ausgangspunkt, den naturentfremdeten städtischen Lebenskreis, zurück. Also gerät das Volksganze in Gefahr.

Schon die Kriegsfolgen, wie der wachsende moderne Verkehr, haben die letzten ländlichen Bezirke radikal für die Zeitströmungen geöffnet. Durch den Krieg kam die jüngere ländliche Generation in ganz Europa herum. Sie konnte beobachten und vergleichen. Der Mißbrauch ihres Idealismus und ihrer Opferbereitschaft säte Skepsis, Zurückhaltung, Mißtrauen. Vielfach ist jegliche Verantwortungsfreude gelähmt. Die Auffüllung des flachen Landes mit heimatlos gewordenen Vertriebenen rief zusätzlich ganz neue Gegebenheiten im Lebensgefüge hervor. Der Verschmelzungsprozeß erzeugte Rückwirkungen, deren innere Verarbeitung noch aussteht. Am Ende keimte aus der allgemeinen geistigen Abwertung und der materiellen Geldentwertung der unausgesprochene Grundsatz „Nach uns die Sintflut!“

Der innere Zerfall des althergebrachten Nachbarschaftswesens und die rasch fortschreitende Aufsplitterung der Dorfgemeinschaft stehen im Begriff, das Zerstörungswerk zu vollenden. Gleichzeitig zieht der erstaunliche materielle Aufschwung einen raschen Gesinnungswandel im ländlich-bäuerlichen Menschen nach sich. Das Verhältnis von Wohlstand und Geist, Lebensstandard und Lebensformung — vor allem im Bauerntum — ist stärker als je verschoben. Der äußere Wiederaufbau wurde leider nicht zum inneren „Wiederaufbau“ einer vernünftigen ländlichen Grundhaltung. So lebt das Land technisch über seine geistigen Verhältnisse. Gefragt ist möglichst hoher Lebensstandard und nicht „bäuerliche Kultur“. Der geistige Haushalt wurde bedürfnisloser als je. Eine neuzeitliche „Dorfbourgeoisie“ lebt kaum noch bäuerlich, oft nicht einmal mehr ländlich. Das geistig-seelische Eigenleben des Landes von einst geriet in Verkümmern und Halbheit. Aus dem Ansteigen der Schulbildung auf dem Lande wächst heute nur noch ein Ansteigen der Lebensansprüche, aber keine arteigene Lebensform. Mehr als früher will die Landbevölkerung im Volksganzen gelten, selbst um den Preis der Aufgabe eigener Kulturansprüche.

Das Bewußtsein einer krisengeschüttelten Welt fehlt auf dem Lande noch weithin, und das scheinbar umfriedete Leben täuscht über die innere Aushöhlung hinweg. Aber die alte Fröhlichkeit und das unverwundlich frische Behagen von einst sind in unaufhaltsamem Schwinden begriffen. Mehr und mehr wird das Dorf von Unruhe und Hast ergriffen. Leere Betriebsamkeit ist jedoch kein wirkliches Leben. Das Auto stellt heute auch auf dem Lande keinen überflüssigen Luxus dar. Bauern, dörfliche Handwerker und sonstige Gewerbetreibende müssen im betrieblichen Interesse viel häufiger als früher Hof und Dorf verlassen. Das Tempo wird allgemein schneller, und die Mechanisierung kann mit dem Leutemangel nicht Schritt halten.

Wenn seelische Verarmung und nackter Materialismus auf dem Lande eine verhängnisvolle Ehe eingehen würden, wüchse daraus als Frucht unvermeidlich die religiöse Säkularisierung. Wenn der berechnende Kalkül in Zukunft Seele, Leben und Wärme ersetzte, dann könnte es auch der Seelsorge vielleicht nicht mehr gelingen, die Heilkräfte der Heimat erfolgreich zur Vertiefung der Lebensinhalte einzusetzen. In zunehmendem Maße weicht ohnehin ehe-



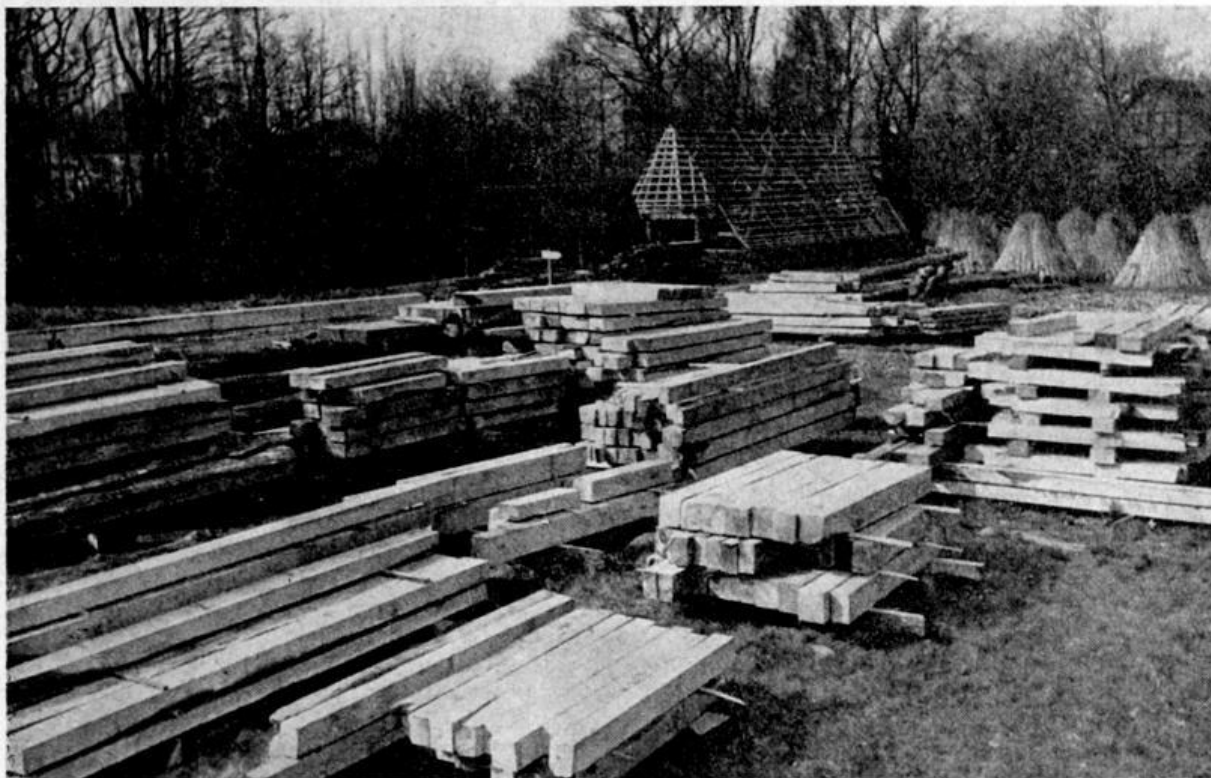
Es ist als ob die Maschine jede Vergangenheit überrollen wollte. Riesige Planierungen verändern in wenigen Tagen uralte gewachsene Landschaften fast vollständig. Traktoren mit unzerreißbaren Drahtseilen verwandeln alte Häuser und Höfe in wenigen Augenblicken zu wirren Trümmerhaufen, Ein Bild von tieferer Bedeutung, dem wir heutzutage immer wieder und überall begegnen. Das alte stürzt! Was aber steigt herauf? Ein wahrhaft bestürzendes Bild! Foto: Alwin Schomaker, Langenteilen

malige sonntägliche Ruhe rasenden Autos und knatternden Motorrädern. Fast schon sagenhaft klingt Uhlands Vers: „Und Stille nah und fern!“ — Religion und Glaube laufen Gefahr, als seelischer Komfort verkonsumiert zu werden. Der sonntägliche Gottesdienst wird dann günstigenfalls als dessen Zuteilung begriffen . . .

Der Bauer, — als Mensch des Landes, als Besitzer des Hofes und als jeweiliger Vertreter eines Gliedes der Geschlechterkette aus seiner natürlichen Umgebung und Einordnung kommend — ist nur insofern und solange wesentlich Mensch, als er im angestammten Lebenselement und in der Atmosphäre seines Ursprungs lebt. Der Fisch bleibt zwar auch außerhalb des Wassers noch Fisch, aber wesentlich Fisch ist er dann nicht mehr. Nur im Element seines Lebens, in der Atmosphäre seines Ursprungs, im Wasser, bleibt er wesentlich. Ähnlich der Bauer. Das Auseinanderklaffen der geistigen und materiellen Situation auf dem Lande und auf den Bauernhöfen führt zwangsläufig dahin, daß die ländliche Jugend zu Nestflüchtern wird.

Aus der Sorge um die weitverbreitete Sorglosigkeit gegenüber der geistigen Neubildung des Landes wird hier eine Hilfskonstruktion in schwärzeren Linien gezeichnet. Herausfordernde und gewagte Formulierungen sollen eine fruchtbare Diskussionsgrundlage bieten, damit das Problem auf der Tagesordnung bleibt. Dorf und Bauertum sind nämlich durchaus noch fähig, bewährten Idealen in neuzeitlich abgewandelter Form nachzuleben, obwohl die frühere Abgeschlossenheit endgültig durchbrochen ist. Immerhin wird das ländliche Leben noch von Beständigkeit, Beharrlichkeit und einigem Festhalten am Althergebrachten getragen. Aber deren schöpferische Lebendigkeit und gemütvollen Traditionen fielen in Schummer, als die stürmische Entwicklung von Technik und Verkehr der Landbevölkerung über den Kopf wuchs. So kam die ländliche Eigenwelt zum Stillstand. Die geistige Erstarrung bedarf der Auflockerung. Ihr Beharrungszustand muß wieder in Bewegung gesetzt werden. Jedoch wird hier keiner Therapie der Symptome das Wort geredet.

Landmenschen sind gewiß ebenso bil-



Ein wahrhaft aufbauendes und tröstliches Bild: Eichen-Kantholz für den neuen Quatmannshof im Museumsdorf Cloppenburg! Das wohlgeordnete Bauholz, das von den Bauern und sonstigen Waldbesitzern des Münsterlandes gestiftet oder aber von gespendeten Geldern gekauft wurde, beweist sinnfällig, welche fruchtbaren Kräfte der Heimatgedanke zu wecken vermag. Aber das Ringen um die kulturelle Eigenständigkeit des Landes geht weiter.

Bilderwerk Münsterland (H. Eggert, Cloppenburg)

dungsfähig wie andere. Ihr Bildungsverlauf mag freilich langsamer sein. Aber die Langsamkeit der geistig-seelischen Neubildung wird durch Stetigkeit und Nachhaltigkeit wettgemacht. Das Bedürfnis nach angemessener eigenständiger Bildung regt sich erfreulicherweise in der Landjugend sehr stark. Eine stille, ausgezeichnete Bildungsarbeit in den Jugendverbänden schafft gute Ansätze. Jedoch fehlt die klare Einstellung zu einem vernünftigen, unumstrittenen ländlichen Bildungsideal. Die verwirrende Fülle der Einzelfragen verstellt den Blick für das grundsätzliche Problem: eine neue, selbständige, bäuerlich-ländliche Lebensform zu finden.

Es ist keine aufgewärmte Blut- und Bodenmystik, wenn die Heimatbewegung gegenüber Farm und Kolchose vorzüglich das Bauerntum als besondere Lebens- und Wirtschaftsform der Landwirtschaft herausstellt. Die praktische Heimatarbeit sucht den heimischen Lebenskreis stets von neuem in diesem Sinne aus allen geeigneten Blickwinkeln anzuleuchten. Nur wenn das Landvolk seine natürlichen Lebensgrundlagen ver-

nünftig zu sehen und seine geschichtliche Einordnung bzw. Bedingtheit liebend zu erfassen vermag, wird sein Bildungs- und Kulturwollen von der Kraft des Herzens angetrieben werden. Dann darf man mit Recht schöpferische Impulse erhoffen, die zu neuen repräsentativen kulturellen Äußerungsformen führen, und zwar jenseits der auf Fremdenverkehr zugeschnittenen Sensationen. Nur dann wird die ländliche Welt aus dem unverschuldet zurückgebliebenen Bildungsstand emporgeführt werden. Eben das versetzt sie auch in die Lage, sich mit dem größeren nichtländlichen Kreis auseinanderzusetzen oder gar fruchtbar zu berühren, zumal das Landvolk auf größerem Raum zahlenmäßig zur Minderheit wurde. Diese Minderheit hat es schwer, ihren Bedürfnissen Geltung zu verschaffen. Sie kann gegen die städtische Mehrheit nur etwas ausrichten, wenn sie sich geistig eigenständig behauptet. Allerdings darf sie sich weder einkapseln, noch dem maschinellen Fortschritt verschließen.

Der ländliche Mensch — vor allem der Bauer — muß wieder in seine arteigenen

geistigen Rechte eingesetzt werden. Der wachsende Lebensstandard auf dem Lande könnte, in richtige geistige Bahnen gelenkt, durchaus förderlich wirken, anstatt verstädterter Halbbildung Vorschub zu leisten. Eine große Bildungsaufgabe wartet auf alle Beteiligten. Es kommt darauf an, nach allen Seiten aufklärend zu wirken. Die Menschenkunde muß in der Landvolkerziehung neben der bloßen Landwirtschaftswissenschaft, der reinen Betriebswirtschaftslehre und der betonten technischen Ausbildung stärker in den Vordergrund treten.

Selbstverständlich erstrebt die Heimatbewegung keine bäuerliche Kultur als bleichsüchtige Hochzüchtung eines „antiken“ Geschmacks, wie städtische Ästheten sie verstanden wissen wollen, die sich mit Bauernmöbeln umgeben. Gemeint ist auch nicht jene Pseudoromantik eines „einfachen“ bäuerlichen Lebens, der weltabgeschiedenen Idylle und der urkräftigen Vitalität, wie sie als Traumbild entkräfteten Stadtgeistes durch eine ganze Romangattung geistert. Nur arteigene, d. h. eine aus den natürlichen Ordnungen des Lebensraumes fruchtbar entwickelte Bildungsart und Lebensform, vermag dem Landvolk allgemein und dem Bauerntum im besonderen das gewünschte Ansehen im Volksganzen zu sichern.

Beträchtlicher Aufwand geistiger und materieller Mittel ist unumgänglich, wenn das Landvolk endlich wieder mit Aussicht auf Erfolg zu einer eigenständigen Kulturstufe emporgehoben werden soll. Die Fülle der ländlichen Probleme ist so eigenartig und kompliziert, teils auch so neu und dringend, daß Soziologie und Volkskunde kaum mit der Entwicklung Schritt halten konnten. Bisherige Erkenntnisse bedürfen vielfach der Ergänzung und Berichtigung, bevor sie auf die Besonderheiten der ländlichen Welt und ländlicher Menschen angewendet werden. Selbst die materialistische und antinationale Denkweise wird für ländliche Bildung ein Mindestmaß fordern müssen, sobald der Bestand und die fortschrittliche Entwicklung der Landwirtschaft — vom Begriff „Bauerntum“ ganz abgesehen — gewährleistet bleiben soll.

Eine staatlich geförderte, umfassende Erziehungs- und Bildungsarbeit spezifischer Art tut not. Diese bedarf kluger bäuerlicher Kulturpolitik im weitesten Sinne zu ihrer Verwirklichung. Eine solche richtet sich nicht gegen den städtischen Lebenskreis, sondern erstrebt eine paritätische Zuord-

nung. Freilich muß sie auf das Land und dessen eigenen Bedürfnisse abgestimmt sein. Keine allgemeine, staatlich gelenkte, womöglich zentralistische Wahrung bäuerlich-ländlicher Kulturbedürfnisse kommt dafür in Frage, sondern eine regionale, stark an Volkstum und Landschaft gebundene Bildungsarbeit mittels schulischer, publizistischer und anderer geeigneter Einrichtungen. Einheitlich ausgerichtete oder gar schematische „Schulung“ würde die Herzen nicht gewinnen. Bäuerliche Kulturpolitik hat keinen Wissensmaterialismus zum Ziel, sondern Herzensbildung und Erziehung zu echter ländlicher Haltung im Rahmen der einzelnen, natürlich gewachsenen Kulturlandschaften. Ihr Ergebnis wird also in Bayern oder Schwaben andere Gestalt annehmen als in Friesland oder Niedersachsen und Westfalen.

Dem Museumsdorf in Cloppenburg gebührt für die Zwecke weitgesteckter bäuerlicher Kulturpolitik eine Ausnahmestellung. Es hat die lokalen Begrenzungen hinter sich gelassen. Auch treffen nicht mehr die Maßstäbe eines provinziellen „Heimatismuseums“ zu. Obwohl es Schauegegenstände birgt, die überwiegend aus dem Oldenburger Münsterlande stammen. Seine umfassenden Sammlungen aus allen Lebensbereichen eines Raumes haben als tieferschürfende Kulturmonographie allgemein menschliche Bedeutung gewonnen. Man sieht heute bereits in Cloppenburg nicht so sehr das Münsterland, als vielmehr ein Dokument des Bauerntums und bäuerlicher Kultur überhaupt. Das Museumsdorf führt die schöpferische Fülle unabhängiger Bauernkultur in schönster Weise vor Augen. Wenn auch die Gunst besonderer Umstände das Werk gerade in und aus dem Oldenburger Münsterlande entstehen ließ, wurde es weit darüber hinaus zur geistigen Ehrenrettung des Bauerntums. Hier können auch die Bauern anderer Landschaften von seelischen Hemmungen und Minderwertigkeitsgefühlen geheilt werden, falls das Cloppenburger Werk entsprechenden Rang erhält und mit angemessener Autorität ausgestattet wird. Echte bäuerliche Kulturpolitik wird das Museumsdorf großzügig dotieren, ausbauen und einrichten, damit jene Aktivierung erfolgt, für die es alle Voraussetzungen bietet . . .

Natürlich beansprucht die Heimatbewegung aller Gauen nicht die Führung im praktischen Vollzug bäuerlicher Kulturpolitik.

Ihr fällt hauptsächlich die Aufgabe zu, Ruffer und Wegweiser zu sein, geistiges Material zur Verfügung zu stellen und an der Front im Dorf mitanzupacken. Die eigentliche Pflege ländlicher Bildungsarbeit ist die Aufgabe pädagogischer, seelsorglicher und soziologischer Fachleute. Berufsständische Führungsstellen und die Spitzen der Landvolkverbände haben hier ein weites Arbeitsfeld, die verschiedenen Organe öffentlicher Meinungsbildung planvoll aufzuklären und zielbewußt zu lenken. Auch den Kirchen fällt eine Reihe konkreter, fast alltäglicher Aufgabenstellungen zu, wenngleich gerade sie den neuen Erfordernissen schon seit längerem aufgeschlossen gegenüberstehen.

Besondere Bedeutung haben die verschiedenen Schultypen. Die ländliche Volksschule muß Grund legen dafür, daß die Einstellung des Landvolkes und des Bauern von Anfang an klar auf eigenständige Kulturbelange ausgerichtet wird. Das kann entscheidende Folgen haben. Landvolk und Bauerntum geben am Ende selbst den Ausschlag für das Gelingen bäuerlicher Kulturpolitik. Sie müssen die Hebung selbständiger Bildung als eigene Aufgabe und Herzensanliegen betrachten. Vor allem muß der Bauer im unabhängigen, arteigenen Bildungsideal ein Stück seines Lebens sehen. So erscheinen die Forderungen verstärkter Lehrerwerkenschaften hinsichtlich der Zentralschule in ihrer Anwendung auf Landschulen reichlich theoretisch und instinktivlos. Weitblickende bäuerliche Kulturpolitik wird für das Land auf die Lehrerbildung Einfluß zu nehmen versuchen. Die ländlichen Berufsschulen haben sinnvoll auf der Arbeit der ländlichen Volksschulen weiterzubauen. Zwischen beiden sollte der Bildungs- und Erziehungsgang nahtlos ineinander übergehen. Je enger die Fühlung beider mit der Heimatbewegung sich gestaltet, desto fruchtbarer ist heimatisches Bildungsgut zu aktivieren.

Vorzüglich die Landvolkhochschulen verlangen höchste Aufmerksamkeit. Ihre ganzheitlich ausgerichtete Arbeit sollte noch kraftvoller und durchschlagender als bisher auf breiter Ebene eingesetzt werden. Diese Schulen sind imstande, eine ländliche und bäuerliche Elite heranzubilden. In Verbindung mit den ländlichen Seminaren eröffnen sie erfreulichste Perspektiven für heimatverbundene Erwachsenenbildung auf dem Lande. Ein wesentliches Anliegen bäuerlicher Kulturpolitik stellt die Vermeh-

rung ihrer Zahl, die Vergrößerung ihrer Kapazität und die Verbesserung ihrer Einrichtungen dar. Als Bildungsstätten sind sie mehr denn „Schulungseinrichtungen“ für die landwirtschaftliche Bevölkerung. Auch die Landfrauenschulen erfüllen erst dann ihren ganzen Zweck, wenn ihre Arbeit möglichst intensiv von heimatverbundenen und bodenständigen Wirkkräften durchsetzt ist.

Das flache Land, das für seine Lebenswerte blind geworden ist, braucht Sehende, die es führen. Aber wie weit reichen hier Einsicht, Verantwortungsgefühl, Pflichtbewußtsein und Civilcourage der gewählten ländlichen Volksvertreter im Bundestag und in den Landtagen? Wie weit werden sie auf dem politischen und städtischen Parkett durch heimliche Hemmungen bestimmt, die auch sie infolge der alten Diffamierung in sich tragen? Bäuerliche Kulturpolitik ist Gebot der Stunde. Die Verantwortlichen in Politik, Wissenschaft, Publizistik und Lehre mögen sehen, daß die Chance nicht verpaßt wird. Bäuerliche Kulturpolitik wird in Zukunft neben Partei-, Wirtschafts-, Finanz-, Sozial- und allgemeiner Kulturpolitik eine selbständige Stellung einnehmen müssen. Noch unsere Generation hat den geistig-seelischen Notstand des Landes zu beheben, oder wenigstens seine Behebung einzuleiten. Für das Landvolk ist der Augenblick des inneren Aufbruchs gekommen. Die Fruchtbarkeit der geschichtlichen Stunde liegt für den Kenner auf der Hand. Sie will genutzt werden, oder eine greifbare Gelegenheit unwiederholbarer Art ist leichtfertig vertan.

Die Vertreter der Heimatbewegung haben ihre Verpflichtung erkannt und suchen danach zu handeln. Sie wollen nach dem Bilde der Heimat das gestörte Gleichgewicht des Landes neu bilden. So sucht die praktische Heimatarbeit längst von sich aus, das Leben auf den Dörfern fördernd und selbstkritisch anzupacken, obwohl dort leicht jeder zuwider ist, der mit rauen Forderungen aus der wirklichkeitsfremden Versponnenheit und Unverbindlichkeit heraustritt. Sie bedarf mehr denn je der offiziellen Rückendeckung und moralischen Anerkennung. Bäuerliche Kulturpolitik müßte wachsam und unnachsichtig die stromlinienförmigen und asymmetrischen Manager der Beton- und Glaswüsten unserer „neuen“ Städte zur Ordnung rufen. Aber die unverständliche Zurückhaltung der Volksvertreter in diesem Punkte — Prüfstein ist die

äußere und innere Haltung dem Museumsdorf gegenüber! — der völlige Mangel idealen Ehrgeizes in den „Grünen Plänen“, und das Fehlen eines eigenen kulturpolitischen Ressorts in den Ministerien für Landwirtschaft charakterisiert die Lage.

Ein bekannter Politiker hat freilich vor Jahrzehnten einmal gesagt, das Wesen jeder erfolgreichen Kulturpolitik bestehe in deren lautlosem Vollzug. Das schweigende Handeln in ihrem Sinne und nach ihren Zielen sei höchstes Gebot. Daran mag viel Wahres sein. Obwohl leise Ansätze einer bewußten bäuerlichen Kulturpolitik vorhanden sein mögen, hält der Verfasser die Zeit für gekommen, endlich die Katze nackt aus dem Sack zu lassen. Eine gründliche Diskussion wird der Sache nur dienen. Noch ist der Mordanschlag gegen die ländliche Kultur, gegen bäuerliche Eigenständigkeit und volkhafte Bodenverbundenheit nicht gelungen. Aber er ist auch nicht abgewehrt. Noch haben die heimlichen und offenen Vorkämpfer antiheimatlichen Geistes die Zweigleisigkeit des verstädterten Landes nicht ihren Bestrebungen dienstbar machen können, wenn auch das Land weiterhin in geistig-seelischen Notstand absinkt. Man sollte sich in allen betroffenen Kreisen erinnern, von wo der bedingungslose „moderne Fortschrittsglaube“ ausgeht, und wer ihn predigt. Könnten die allzu „Fortschrittlichen“ in Wahrheit den Rückschritt an Menschlichkeit bringen? Muß wahrer Fortschritt auf dem Lande und im Bauerntum vielleicht Umkehr im Geistigen sein?

Menschliche Würde ist ohne Individualität, also ohne einmalige, unwiederholbare Eigenart weder glaubhaft noch möglich. Die Masse kennt keine Würde und keine Achtung vor der gottgewollten Persönlichkeit. Sie ersetzt Qualität durch Quantität und ist deswegen vollendeter Ausdruck materialistischen Zeitgeistes. Die Heimatbewegung steht von Anfang an im Kampfe gegen blutlose Nivellierung und unmenschliche Vermassung. Sie wendet sich gegen die Gefahr der engen Wechselwirkung zwischen gewaltsamer Normung und seelenloser Zweckgläubigkeit, zwischen rationaler Gleichschaltung und ideologischer Reglementierung. In gleichem Maße müßte auch bäuerliche Kulturpolitik den gesunden organischen Lebensgrundlagen des Gesamtvolkes dienen.

Eine zeitgemäße Inventur um Heimatliebe und Heimatpflege ist so unerläßlich

geworden. Das Wort „Inventur“ klingt zwar schrecklich nach Warenhaus, doch wir haben es in der Heimatbewegung weder ideell noch materiell mit Ware zu tun. Der lebendige Mensch darf niemals zur Ware und schon gar nicht zur Massenware werden. Im Zeitalter der frivolen, staatlich gelenkten und völkerrechtlich beinahe schon sanktionierten „Umsiedlungen“ bzw. „Aussiedlungen“ (sprich: Völkervertreibungen!) darf der Ruf nach dem „Recht auf Heimat“ nicht ungehört verhallen. Es ist entschieden dagegen anzukämpfen, daß das „Recht auf Heimat“ in ein verbrecherisches „Aufenthaltsrecht“ umgefälscht wird. Hier steht Naturrecht gegen menschliche und politische Willkür. Wer nur „Menschenmaterial“ kennt, der schafft dafür auch das entsprechende „Aufenthaltsrecht“!

Die höchsten Gipfel der Erde werden bezwungen. Die Menschheit schickt sich sogar an, in den Kosmos vorzudringen. Und der „Fortschritt“ sorgt täglich für neue, überraschende „Errungenschaften“. Trotzdem werden die geschichtlichen Entscheidungen im Leben der Völker nach wie vor aus heimatlicher Verbundenheit fallen. Geistige Rüstung in diesem Sinne vermag ihren Ausgang zu bestimmen. Wenn diese jedoch versagt, dann bleiben die materiellen Machtmittel stumpf. Nicht nur „konventionelle Waffen“, selbst die Atombombe wäre am Ende wirkungslos. Materielle Macht wird immer wieder durch den Fortschritt überholt werden. Die Aufrüstung der Geister im Sinne wahrer Heimatliebe und echter Bodenverbundenheit ist von unüberholbarer Dauer.

Eine solche Aufrüstung hat nichts mit früherer „vaterländischer“ Begeisterung und schon gar nichts mit dem zu Recht diskreditierten „nationalen Fanatismus“ zu tun. Das muß abschließend nachdrücklich festgestellt werden, weil geistige Gegenkräfte der Heimatbewegung nach dem Zusammenbruch von 1945 zu solcher Unterstellung neigen. Eine entwertete Heimat fände keinen Verteidiger oder würde Opfer heimatloser Landsknechte. Sie könnte weder Mut noch Kraft spenden, das überlieferte Kulturerbe und die angestammte Erde entschlossen zu verteidigen. Das liebende Auge und die Kraft des Herzens in diesem Sinne geben für den Kampf der Geister und des Materials am Ende den Ausschlag. Denn „der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt . . .“

Alwin Schomaker

Die Vertreibung aus der Heimat als geschichtliche Erscheinung und ihre geistige Bewältigung

Der Krieg hat vielen Brüdern und Schwestern aus dem deutschen Osten den Verlust ihrer Heimat gebracht. Es ist jedoch nicht nur ein Verlust für diese, sondern für das gesamte deutsche Volk. Die deutsche Wirtschaftseinheit ist zerstört, die kulturelle Einheit ging verloren, die Kontinuität in der natürlichen Entwicklung unseres Vaterlandes ist unterbrochen. Diese Tatsache bedeutet ein Opfer für unser gesamtdeutsches Volk, nicht nur wirtschaftlich und materiell, sondern vor allem geistig-kulturell. Der deutsche Osten war die Heimat vieler großer Männer; die Heimat von Denkern, Dichtern und Künstlern, die über den ostdeutschen Raum hinaus von gesamtdeutscher, ja von europäischer Wirkung und Bedeutung sind. Der ostdeutsche Raum war die Heimat von Kopernikus, Heinrich von Kleist und Josef Eichendorff, von Ina Seidel, Lessing, Stifter, Miegel, von Peter Vischer, vom berühmtesten Baumeister seiner Zeit Balthasar Neumann, von Angelus Silesius und Kant, um nur diese Namen zu nennen. Im ostdeutschen Kulturraum entstand die erste deutsche Universität des Jahres 1348 unter Karl IV.; er ist die Wiege der neuhochdeutschen Sprache, die heute über alle deutschen Stämme verbreitet ist.

Dieser materielle und kulturelle Verlust ist zunächst sachlicher Art. Das Opfer des Sachlichen jedoch, des Realen, des Überkommenen, des von den Vätern Ererbten, wirkt sich aus auf das Psychische und Seelische des Menschen. Der Mensch ist eine naturhaft-seelische Einheit. Die aus der Heimat Vertriebenen sind in ihrer menschlichen Einheit getroffen; und alles, was nicht eins ist, ist fehlerhaft, ist gespalten, ist krank. Wir nennen diese Krankheit „Heimweh“. Heimweh auf Grund unverschuldeter Vertreibung ist keine Sentimentalität, sondern eine wirkliche Krankheit, die auf einen Mangel zurückgeht, dessen sich der seelische Mensch bewußt wird. Heimatlosigkeit bedeutet also nicht nur einen sachlichen, sondern auch einen seelischen Verlust. Wir müssen daher volles Verständnis haben für jenen schlesischen Menschen, der aus Amerika schrieb, sein einziger Wunsch in diesem Leben sei der, nur soviel schlesische Erde zu besitzen,

um seine Frau und sein Kind darin begraben zu können.

Wir Menschen sind raum-zeitliche Wesen; und daher ist es natürlich, daß uns solches am meisten betrifft, was uns räumlich und zeitlich am nächsten liegt. Am nächsten — räumlich und zeitlich — liegt uns unsere Vertreibung, unser Schicksal und Los, unser Leid. Die Vertreibung ist jedoch nicht nur auf unseren deutschen Raum begrenzt und auch nicht nur eine Erscheinung unserer Tage, sondern wir beobachten sie räumlich in allen Kontinenten und zeitlich in allen Perioden der Vergangenheit. Die Vertreibung tritt damit aus der Grenze der Einmaligkeit heraus und wird zu einem geschichtlichen Phänomen. Versuchen wir nun zunächst, an Hand geschichtlicher Tatsachen die Vertreibung als Phänomen aufzuzeigen. Und als zweites bitte ich den Leser, mit mir den Ursachen und den Wirkungen dieses Phänomens nachzugehen.

Tatsachen heute.

Der Heilige Vater hat die Äußerung getan, daß das Ausmaß der Vertreibung und die Tiefe des Vertriebenenschicksals heute einmalig in der Geschichte Europas sei. Wir dürfen hinzufügen: in der Geschichte der Menschheit. Denn eine Vertreibung in räumlich so expansiver Art und zeitlich so konzentrierter Form läßt sich meines Wissens in der Geschichte nicht nachweisen. Eine nüchterne Betrachtung der jetzigen Verhältnisse in den verschiedensten Ländern der Erde zeigt uns die Wahrheit dieses Wortes. In Deutschland rechnet man mit 14 Millionen Vertriebenen und Flüchtlingen. In Transjordanien befinden sich 800 000 arabisch-mohammedanische Vertriebene und Flüchtlinge; sie leben seit Jahren in primitiven Zeltstädten. In Palästina sind 100 000 jüdische Flüchtlinge. In Indien schätzt man die Zahl der Vertriebenen von Hindostan nach Pakistan und umgekehrt auf 11 Millionen, in Indochina auf 1 Million; auf Formosa befinden sich 800 000 vertriebene Chinesen, in Korea rechnet man mit 2 Millionen. Die Statistiken sagen, daß infolge des letzten Krieges etwa 8 Prozent der Menschheit vertrieben oder entwurzelt wurden.



Tatsachen gestern.

Wenn wir aber einmal aus der Horizontalen der Jetztzeit die Vertikale der Geschichte zurückverfolgen, dann begegnet uns das Vertriebenen-Problem in allen Jahrhunderten. Es war schon vor einigen Jahrzehnten das politische Prinzip der Sowjetunion, ganze Völkerschaften ihrer angeborenen Heimat zu entreißen und sie in fremden Gebieten unterzubringen. Unter dem Nationalsozialismus sind annähernd 200 000 Südtiroler nach Böhmen und weiter zum Osten verpflanzt worden. Nach der Auseinandersetzung der jungen Türkei 1922 mit Griechenland wurden 800 000 Griechen aus ihrer angestammten Heimat vertrieben, 200 000 Türken aus ihrer Heimat nördlich des Bosphorus. Mehrere hunderttausend christliche Armenier wurden um die Wende dieses Jahrhunderts von den mohammedanischen Türken vertrieben oder getötet. Wenn wir die Zeiten der oft so grausamen Kolonisation im 19. Jahrhundert und auch die Taten der spanischen Conquistadoren Cortez, Pizarro und ihrer Nachfolger im Amerika des 16. Jahrhunderts überschlagen, und uns nur an die konkret nachweisbaren Fälle von Vertreibung halten, dann begegnet uns im Jahre 1620 das so berühmt gewordene Schiff „Mayflower“ mit den puritanischen „Pilgrim Fathers“; sie mußten auf Grund ihrer religiösen Behinderung nach Amerika ziehen. Weiter kommt uns die berühmte Dreiecksfahrt der Engländer um 1700 in den Sinn: die Kauffahrtei-Schiffe brachten Manufakturen nach Afrika; die leeren Schiffe wurden mit gefesselten Sklaven beladen, diese an Plantagenbesitzer in Amerika verkauft, und mit Tabak, Zucker und Kolonialwaren fuhren die Schiffe nach England zurück. Die 16 Millionen Neger Nordamerikas sind Nachkommen dieser Verschleppten und Vertriebenen. Nach 1685 mußten über 1 Million Hugenotten ihr französisches Vaterland verlassen; sie ließen sich größtenteils in Deutschland nieder. Im 16. und 17. Jahrhundert wurde das Besitztum der katholischen Iren konfisziert und den englischen Großgrundbesitzern übergeben.

Die Iren waren genötigt, nach Amerika auszuwandern (im 19. Jahrhundert 4 Millionen). Die Geschichte führt uns noch in vielen Fällen vor das Problem der Vertreibung. Eine Vertreibung braucht nicht nur direkt physischer und gewalttätiger Natur zu sein, sondern wirtschaftliche oder weltanschauliche Gründe können in ihren Konsequenzen dasselbe bewirken. (Man sieht

es an den Flüchtlingen unserer Tage, die zum Großteil auf Grund wirtschaftlicher und politischer Schwierigkeiten zum Westen fliehen). Wenn wir weiter in der Geschichte zurückgehen, dann begegnet uns die Völkerwanderung des 3./4. Jahrhunderts. Sie ist bei weitem nicht die einzige Wanderung dieser Art, wenn auch die einzig direkt beglaubigte. Auch die Völkerwanderung war nicht nur Ausdruck eines bestimmten Kulturzustandes, Ausdruck des Nomadenlebens, sondern viele Stämme waren seit Generationen bereits sesshaft geworden. Sie wurden durch den Druck innerasiatischer kriegerischer Völker zum Südosten und zum Süden Europas vertrieben und mußten sich eine neue Heimat suchen. Das erste bekannte indogermanische Volk, die Meder, zerstörte im Jahre 612 v. Chr. die Hauptstadt Ninive; es tötete die Männer, vertrieb die Frauen und Kinder. Im Alten Testament heißt es: „Wehe der Stadt des Blutes. Ohne Ende die Leichen. Zerstört ist Ninive.“ Und an anderer Stelle: „Wie ist Ninive zur Wüste geworden, zur Lagerstätte des wilden Getieres! Pelikane und Kröten! Stimmen der Tiere krächzen in den Fenstern. Ninive ist zerstört.“ Aber die israelitischen Propheten, die so sangen, konnten von ihren Städten gleiches Verderben nicht abwenden. Einige Jahrzehnte nach der Zerstörung Ninives wurde auch Jerusalem verbrannt. Nebukadnezar eroberte 587 die heilige Stadt, ließ dem jüdischen König Jechonias die Augen ausstechen und ihn, wie den Großteil des Volkes, in die babylonische Gefangenschaft führen. Im 136. Psalm der Hl. Schrift heißt es: „Super flumina Babylonis sedimus et flevimus, dum recordamur tui, Sion“. — „An den Flüssen Babylons saßen wir und weinten, wenn wir deiner gedachten, Sion.“

Die Bewältigung unseres Schicksals von der Geschichte her.

Wir könnten die Tatsache der Vertreibung von Menschen noch aus den verschiedensten geschichtlichen Perioden ergänzen. Es würde zu weit führen. Die obengenannten Tatsachen jedoch sind ein Beweis dafür, daß das Vertriebenenproblem nicht nur eine Erscheinung der modernen Zeit ist, sondern daß es immer aufgetreten ist und dadurch zu einem geschichtlichen Phänomen wird. Natürlich ist jedes Geschehen, jede Vertreibung einmalig, weil alles Geschehen in der Zeit verläuft. Die Zeit kehrt nicht wieder; und daher wieder-

holt sich diese oder jene konkrete Vertreibung nicht wie das Experiment der exakten Naturwissenschaften. Jede historische Situation ist einmalig, ist „anders“.

Aber die menschliche Vernunft, selber ein Bestandteil der Zeit und durch jeden Augenblick ihrer Existenz in das Meer der Vergangenheit untergetaucht, erhebt sich trotzdem über den Augenblick. Sie vermag kraft ihres erinnernden Gedankens jenes Gewesene, was schon nicht mehr ist, mit dem Gegenwärtigen zu umfassen und Rückschlüsse zu ziehen für unsere Zukunft. Und so läßt unsere Vernunft, unser Geist, uns keine Ruhe, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verbinden, Ähnlichkeiten zu suchen zwischen den Vertreibungen von heute und gestern, Gemeinsamkeiten zu finden zwischen den Ursachen und Wirkungen dieses Phänomens. Und so pochen wir das erste Mal an das Tor der Geschichte und fragen: Welches sind die Ursachen und Wirkungen dieses Phänomens?

Die Geschichte öffnet uns bereitwilligst ihre Tore. Wir treten ein in den großen Saal der Vergangenheit, dessen Ende zu sehen unser Auge zu schwach ist. Aber wir bemerken im Auf und Ab menschlichen Geschehens, menschlichen Werdens und Unterganges, einmal heller, einmal dunkler, die Ursachen grausamer Vertreibungen. Sie sind physischer, weltanschaulicher, wirtschaftlicher und politischer Natur. Daß die Hugenotten aus Frankreich vertrieben wurden, hatte weltanschauliche und politische Gründe. Daß die 4 Millionen Iren im 19. Jahrhundert nach Amerika ziehen mußten, war zum Großteil wirtschaftlich bedingt. Daß die Sowjets bewußt ganze Völkerschaften vertrieben, ist physisch-machtpolitischer Natur. Oft führen auch mehrere oder alle Gründe zusammen zum Schicksal der Heimatlosigkeit. — Die Geschichte zeigt uns auch die unmittelbaren oder mittelbaren Wirkungen dieser menschlichen Tragödien. Sie können gut oder schlecht, glücklich oder unglücklich sein. Glücklich war — in den Augen der Nachkommen — die Vertreibung der Pilgerväter aus England. Sie haben durch die Behinderung ihrer religiösen Betätigung, durch den unverschuldeten Verlust ihrer Heimat unendlich viel gelitten. Für ihre amerikanischen Nachkommen jedoch war dieses tragische Ereignis der Ausgangspunkt religiöser und wirtschaftlicher Freiheit und völkischen Aufstiegs. Glücklich war — vom christlich-katholischen Gesichtspunkt gesehen — die Vertreibung

der ersten Iren. Ihr Leid wurde der Ausgangspunkt einer katholisch-religiösen Substanz in den Vereinigten Staaten. — Ein Unglück war es, daß in der Völkerwanderung so unendlich viel von den größten Errungenschaften des menschlichen Geistes unterging. Ein Glück jedoch, daß die Welt dabei erfrischt wurde durch neuen, gesunden Völkerstoff und so die Voraussetzungen für ein christliches Europa geschaffen wurden.

Die Geschichte also gibt uns Gründe und zeigt uns Wirkungen von menschlichen Vertreibungen. Die angeführten Beispiele sollen genügen, obschon sie zu ergänzen wären. Wir wollen später versuchen, diese Antwort der Geschichte auf unser Schicksal der Heimatlosigkeit anzuwenden. Welche Wirkungen vor allem können aus unserem Vertriebenensein hier und heute für unsere deutsche und christliche Zukunft erwachsen?

Die Bewältigung unseres Schicksals von der Philosophie her.

Die Geschichte gibt uns also eine wirkliche Antwort. Aber befriedigt uns diese? Sie sagt uns, daß das Vertriebenenenproblem keine Einmaligkeit ist, sondern ein Phänomen bedeutet. Sie gibt uns Gründe und Wirkungen dieses Phänomens. All das ist wichtig, es mag sogar bedeutsam sein für die Klärung unserer Aussichten und Möglichkeiten für die Zukunft. Nur wer rückwärts schaut, sagt ein Wort, vermag vorwärts zu schauen. Aber erklärt sie das Phänomen selbst? Das Erlebnis der Vertreibung, das Los, das Schicksal unserer Heimatlosigkeit, unter dem wir leiden und das in unserer Seele weiterlebt?

Wir klopfen ein zweites Mal an das Tor der Geschichte und fragen nach dem Phänomen, nach der Erklärung des Leides selbst. Die Geschichte jedoch verweist uns an das nächste Tor, das in den Bereich der Geschichtsphilosophie führt. Die Philosophie betrachtet unser Vertriebenenschicksal in einem größeren und tieferen Zusammenhang. Heimatlosigkeit ist nur ein Teil des Weltleides, womit die von Blut und Tränen geschriebenen Blätter der Menschheitsgeschichte geschrieben sind. Und diese Nachtseite der Geschichte gibt ihr das Merkmal des Tragischen. Was ist Tragik? Tragik wird letztlich dort geboren, wo die den Durchschnitt übersteigenden menschlichen Werte mit höheren Kräften zusammenstoßen; dieser

Zusammenstoß reißt die Quelle großer Leiden auf und läßt schließlich die unter die Last höherer Mächte geratenen menschlichen Werte dem Untergang verfallen. Dieser Untergang bedeutet zwar Vergehen, aber kein endgültiges Vergehen. Es muß aus der Niederlage etwas Besseres geboren werden.

Die Philosophie also setzt das Phänomen der Vertreibung und das Erlebnis des Leides selbst in den großen tragischen Zusammenhang der Geschichte, mit dem jeder Mensch durch seine Existenz unrettbar verflochten ist. Drei Hauptgründe, möchte ich sagen, gibt uns die Geschichtsphilosophie auf unsere Frage nach dem menschlichen Leid, nach der Tragik, in die wir als Menschen und Vertriebene hineinverflochten sind.

1. Wir stehen seit unserer Geburt als schwache Menschen der Natur gegenüber. Die Natur läßt den Menschen ihre überlegene Kraft unbarmherzig fühlen. Ihr gegenüber ist der Mensch — aufs Ganze gesehen — vollkommen ohnmächtig; und die Natur hinwiederum ist den menschlichen Kulturwerten und Ansprüchen gegenüber vollkommen gefühllos. Hagel und Feuer, Wasser und Seuchen, Erdbeben und geologische Eruptionen gehen ihre Wege, ohne Rücksicht darauf, daß sie über Herzen, Kulturen, Schicksale von Geschlechtern hinwegstampfen. Diesen Naturkräften gegenüber ist der Mensch im Grunde genommen genau so ohnmächtig wie zur Zeit des Homo Pekinensis und der Höhlenbewohner. (Jetzige Flutkatastrophen in Holland, Italien, Japan und das Erdbeben in Persien, Griechenland usw.).

2. Der Mensch findet sich jedoch nicht nur der unübersteigbaren chinesischen Mauer der Natur gegenüber, sondern solchen Gegebenheiten des geschichtlichen Lebens, die letzten Endes Resultate menschlicher Tätigkeit sind. Keiner kann sich Ort und Zeit seiner Geburt wählen; jeder wird in eine bereits fertige geschichtliche Situation hineingeboren; auch dem Krieg gegenüber ist der Einzelne fast so ohnmächtig wie gegenüber einer elementaren Naturgewalt. Und der Krieg ist keine Episode, sondern fast das Tagespensum der Geschichte. Rom hat in 700 Jahren die Tore des Janustempels nur dreimal geschlossen, und Rom war nicht die ganze Welt.

3. Der allgemeinste tragische Geschichtszug jedoch ist das ewige Unbefriedigtsein des Menschen selbst. Jeder Wunsch drängt

nach Erfüllung, jede Not will Reichtum, jeder Eroberer will mehr, jeder Vertriebene will zurück, und ist seine Sehnsucht erfüllt, so geht seine Sehnsucht auf andere Dinge, auf Geld, Posten, Liebe, Gesundheit. Wir Menschen sind immer unterwegs nach irgendeinem gelobten Land, ohne dieses gelobte Land jemals besitzen zu können. Wir Menschen tragen in uns eine negative Unendlichkeit, ohne die Aussicht zu haben, daß diese Unendlichkeit im irdischen Leben jemals Erfüllung findet. Das ist das Leid, die Tragik, die mit unserer geschöpflichen Existenz untrennbar verbunden ist.

Das ist die Antwort der Geschichtsphilosophie, die das Leid unserer Vertreibung, der Heimatlosigkeit aus dem größeren Rahmen des Weltleides sieht, das uns aus jedem Jahrhundert der Geschichte entgegenkragt und das mit unserer tragischen Existenz als Mensch wesentlich verbunden ist. Ich werde auch diese Antwort der Geschichtsphilosophie auf unsere konkrete Situation von heute anzuwenden versuchen.

Die Bewältigung unseres Schicksals von der Theologie her

Aber wir sind noch nicht befriedigt. Und ich höre den Leser vielleicht schon fragen: Mag sein, daß unser Leid nur in einem größeren Zusammenhang zu verstehen ist; aber gibt es denn für diese Tragik, für diese Zusammenstöße in der Geschichte, für die Disharmonie unseres Lebens, nicht ein versöhnendes Moment? Haben wir Grund zu hoffen, daß dieses Schicksal, das wir schließlich selber zu spüren bekommen, am Ende doch nicht vergeblich ist? Die Geschichtsphilosophie vermag uns darauf keine Antwort zu geben. Unser Geist jedoch läßt uns keine Ruhe, und wir klopfen ein drittes Mal an, diesmal an das letzte Tor, das Tor der Geschichtstheologie.

Die Geschichtstheologie warnt zunächst vor zwei Theorien: dem immanenten Optimismus und dem transzendenten Pessimismus. — Der immanente Optimismus versucht die Antwort auf das Weltleid und auch auf unser Vertriebenenschicksal aus der Geschichte selbst heraus zu geben. „Weltgeschichte ist das Weltgericht“ — so heißt seine erste Lösung. Es kann zwar nicht geleugnet werden, daß manches geschichtliche Nacheinander unser Gerechtigkeitsgefühl befriedigt. Wenn etwa ein grausamer Tyrann von einem noch grausameren zertreten wird. Aber wie viele Böse wurden von dem strafenden Arm der Gerechtigkeit

nicht erreicht? Und wie viele Unschuldige hinwiederum leiden ohne irgendetwas, was auch nur entfernt ein Ausgleich genannt werden könnte! — Die zweite Lösung dieses Optimismus heißt: Fortschritt. Die Tragik in der Geschichte ist nichts anderes als ein Düngerhaufen, auf dem das Blumenbeet des Guten und Tröstlichen um so besser gedeiht. Jede Generation erhebt sich auf den Schultern der Leiden der vorhergehenden, und jede Tragik und jedes Leid strebt einem glorreichen und freudenreichen Ende zu. Es fällt dem nüchternen Betrachter der Geschichte jedoch sehr schwer, von einem allgemeinen Geschichtsfortschritt zu sprechen. Aber könnte man auch davon sprechen; die Darsteller der geschichtlichen Tragödie wechseln fortwährend. Und kommt einmal eine „bessere Zeit“, so wird sie denen nichts mehr zu bieten haben, die die Bühne der Welt bereits verlassen haben. Die Tragik also bleibt. Und wenn es auch helle und nicht-tragische Momente in der Geschichte gibt, so ist damit die Tatsache des Leides, des Mysterium iniquitatis, wie Paulus sagt, nicht erklärt.

Die Geschichtstheologie warnt uns zweitens vor dem transzendenten Pessimismus. Er ist zwar tiefer als der Optimismus, da er die Welt des geschichtlichen Nacheinander nicht in sich begründet sieht, sondern in einer hinter der Welt der Erscheinungen existierenden absoluten Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit jedoch ist ein unpersönliches Ursein, das alle Keime menschlichen Leides und geschichtlicher Tragik in sich birgt. Die Geschichte ist nur die Entfaltung, die Projektion jener absoluten Tragik in die Zeit. Das Leid und alle menschliche Tragik liegt im Absoluten, und über das Absolute hinaus gibt es kein Anders und kein Weiter. Die Geschichtstheologie jedoch warnt, daß dieser Pessimismus den Widerspruch, den Zwiespalt selbst ins Absolute hineinträgt, den Widerspruch von Freude und Leid, von Wert und Zerstörung, von Leben und Tod. Das Absolute jedoch ist notwendig eins, analog so, wie z. B. in der Zahlenreihe nicht die 2, sondern die 1 das Prinzip jeder Zahl bildet. Der Pessimismus ist also durch seinen Dualismus eine metaphysische Unmöglichkeit. Er dient auch nicht zur Erklärung des Geschichtlichen; denn er verschiebt das, was er erklären sollte, nur um eine Station zurück, in das geschichtsschaffende Urwesen. Und ein dualistisches Urwesen als Absolutes ist ein Widerspruch, ein metaphysischer Nonsens.

Was aber sagt uns die Geschichtstheologie? Sie anerkennt zunächst ein Wahrheitsmoment, das auch im Optimismus und Pessimismus enthalten ist. Beide nämlich sind der Ansicht, daß das Leid, die Bosheit, die Tragik keine Selbstwerte sind; sie können sich selbst nicht ausweisen und begründen; sie weisen über sich selbst hinaus. Der Optimismus sieht im Leid den Ausgangspunkt für einen Fortschritt, allerdings innerweltlich. Der Pessimismus jedoch weist das Leid in ein jenseits der Geschichte existierendes Fatum. Für beide ist also Leid und Tragik nicht Selbstwert. Sie weisen über sich selbst hinaus.

Die Geschichtstheologie stimmt dem bei. Leiden, Tod und Sünde sind sogar unvernünftig, solange wir diese in sich selbst betrachten. Sie weisen aber nicht nur über sich selbst hinaus, sondern sie zeigen sogar in eine bestimmte Richtung, wie der Schatten in Richtung des Lichtes, die Bosheit nach der Heiligkeit, der Tod in die Richtung des Lebens. — Wenn ich heute in der Wohnungsnot sehe, daß irgendwo ein Haus abgerissen wird, so bäumt sich mein Kausalitätsbedürfnis dagegen auf. Wenn ich aber erfahre, daß diese Zerstörung nur deswegen geschieht, um ein besseres und schöneres und für mehr Menschen bestimmtes Haus dafür zu errichten, dann beruhige ich mich. Wenn wir sehen, daß ein Mensch dem anderen Schmerzen verursacht, dann lehnt sich unser Herz und unsere Vernunft dagegen auf. Wir beruhigen uns jedoch, wenn wir erfahren, daß es ein Arzt ist, der dem Menschen nur wehtut, um ihm zu helfen. — Das Vertriebenenschicksal stößt uns ab, solange wir nur das Leid selbst anstarren. Wenn wir aber sehen, daß auch diese Schicksalsschläge auf etwas Höheres zeigen, kann uns unser Schicksal beruhigen, ja sogar erheben.

Alles Leid, und auch das Vertriebenenschicksal sind Leugnungen. Die Leugnung kann aber nicht das erste Wort sein. Aller Tod folgt aus dem Leben, alle Verneinung aus der Bejahung. Das erste Wort muß Bejahung sein. Die geschichtliche Tragik beweist also schon durch ihr Bestehen, daß ihre letzte Urheberin eine Wirklichkeit ist, die über der Tragik steht, das Absolute. Dieses Absolute ist der alles geschichtliche Nacheinander in seiner absoluten Einheit tragende und richtende Gott. Er richtet vielleicht bereits im Diesseits, endgültig jedoch im Jenseits.

Und ein zweites sagt uns die Geschichtstheologie: Wir Menschen, die wir inmitten der Flut des tragischen Geschehens stehen, sind nicht nur Objekt, sondern auch betrachtendes Subjekt allen Leides. Wir betrachten und beurteilen es. Könnten wir es überhaupt beurteilen, wenn wir nicht über Gesichtspunkte und Normen derartiger Beurteilungen verfügten? Von Verbrechen, Sünde, Unterdrückung, Tragik vermag ich nur dann zu sprechen, wenn ich weiß, daß es Recht, Leben, Tugend, Sieg und Lösung gibt. Daher sagt Augustinus: möge das Recht auch tausendmal mit Füßen getreten werden, unser Urteilen über Leid, Ungerechtigkeit und Tragik beweise, daß es eine Gerechtigkeit an sich, daß es eine Heiligkeit an sich gibt. Dies ist Gott, der uns zum Sehen des Tragischen das Auge und das Herz gegeben hat.

Und drittens: Wir haben vorhin gesagt, daß der Mensch eine Unendlichkeit in der Potenz ist. Nicht nur der leidtragende Mensch, der eine Besserung wünscht, der Vertriebene, der zurück möchte zur Heimat. Jeder Mensch trägt eine negative Unendlichkeit als Quelle tragischen Leides in sich — das ist das Wesen alles Irdischen. Daher die Unzufriedenheit mit allem Erreichten, der Hunger nach Zukunft, das Sehnen zum „Gelobten Land“, das er niemals erreicht. Das bedeutet jedoch so viel, daß wir Menschen die Ahnung des vollen Seins in uns tragen und klar fühlen, daß unser geschichtliches, zeitliches Sein noch nicht das volle Sein ist. Dieses seelische Erlebnis und diese Wirklichkeit weist also unmittelbar über die Geschichte, über die Zeit selbst, hinaus. Wohin? Offenbar dorthin, wo das Sein vollkommen vorhanden ist, nicht im tragischen Nacheinander der irdischen Zeit, sondern in der augenblicklichen, unvergänglichen Fülle der Ewigkeit.

Aus dem Glauben, aus der Erbsünde, aus der Erlösung, aus dem Wort: Er wird kommen zu richten die Lebendigen und die Toten, vermögen wir mehr über Sinn und Ziel menschlichen Leides zu sagen. Es mag in diesem Zusammenhang jedoch genügen, wenigstens geschichtstheologisch angedeutet zu haben, daß es ein versöhnendes Moment unserer menschlichen Tragik gibt, daß alles Leid eine Verneinung ist, die nur aus der Bejahung, aus der absoluten Wirklichkeit Gottes eine Erhellung findet, aus Gott, in dem alle unsere Sehnsucht ihre Erfüllung findet. Das Bewußtsein, immer — auch im Leide — als Geschöpf in der Hand

des Schöpfers zu sein, gibt uns zudem Mut und Vertrauen. Unser menschliches Sein ist trotz aller Erhellung ein Geheimnis, aber nicht mehr eine Unverständlichkeit. Das Endliche und daher in seinem Wesen Beschränkte erklärt sich immer nur durch das Unendliche, die Verneinung durch die Bejahung, das Relative durch das Absolute, das Geschöpf durch den Schöpfer.

Die Heimat und ihr Verlust aus politisch-kultureller Perspektive.

Wir haben also das Vertriebenenproblem in einem größeren Rahmen gesehen, aus dem heraus es nur als Phänomen gesehen werden kann. Wir sind gleichsam aus der Perspektive der Ameise, die am Fuße des Berges krabbelt und nur das Steinchen sieht, das ihr im Wege liegt, auf den Berg selbst geklettert. Von oben herab haben wir jedenfalls eine bessere Sicht. Wir sehen sogar, wie die Erde sich am Horizont mit dem Himmel begegnet, ohne daß es uns Menschen gegeben wäre, in das Geheimnis der Ewigkeit selbst einzudringen. Wir haben aus der größeren Sicht heraus jedenfalls ein besseres Urteil. — Drei Antworten sind es, die uns Geschichte, Geschichtsphilosophie und -theologie auf unsere Frage nach dem Vertriebenenproblem als Phänomen geben:

1. Eine Vertreibung kann als Wirkung sehr gut Positives zur Folge haben. Es ist zum Großteil unsere Aufgabe, den Anruf, den die geschichtliche Situation an uns richtet, zu verstehen und dementsprechend zu handeln.

2. Wir Menschen sind insofern in einer tragischen Existenz, daß wir gegen Übermächte zu kämpfen haben. Soweit diese Kräfte direkt von einer elementaren Naturgewalt ausgehen, sind wir ihnen gegenüber ohnmächtig. Soweit sie aber von Menschen abhängen, z. B. Meinungen, Verträge, Gewaltprinzip, haben wir dafür zu kämpfen, daß die geschichtliche Situation entsprechend unserem naturgebundenen Rechtsbewußtsein Ausgang positiver Wirkungen und Entscheidungen wird.

3. Die Tragik des Menschen, sein Leid der Heimatlosigkeit empfängt, wenn uns elementare Kräfte entgegenstehen, ein versöhnendes Moment im Gottesbewußtsein, in der Ewigkeit, die unsere endgültige Heimat ist.

Welche für das christliche Deutschland glücklichen Folgen können uns aus der Ver-

treibung erwachsen? Auch hier schauen wir aus einem größeren politisch-kulturellen Rahmen. Denn es gibt heute kein Volk, kein Wirtschafts- und Kulturgebiet ohne sichtbaren und unsichtbaren Zusammenhang mit anderen Völkern. Auch hier wollen wir — die Gabe der Prophetie besitzen wir nicht — nur Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten aufzeigen. Uns sind jedenfalls Karten in die Hand gelegt worden, und es liegt an uns, mit den gegebenen Karten so oder anders zu spielen.

Das Vertriebenenproblem ist im Rahmen Deutschlands, und Deutschland im Rahmen Europas zu sehen.

Selten war eine historische Situation in ihrer äußeren Form von solch steinerner Einfachheit wie heute. Die beiden Globalmächte von Osten und Westen dirigieren praktisch fast alle anderen Völker wirtschaftlich, politisch und zum Teil bereits kulturell. Europa ist auf den dritten Platz des Weltgewichtes zurückversetzt. Und diese Tatsache entbehrt nicht einer gewissen Tragik. Denn Sowjetrußland ist durch Marx, durch Hegel, durch die französischen Frühsozialisten und die englischen Wirtschaftstheoretiker Geist von unserm Geist. Die Vereinigten Staaten sind biologisch Blut von unserem Blut. Europa liegt nun als Greis, als „Patient in der eisernen Lunge“ zwischen seinen gereiften Söhnen. Während sich der eine jedoch zu seinem Vater bekennt, seinem asthmatischen Patienten noch Sauerstoff zuführt, versucht der andere, durch betäubende oder gewaltsame Spritzen den Tod herbeizuführen, um das Erbe anzutreten.

Die Konstellation der geschichtlichen Lage heute hat aber als notwendige und glückliche Folge, daß der Ruf nach einem vereinigten Europa immer lauter wird. Dieser Ruf ist bei weitem nicht künstlich, sondern aus der Not heraus geboren. Er wird auch — sollte nicht alles trügen — trotz aller Schwierigkeiten verwirklicht werden, wenn nicht mit uns, dann gegen uns. Die Europaidee liegt im Zuge einer allgemeinen Weltentwicklung. Ohne dieses hier im Tieferen begründen zu wollen, führen wir nur einige Hauptpunkte an: Der erste Grund ist die Gefahr aus dem bolschewistischen Osten. Dieser Grund ist zwar der aktuellste und äußerlich sichtbarste, innerlich jedoch der schwächste. Der zweite und geschichtlich bedeutungsvollere liegt in der Entwicklung der Wirtschaft, die als Ganzes gesehen im nationalstaatlichen Rahmen

nicht mehr existenzfähig ist, da sie sich weder auszubreiten, noch vor allem auszugleichen vermag. Die Wirtschaft strebt mit elementarer Gewalt nach Großräumen. Der dritte Grund liegt in der Rasanz der technischen Entwicklung selbst, die bereits den Punkt erreicht hat, daß sie mit den engen Grenzen unserer Kleinstaaten in Konflikt gerät. (Auto, Flugzeug, Atomenergie, Television usw.). Und der vierte Grund liegt in der Aussicht auf einen erhöhten Lebensstandard.

Die Schwierigkeiten einer Vereinigung sind nicht so sehr wirtschaftlicher Natur, auch wenn sie an der Oberfläche des Alltags am meisten in Erscheinung treten. Wirtschaftsgrenzen und Zölle und Währungen sind künstlich gemacht und haben nur relativen Wert, um Nationalindustrien zu schützen, absolut gesehen jedoch drücken sie den Lebensstandard des Volkes. Die tieferen Schwierigkeiten sind vor allem psychischer Natur und weltanschaulicher Art. Ein Volk hat zum Großteil bewußt gezüchtete Vorbehalte gegen ein anderes und eine Konfession hatte bis vor kurzem eine traditionell gepflegte Antipathie gegen die andere. Es liegt an den europäischen Völkern, der allgemeinen und fast naturhaften Weltentwicklung, die mit der Gefahr einer allgemeinen Nivellierung verbunden ist, entgegenzukommen und sich gegenseitig in ihren völkischen Eigenarten und Fähigkeiten kennen und respektieren zu lernen.

Deutschland liegt nicht nur geographisch, sondern auch kulturell im Herzen Europas. Nicht nur innerhalb der Völker, sondern auch innerhalb des deutschen Volkes sind Gegensätze psychischer und weltanschaulicher Natur, der Norden gegen den Süden, um es generell zu sagen, der Westen gegen den Osten. Die Vertreibung hat einen großen Teil unserer ostdeutschen Bevölkerung zum Westen und Süden und Norden gebracht. Wie im gesamteuropäischen Raum auf Grund der Technik, des Verkehrs usw. die Tendenz einer allgemeinen Nivellierung zu beobachten ist und diese sich immer mehr ausbreiten wird, so besteht diese Gefahr auch in Deutschland. Keine Differenzen zwischen Vertriebenen und Einheimischen mögen darüber hinwegtäuschen, daß das Bewußtsein einer äußeren, nivellierenden und verwaltungs- und verkehrstechnischen Einheit bereits vorhanden ist. Dies ist eine rein dingliche, nicht seelische Einheit.

Unsere Aufgabe nun ist, aus der Tatsache und der Gefahr einer rein technischen Ein-

heit die seelische und gefühlsmäßige Einheit organisch wachsen zu lassen. Hier liegt eine Möglichkeit für unsere deutsche Zukunft, die bei der Stärke unserer Bevölkerung und der Qualifikation unserer Menschen von europäischer Wirkung zu werden vermag.

Gemeinsame Aufgaben von Einheimischen und Vertriebenen.

Welche Möglichkeiten für eine bessere Zukunft bringt nun das Leid der Vertreibung mit sich, und was vermögen wir zu tun, um Möglichkeiten auszunutzen, deren Verwirklichung nicht von Naturgewalten abhängt, sondern von dem guten Willen der Menschen? Wir nennen nur einige Punkte:

1. Es hängt von uns ab, ob wir die natürlichen und gottgewollten Differenzen zwischen Mensch und Mensch, von vertriebenen Ostdeutschen und Eingesessenen, von diesem oder jenem Volkstum, als Differenzen oder als volkzersetzende Widersprüche beurteilen. Das deutsche Volk ist in seinen Stämmen Gott Dank geschichtlich und charakterlich differenziert. Aber es ist eine Einheit, ein Ganzes. Der Reichtum des Seins und auch des völkischen Seins besteht nicht in der Uniformierung — alle Uniformierung und Nivellierung liegt in der materiellen Ebene der Quantität — sondern in der qualitativen Vielfältigkeit der Einheit. Vielfalt in der Einheit bedeutet keine Trennung, sondern eine Ergänzung. Deutschland ohne den ostdeutschen Raum und die ostdeutsche Bevölkerung ist kein Deutschland. Deutschland ohne Weimar, Dresden, Eisenach, ja ohne die anscheinend für eine gewisse Zeit verlorenen Städte und Gebiete von Breslau, Danzig, Königsberg, Marienburg, ja Tilsit ist kein Deutschland. Es liegt an uns, am gesamtdeutschen Volk, die geschichtlich gewordenen Werte der einzelnen Stämme und Räume zu erkennen, zu respektieren, sie in der Einheit des gesamtdeutschen Volkes zu sehen und für die Zukunft fruchtbar zu machen. Auch in der Geschichte sind Glück, tieferes Einheitsbewußtsein und Aufstieg als Folge von Vertreibungen nur selten ohne das Zutun von Menschen geschehen.

2. Der ostdeutsche Raum als kultureller Boden ist jüngerem Datums als der im deutschen Westen und Süden. Dies ist ein Faktum. Aus dieser Tatsache ist aber nicht auf eine Schuld zu schließen, wie ich dem Sohn nicht vorwerfen kann, daß er jünger ist als sein Vater, wie ich Altdeutschland nicht vor-

werfen kann, daß es kulturell jünger ist als Rom oder Griechenland. Die ostdeutsche Bevölkerung hat zudem durch fast acht Jahrhunderte in hartem Abwehrkampf gestanden gegenüber anderen Völkern aus dem Osten. Dies in der richtigen Perspektive zu sehen, ist vor allem Aufgabe eines Teiles der westdeutschen Gebildeten.

3. Trotz aller Differenzen, die heute noch zwischen den verschiedenen und jetzt zusammengewürfelten deutschen Volksgruppen bestehen, wird die Mutter Zeit diese voraussichtlich ausgleichen. Denken wir daran, wie wir selber in unserer Stammeseinheit geworden sind. Die charakterlichen Unterschiede und die Differenzen wirtschaftlicher Natur werden mit der Zeit aus der Vertikalen des Völkischen in die Horizontale der sozialen Schichtungen hinüberwechseln. Es gibt heute bereits eine ganze Reihe von Vertriebenenunternehmen in Westdeutschland, die das Sozialprodukt des deutschen Volkes erheblich erhöhen, deren Inhaber jedoch bereits einer gesellschaftlich höheren Schicht angehören. Wenn auch die Vertriebenen bis jetzt die größte Last des Krieges zu tragen haben, so handelt es sich in Deutschland auf die Dauer nicht um den Ausgleich von Einheimischen und Vertriebenen, sondern um den Ausgleich sozialer Schichtungen, die sich auf die Dauer quer durch die vermischten Volksstämme führen wird. Hier ist auch der Ansatzpunkt neben dem Weltanschaulichen für die Gefahr des Kommunismus. Durch die Vertreibung kann also, wenn wir ein praktisch sozialer Staat sind, ein Deutschland von stärkerem Einheitsbewußtsein werden. Viele Kinder von Vertriebenen, die im Westen aufgewachsen sind, würden schon lieber hier bleiben als in das Land ihres eigentlichen Ursprunges zurückkehren, auch viele von denen, die bereits eine gesicherte, vielleicht sogar bessere Existenz im Westen sich erobert haben. Viele volksmäßig gemischt Verheirateten werden nicht den Wunsch haben, ihren jetzigen Lebensbezirk zu verlassen, weil sie bereits heimisch geworden sind und sich dem altdeutschen Raum angepaßt haben. Dies bedeutet im Großen gesehen die Entwicklung einer stärkeren seelischen Einheit des Gesamtvolkes aus den verschiedenen Stämmen. Und dieses Einheitsbewußtsein ist sicherlich etwas Gutes für unsere Zukunft, allerdings nur, wenn es verbunden ist mit dem Wollen, das Recht auf unsere angestammte ostdeutsche Heimat nicht preiszugeben. Es liegt an uns, dieser neuen und

größeren Einheit ein praktisches Ziel zu geben.

4. Durch die gewaltmäßig verursachte Vertreibung und durch die folgende Blutmischung von Menschen ostdeutscher und westdeutscher Gebiete kann eine biologische und geistige Erfrischung unserer völkischen Substanz ausgehen. Wie die Geschichte zeigt, sind bedeutende Menschen oft das Ergebnis verschiedener Volks- und Kulturgruppen.

5. Die so schmerzliche Bekämpfung der christlichen Konfessionen hat bereits und kann noch mehr zur gegenseitigen religiösen Respektierung führen. So führte die Vertreibung von Katholiken und Protestanten dazu, daß die Katholiken den Protestanten und umgekehrt die Evangelischen den Katholischen die Gotteshäuser zur Verfügung stellten. Dies wäre noch vor zwei bis drei Jahrzehnten undenkbar gewesen. Das menschliche Verständnis und die Not der Zeit läßt beide Konfessionen den Blick auf das Wesentliche des Christentums richten. Unsere Religion hat im Gegensatz zu anderen Weltanschauungen das eine geschichtliche „Prae“, daß sie transzendental gerichtet ist. Solange es Menschen geben wird, kann die Frage nach dem Jenseits und dem „Nach dem Tode“ nicht aussterben, und daher hat unsere Religion, trotz aller Verfallserscheinungen, rein geschichtlich gesehen, eine ewige Zukunft. Das Auge auf das Wesentliche und Verbindende des Christentums in Deutschland gerichtet zu haben, ist mit ein Ergebnis unseres Leides, unserer Vertreibung, die auch die beiden Konfessionen zusammenbrachte. Die Annäherung der beiden Konfessionen könnte bei aller dogmatischen Treue der Weg zu einer allmählichen Vereinigung werden. Jedenfalls kann man in unserer religiösen Situation einen besonderen Anruf Gottes an uns erblicken. Und wir wissen, daß Gott als Letztursache die Menschen als Zweitursache gebraucht, um sein Werk zu vollbringen. Es liegt an uns, dies zu erkennen und entsprechend zu handeln.

6. Nichts lehrt uns die Heimat mehr schätzen als deren Verlust. Außer dem Motiv der Liebe ist in der Weltliteratur nichts mehr gepriesen und besungen worden als die Heimat, der Mutterboden. Nichts ist aber auch mehr beklagt worden als der Verlust der Heimat: Die Israeliten klagten: An den Flüssen Babylons saßen wir und weinten, wenn wir deiner gedachten, Sion. Die

Juden haben ihre Heimat jedoch wiedergesehen. Wenn auch die Klage in unserem Herzen ist, so muß diese Klage und diese Sehnsucht zum Ausdruck kommen in dem positiven Willen, das Recht auf die Heimat nicht preiszugeben. Wir haben gerade gesagt, daß bereits eine jüngere Schicht der Ostvertriebenen eine innere Verbindung mit Altdeutschland eingegangen ist. Das ist gut zur Stärkung der Einheit unseres Vaterlandes. Die Sehnsucht zur Heimat Ostdeutschlands bleibt daher bei der mittleren und älteren Generation der Vertriebenen, weil sie ein Stück dieser Erde sind. Das genügt jedoch nicht. Die Vertreibung aus unserer ostdeutschen Heimat vermag nicht nur eine Vermischung und größere Einheit Deutschlands zu bewirken, sondern diese seelische Einheit vermag in dem Streben nach den vorläufig verlorenen Gebieten ein Ziel zu erhalten. Daher liegt es an uns, aus dem Verlust unserer Heimat den Wert unseres väterlichen Bodens bewußt zu betonen. Wir haben nicht nur das moralische Recht, sondern die moralische Verpflichtung dazu. Und diese Verpflichtung ist nicht etwa eine Angelegenheit nur der Vertriebenen. Es ist nämlich nicht nur ihre so geliebte Heimat, sondern es ist unser aller deutscher Boden. Es bedarf der systematischen Pflege dieses Bewußtseins in der stammesgemäß gemischten deutschen Jugend, in Schulen und Bildungsstätten aller Gattungen, in Arbeitsgemeinschaften, im Pressewesen, im Rundfunk, durch Bild und Kartenmaterial Gesamtdeutschlands, durch Schulbücher usw. Auch hier liegt es an uns, den geschichtlichen Anruf zu erkennen und zu hören, der an uns ergeht. Und aus unserem Vertriebenenlos können — wie uns die Geschichte zeigt — Wirkungen hervorgehen, die eine spätere Zukunft, vielleicht unsere Generation schon, als Ausgang neuen Lebens bezeichnen kann für Deutschland und für ein christliches Europa in neuer Form.

Dies sind einige Möglichkeiten, deren Realisierung bei unserem guten Willen und bei unserer Tatkraft liegt. Wo ein Wille, da ein Weg! — Auf eins jedoch muß ich am Schluß noch hinweisen. Und dieser Gedanke bringt das deutsche Vertriebenenproblem wiederum mit dem Europagedanken zusammen. — Der Zuzug von Vertriebenen und Flüchtlingen, der Verlust wertvoller Gebiete und andere Faktoren haben Deutschland, unser aller Vaterland, in tiefgreifende und soziale Probleme gebracht. Der Ausfall von etwa 35 Prozent unserer Getreideernte, von



55 Prozent unserer Kartoffelernte und die Liquidierung unserer industriellen Gebiete des Ostens sind ein Verlust für Gesamtdeutschland, zumal die Bundesrepublik noch etwa 11 Millionen über ihre Normalbevölkerung hinaus Arbeit, Wohnung und Nahrung zu geben hat. Jeder nüchterne, mit Wirtschaft und Politik vertraute Mensch gewinnt die Überzeugung, daß die tiefgreifenden Probleme von Deutschland wohl gemildert, niemals aber optimal gelöst werden können. Daß gerade die deutsche Staatsführung „paneuropäisch“ denkt und durch ihre Initiative nach einer schnelleren Vereinigung Europas strebt, geschieht zum Großteil eben aus unserer wirtschaftlich-sozialen Not heraus. Und diese hängt heute zum Großteil mit dem Verlust unserer Gebiete und dem Problem der Vertreibung zusammen. Die Vertreibung und das Schicksal der Flüchtlinge werden ihr Teil dazu beitragen, auf die Dauer trotz aller Schwierigkeiten ein Gesamteuropa werden zu lassen, das — wie wir sagten — im Zuge der allgemeinen Weltentwicklung liegt. Wir sollten als Deutsche, als Vertriebene und Einheimische, einen offenen und unvoreingenommenen Blick haben für diese Entwicklung, weil in dieser Entwicklung die menschlich beste Gewähr für die Lösung unserer aktuellen Probleme liegt. So hat Gott, wie mir scheint, auch in unserer heutigen Situation unserem Volke eine besondere Aufgabe zu erfüllen gegeben. Wir vermögen unsere verlorene Heimat, wie ich glaube, am sichersten auf diesem Umwege wiederzugewinnen. Und — menschlich und natürlich gesprochen — wir müssen und wollen das wiederhaben, was in unserem Herzen lebt und was ein Teil unseres in unserem Herzen unteilbaren Deutschlands ist, die ostdeutsche Heimat. Wir vermögen dafür vieles — die Geschichte zeigt uns das durch unsere eigene Erkenntnis — durch unseren geeinten Willen zum Ziel zu vollbringen, wobei unsere äußere Kräftigung als Grundlage paritätischen Handelns Voraussetzung ist. —

Wir Menschen zwischen zwei Welten!

Wir dürfen und wollen dabei eins nicht vergessen. Und das ist in Kürze die Antwort der Geschichtsphilosophie und -theologie auf unsere konkrete Situation in Deutschland. Mögen die großen Mächte in Frieden über uns oder besser mit uns verhandeln, möge uns die Heimat durch unvorhersehbare Ereignisse gleichsam in den

Schoß fallen, oder mögen die Völker wiederum würfeln in den Schlachten ohne Erbarmen, mögen Männer handeln und sterben, Frauen weinen und dulden — aus der Ewigkeit kommt die letzte Entscheidung für die Weltgeschichte, für jedes Volk und schließlich für jeden Vertriebenen und auch für mich. Dieser Gedanke erinnert uns Menschen daran, daß wir alle, ob Vertriebene oder Einheimische, im Tiefsten Wanderer auf Erden sind, daß wir alle heimatlos sind, daß die so sehr geliebte irdische Heimat nur ein Abglanz der ewigen Heimat ist. Der hl. Augustinus sagt: Unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet in Dir, o Gott. Wir sollen auch dieser Wahrheit nüchtern ins Antlitz schauen, wenn wir in unserem guten Willen mit Mächten von elementarer Gewalt zusammenstoßen. Dann haben wir zu beweisen, ob es uns Ernst ist mit der Bitte: Zu uns komme Dein Reich.

Das einzige, was für uns persönlich Gewicht hat und selbst im Ratschluß der ewigen Vorsehung: es ziemt sich für uns, das Gute und uns Angemessene, das Ehrenvolle und Gerechte zu wollen, dafür einzustehen und zu kämpfen. Die Verwirklichung der Einheit Deutschlands, die Bewahrung und Entfaltung des christlichen Geistes auf dem jahrhundertealten Boden gesamtdeutscher Kultur, dies zu wollen ist Pflicht und unser aller Berufung. Gott gebe zu diesem Willen auch das Vollbringen!

P. Callistus Siemer O.P.

Wenn eener to vål Glück hett

Fritz is nao lange Tied ees wedder in siene Heimat. Eenes goden Daogs frögg he so'n bäten verjaagt sien'n ollen Scholkameraoden August: „Nu segg mi doch maol, worüm hett de Jan eegenlik seß Wäken sitten mößt?

„Jo, de Jan, dat is'n Keerl, de het eenfach to vål Glück.“

„To vål Glück? Wat schal dat denn herten?“

„Jo, kiek, de Jan, de finnt all Ogenblick sücke nette Sooken, de anner Lue noch gor nich verlaorn hebbt.“

Franz Morthorst



DE OLLE PASTOR

(Ut de Tied so äben nao den leßden Krieg)

Rieklik twintig Jaohr is't her, do köm he in't Kaspel an. He was'n gesunn'n, stäwigen Keerl. Jedereen seg üm dat an: Wenn't ees'n Portion Arbeit mehr geef, dor frög he so väl nich nao. Ganz ruhig un egaol füng he siene Densten an. Besünnere Anstalten mök he gor nich. He wull sick nich so anstellen, as wenn de Gemeinde jüst up üm luert hadd. Extrao grote Künste verstünd he nich. Mit sien Singen kunn he kien Staot mit maoken, un siene Prädigten klüngn uck man rech einfach. Aower nao eenige Tied sä de olle Rektor Behrens, de uck den Kösterposten hadd: „Ji möt nich glöwen, dat us Pastor sick dat licht maakt mit sien Prädigen. Studeern deit he dor noog up, jede Wäke. So ut'n Handgelenk dor wat hendaolsnacken, dor is Gott's Woort üm vull to schao to.“ Un dat duerde gor nich lange, do säen de Lüe: „T'is gediegen mit us'n Pastor siene Prädigten. So einfach as se sünd, se weert een'n doch miläwe nich to'n Aoverdrott.“ Een Deel räkden se üm all hoch an: lüttk off grot, dor keek he ganz un gor nich nao. Wenn he uck sülben van'n groten Hoff herköm, mit de Hüerlue snackde he jüst so geern. Faoken köm he in de Hüser, un för alls hadd he'n Hart, uck för den Scheper siene Heidsnucken un för den ollen Breefdräger siene Immen. De Lüe nao'n Mund snacken, dat leeg üm nich; aower noch minner kunn he dat utstaohn, wenn annerseen üm nao'n Mund snacken wull. Narns dachde he mehr an as an siene Karken. Dor schull nicks an fählen; dor schulln sien Lüe Pleseer an hebben. Un dat kreeg he mit de Jaohrn uck würlklik farig. Sogaor de Lüe, de ut annere Gemeenden ees to Besök kömen, säen dat faoken noog: „Wat hebbt ji doch för'n feine Karken hier; so eene möggden wi us uck woll wünsken.“ An siene Pastraot dö he nich so väle an; för siene eegen Person verlangde he nich vull. Recht selten man leist'de he sick ees'n neen Rock, un up Reisen güng he eegenlik gor nich. „Wat schall ick reisen? Ick bin gesund, un ick glöw nich, dat mi dat inne wieden Welt bäter gefällt as hier in't Döörp un rund üm't Kaspel to.“ Bi sick sülben dachde he aower uck: „Wo väl Lüe sünd hier, de ehr Läwen lang uck nich up Reisen kaomt? Un so rein vull bäter brukt de Pastor dat jo uck nich tou hebben.“ Un een Deel

köm dor noch tobie: Vål Reisegeld hadd he uck nich. Wenn he sick ees'n bäten spaort hadd, dann geef dat Adressen noog, wo he dat ganz flink wedder los weern kunn. Un dor töwde he denn uck nich lange mit. So good as't man äben güng, hülpe he sücke Familgen, de een'n von ehre Jungs up Geestlik studeern leeten, un de dat dor denn faoken recht suer mit hadden. Dat geef all mehr as een'n Kaplaon, de aohn den Pastor ganz sicher nich so wied kaomen was. Eenmaol in't Jaohr hadd he sien gröttste Glück, an'n witten Sönnidag. Wenn he dann de Lüttken all de Riege nao anne Kommunionbank kaomen seeg, dann kunn he de Traonen knapp trüggeholln; so van Harten freide he sick dann. Nao'n poor Jaohr dachden de Lüe: „Wekke Gemeinde hett do woll'n bättern Pastor as wi?“ Un Pastor, de dachde: „Wo kunn ick dat woll bäter hebben as hier in mien Kaspel?“

Aower uck för dissen gesunn'n Mann, denn de goode Moot alltied ute Oogen keek, uck för üm köm de Tied, wo siene Kraft un sien Moot einfach tohopesackden. Dat was in de beiden leßden Kriegsjaohre. Do kreeg dat Amt all paor Daoge de swaoren Naorichten, dat dor in Rußland off naohier in Ostpreußen un in de Normandie wedder eene falln was. De Heern van'n Gemeendevörstand bröchden dat nich mehr aower sick, sücke schrecklike Neeigkeiten de Lüe in't Hus to bringen. Un de Amtsleiters vanne Partei, de dat in't eerste Jaohr so drock hatt hadden mit ehre „stolze Trauer“, de markden nu uck, dat man mit so'n billigen Theaotersnack de armen Lüe nich mehr ünnere Ogen gaohn kunn. Up wenn bleef de Last hangen? Up'n Pastor. Un disse bittern Gänge, de he nu jümmer van neen anträen mößde, de bröken üm toleßde doch dat Hart. In all de Jaohrn was he jeden Naomdag inne Karken gaohn; he möggde geern so'n Stoot för sick alleene bäen. De Lüe wüßden dat good, un se seegen dat geern. Disse Besök inne Karken, de wudd nu van Wäke to Wäke länger. Eenerwägen mößde he doch hen mit siene Not. Un wenn d'r ees so'n ganz utnaomswiese slimmen Fall köm, dat een Hus all den drüdden Söhn verlaorn hadd oder sone Moder van säben Kinner ehrn Keerl, dann köm Pastor vörher woll ees bie sien'n treuen Köster an. Dor sackde he in den olln

leddern Sessel daol un schreide sick ut. „Du Harm, ick mag dor eenfach nich mehr hen. Wo geern hebb ick in all de Jaohrn de Lue besöcht, un wo freiden se sick, wenn ick köm! Un nu? Se brukt mi dör de Ruten bloß van wieden anne Poorten sehn, dann kriegt se all dat Bäwen, as hadden se den Düwel sehn. Wat schall ick doch seggen? All mien Weisheit wät't de armen Lue all lange ut sick sülben.“ „Pastor, gaoh't Se dor man noch eenmaol wedder hen. Se bäet dor in'n Huse so'n Ogenblick mit de Lue un gäwt ehr den Sägen. Dat is doch ganz anners, as wenn Se dor wägebliewen wulln.“ Wenn Pastor van so'n swaoren Gang trüggeköm, dann kunn he nich mehr. Swaor stütdde he sick up sien'n eeken Handstock, un jede enkelde Trä was'n suert Pand för üm. Man seeg üm dat an, he hadd wedder'n Stück van sien Läwen achterlao-ten. Disse paar Jaohre möken ut den Pa- stor 'n ollen Mann.

De Krieg güng to Ende. Aower Pastor was mit siene Kraft uck an't Ende. Dann un wann geef dat woll ees 'ne Upmunte-

rung för üm, wenn he in dit un dat Hus 'n Telegramm bringen kunn: „Jo Heini, wo ji mehr Jaohr nicks van hörden, de ligg in't Lazarett.“ Oder: „Kinners, nu risket jo man up. In acht Daoge kummt jo Pappe ut Gefangenschaft nao Hus.“ Aower so richtig verhaoln kunn he sick nich; de leßden Kriegsjaohr hadden üm doch to daohne mitnaohmen. Un se mößden ehr'n Pastor nao'n Karkhoff bringen, ehr as he sien'n säbenzigsten Geburtsdag fiert hadd. Wat dat för'n Begräffnis geef, kann jeder sick vör- stelln. Naober stünd up sien'n Graffsteen: „Freuet euch mit den Fröhlichen und trauert mit den Trauernden!“ Un de Lue säen: Us Pastor hadd good noch woll'n halwstiege Jaohr läwen kunnt. Aower dit „Trauert mit den Trauernden“, dat hett üm vör de Tied den Dod andaohn.

Dor kummt kien Sönnitag, aohn dat dor friske Blumen staoh't up Pastor sien Graff. Worüm? Dat kann jedereen licht begriepen.

Franz Morthorst

Sumpfgas und Irrlichter

Es gab eine Zeit, da war unsere Heimat mit einer dicken Eiskappe bedeckt. Darum heißt auch dieser Abschnitt der Erdgeschichte „das Eiszeitalter“. Vom Nordkap bis Sauerland-Südhanover reichte der schimmernde Schild, der alles frühere Leben weithin vernichtete. Erst als der Südrand des weißen Leinentuches infolge günstiger gewordener Wetterlage abtauend nordwärts zurückwich, da konnte von Süden kommen- des Pflanzen- und Tierleben langsam wieder seinen Einzug bei uns halten. Anspruchs- losen Flechten und flachwurzelnden Moo- sen, Seggen und Gräsern folgten spann- bis kniehohe Zwergsträucher, Birken, Kiefern und dann die wärmebedürftigeren Laubhöl- zer wie Hasel, Erle, Linde, Ulme, Eiche und um 2000 vor Chr. schließlich noch die an- spruchsvolle Rotbuche sowie die Hainbuche. Auch die Tierwelt hatte sich inzwischen mit Pflanzen- und Fleischfressern nach und nach wieder bei uns eingestellt. Eine Nachkom- menschaft beider Lebensbereiche reihte sich an die andere. Mengenmäßig überwiegen jedoch die flächenhaft weit verbreiteten Pflanzen (Wiesen, Wälder, Heiden) die

mehr vereinzelt vorkommende Tierwelt ganz erheblich.

Die Geschlechterfolgen von Pflanzen und Tieren werden im Laufe der Zeit immer größer. Da müßte doch eigentlich die nun schon seit Jahrtausenden von Lebewesen bewohnte Oberfläche unserer Heimat mit vielen Metern von pflanzlichen und tieri- schen Leichen bedeckt sein. In der Natur des Lebendigen liegt jedoch ein dauernder Wesenswandel. Wie der Pflanzen- und Tier- körper durch das Leben aufgebaut wird, so tritt nach dem Aufhören der Lebenstätigkeit ein Zerfall, eine Wesensänderung aller zu- vor aufgebauten Stoffe ein, die wir des- halb auch mit dem Worte „Ver-Wesung“ bezeichnen. Sie besteht in der völligen Zer- störung alles Abgestorbenen durch die Ein- wirkungen von mikroskopisch kleinen Lebe- wesen (Bakterien) und von Sauerstoff, der in Luft, Wasser wie auch in tagesnahen Bo- denschichten reichlich vorhanden ist. Laub, Kraut und Holz, Horn, Sehnen und Muskel- fleisch verschwinden dabei restlos. Die völ- lige Verwesung verwandelt sie letztlich alle in Wasser und Kohlensäure.

Unter besonderen Umständen verzögert sich dieser Vorgang aber ganz erheblich, wenn nämlich die Sauerstoffzufuhr mehr oder minder gehemmt wird, wodurch auch die Bakterientätigkeit nachläßt. Der herbstliche Laubfall unserer Wälder erzeugt z. B. alljährlich dichte Decken am Waldboden; ihre obersten Lagen halten jedoch Feuchtigkeit und Luftsauerstoff von den unteren schon etwas zurück, in denen deshalb eine nur noch unvollständige Verwesung, die „Vermoderung“, stattfinden kann. Der dabei zurückbleibende, kohlenstoffreiche Moder färbt den Waldgrund schwarz, weil der geringere Sauerstoffgehalt den hier verhältnismäßig angereicherten Kohlenstoff nicht mehr in Kohlensäure verwandeln kann. Genau das Gleiche geschieht in den zum Grunde von Waldtümpeln niedergesunkenen Fallaubschichten, wo ein Teil des im Bodenschlamme vorhandenen Sauerstoffes zum Verwesen der ältesten Absätze von Fallaub und abgestorbenen Wasserpflanzen verbraucht wird. Infolge des dadurch am Gewässergrunde geringer gewordenen Sauerstoffgehaltes ist danach nur noch Vermoderung möglich. Auch hier geht also die Zersetzung nicht ganz bis zum Endergebnis Kohlensäure. Ebenso sperren rasch wachsende Torfmoospflänzchen tiefere Moorteile von der Sauerstoffzufuhr ab und führen so zu ihrer ebenfalls unvollendeten Verwesung, zur „Vertorfung“.

Als Jungen haben wir wohl alle mal mit einem Ast im schlammigen Bodensatz eines Waldtümpels herumgerührt und erlebt, daß dabei dicke blankglänzende Blasen aus dem Modder aufblubberten. Wir mögen diese Gebilde damals vielleicht für Luft gehalten haben. Taucht man aber einen breiten, gläsernen Trichter umgekehrt bis zur engen, mit dem Daumen verschlossenen Spitze ins Wasser, so kann man darin die Blasen auffangen und sammeln. Nach Fortnehmen des Daumens ist die der Trichterspitze entströmende „Luft“ aber entzündbar und brennt mit einer merkwürdig blaß gefärbten Flamme. Es handelt sich demnach um ein Gas, das bei Berührung mit dem Luftsauerstoff brennbar wird. Das ist „Sumpfgas“ oder „Methan“, das bei uns in der Natur durch Zersetzung pflanzlicher Stoffe reichlich vorkommt. Alle unsere Hochmoore erzeugen z. B. viel Sumpfgas bei der unvollständigen Verwesung, bei der Vertorfung ihrer mächtigen Pflanzenansammlungen. Dabei verbindet sich ein Teil des in der Pflanzenfaser vorhandenen Kohlen-

stoffes (C) unter dem Luftabschluß durch die dichtgelagerten Torfmoore und das im Moorkörper enthaltene Wasser mit je vier Teilen Wasserstoff (H) zu CH_4 , zu Methan. Diese von den Mooren gebildeten Sumpfgasmenge strömen, da sie leichter als Luft sind, leider unbenutzbar aus; man kann so ein ganzes, großes Mooregebiet ja nicht mit einer gasdichten Haube überdecken, um das ihm entweichende Gas abzufangen und zu verwerten.

Die Natur hat aber an anderen Stellen unserer Heimat selbst solche abdichtenden Hauben über gasliefernde Gebiete gelegt. Als die Unterweser noch nicht so wie jetzt vom Menschen geknebelt und in ihr heutiges enges Bett gezwungen war, uferte sie oft weithin aus, verlegte vielmals ihren Lauf und ließ bei wieder sinkendem Wasserstande weite Strecken flacher Überschwemmungen und Altwässer zurück, die ohne Strömung dann langsam verkrauteten und vermoorten. Vielleicht Jahrhunderte später legte ein besonders starkes Hochwasser oder eine erneute Laufänderung über diese inzwischen schon beträchtlich angeschwollenen Lager von Pflanzenresten dichte Decken von Feinsand und Flußschlick als gasundurchlässige Haube, unter der die Zersetzung der einstigen Pflanzenschichten noch langsam weiterging und dabei immer neues Sumpfgas erzeugte. Die Marschtone verhinderten aber sein Entweichen in die Luft. Beim Durchbohren dieser abdämmenden Kleidecke dringt nun in der Oldenburgischen Wesermarsch vielerorts Wasser auf, in dem eine Menge feinsten Gasbläschen perlt. Man sammelt sie in geeigneten Behältern und verbraucht dieses aufgefangene Sumpfgas heute schon an vielen Stellen des Oldenburger Landes zu Leucht-, Heiz- und Kochzwecken. Erstmalig geschah das 1907 in Strückhausen (westl. Brake). Jetzt werden an der Unterweser sogar Gasmotore mit einem Gemisch aus Luft und Sumpfgas betrieben.

Methanverwertung beschränkt sich jedoch nicht nur auf das Wesergebiet; man kennt sie auch im Lande Hadeln a. d. Elbmündung. Holland nutzt Gasmassen der vom Rheinschlick überdeckten einstigen Pflanzenlager schon seit 1895 zur Beleuchtung so manchen Bauernhauses. Ganz besonders und vielseitig verwenden aber die Italiener diesen Bodenschatz im Po-Delta, dessen schlammreichem Untergrunde die Sumpfgase mit Drucken bis zu 30 atü aus vielen hundert Bohrlöchern entströmen. In

Stahlflaschen gepreßt dient dieses Naturgas Norditaliens als Treibstoff für Kraftfahrzeuge. Die Gasförderung ist dort so ergiebig, daß man sogar eine etwa 50 km lange Rohrleitung von Rovigo nach Padua angelegt hat.

Neben solchen nutzbringenden Eigenschaften des Sumpfgases gibt es aber auch noch eine sehr verderbliche Wirkung. Unsere Steinkohlenlager entstanden aus mächtigen Anhäufungen von Pflanzenresten, die vor rd. 200 Millionen Jahren in Westdeutschlands üppigen Sumpfwäldern wucherten. Im Laufe der Erdgeschichte legten sich aber dicke Absätze von Sand und Schlamm darüber. Die Zersetzung der so begrabenen Holz- und Pflanzenmassen ging genau wie bei den überdeckten Moddermengen der Wesermarsch auch noch nach der Einbettung weiter und damit auch die Gasbildung. Die einstigen Pflanzenlager verkohlten so immer mehr. Auch die heute schon daraus entstandene Steinkohle wird dadurch immer noch reicher an Kohlenstoff und erzeugt noch dauernd das brennbare Sumpf- oder Grubengas weiter. Hochexplosible Gemische aus Grubengas und Luft nennt der Bergmann „Schlagende Wetter“, zu deren Entzündung schon das beim Losbrechen von Gestein an der Pickhacke entstehende kleinste Fünkchen genügt. Die grimme Gewalt und höllische Hitze des Sprengschlages zerschmettert dann widerstandslos die nächste Nachbarschaft und entflammt alles Brennbare in ihr.

Als Folge natürlich ausströmenden Sumpfgases in die freie Luft konnte man, sofern die atmosphärischen Gegebenheiten gerade günstig lagen, bis zur Jahrhundertwende noch vielerwärts bei uns eine gar seltsame Erscheinung beobachten, die so oft angeführten und vielleicht nur von ganz wenigen Lesern gesehenen „Irrlichter“ oder „Irrwische“ (vermutlich nach ihrer Ähnlichkeit mit einem brennenden „Stroh- wische“ so genannt). Im Oldenburgischen heißen sie auch „Spoklechers“ oder „Gleunige Keerls“. Früher waren sie häufiger und leuchteten damals so manchem abendlichen Wanderer. Irrlichter kennt man schon seit dem Altertum, das sie einfach als natürliche Erscheinung hinnahm. Seit dem 16. Jahrhundert jedoch bemächtigte sich ihrer die Vorstellungskraft des Volkes und deutete sie um zu spukhaft geisternden Wesen, u. a. als umherstreichende Seelen ungetauft gestorbener Kinder, nächtens wandernde Wiedergänger einst im Moore

versenkter Verbrecher oder als ruhelos tanzende Seelen sündiger Nonnen. Luther bestreitet 1530 die Deutung als arme Seelen; er nennt die Lichter „schwebende tewffel, qui homines in pericula ducunt“ (= die Menschen in Gefahr bringen). Es ist ja auch nicht ausgeschlossen, daß lockendes Leuchten von Irrwischen so manchen Menschen in dunkler Nacht vom Wege abirren ließ und in Sumpf und Biesternis brachte, wenn er die Flämmchen fälschlich für Lampenlicht ferner Häuser oder für die Tragelaterne eines vermutlich vor ihm Gehenden hielt.

Mit den ihnen ähnelnden „Lichtbolden“ oder den hin und her springenden „Feuermännern“ vermischt treten die Sumpflichter wie diese in vielen unserer Sagen auf, und sogar im „Faust“ läßt Goethe den Mephistopheles ein Irrlicht rufen als leuchtenden Wegweiser im durcheinander wirrenden Gewühle dunkler Walpurgisnacht. Wie hier an die triefenden Moore der Brockenkuppe sind sie auch bei uns im Tiefland überall nur an feuchte Stellen (Sümpfe, modderige Teiche, Moorflächen, Flußufer, Bachränder, nasse Wiesen usw.) gebunden. Sie verschwinden mit abnehmender Versumpfung einer Landschaft wie z. B. bei dem schon oben genannten Strückhausen, dessen Umgebung ja viel Sumpfgas in tieferen Bodenstockwerken birgt. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren die dort als „Gleunige Keerls“ bezeichneten Spuklichter noch sehr häufig; bei zunehmender Entwässerung ihrer früheren Beobachtungsplätze ließ die zauberhafte Erscheinung jedoch immer mehr nach. Sie verschwanden auch anderenorts nach Reinigung verschlammter Teiche oder versumpfter Fluß- und Bachufer.

Die meisten Irrlichter treten allen vorliegenden Berichten zufolge im Spätsommer und Herbst auf. Das ist verständlich, denn dann steht ja die vor allem durch die Sommerwärme geförderte Fäulnis auf ihrem Höhepunkt und hat den Körper modernder Stoffmassen zutiefst durchdrungen. In dieser Zeit kann man an jedem Morast (z. B. am westl. Wassersaume des Dümmers) lauschend wie Theodor Storm im nordfriesischen Wattenschlick deutlich „des gährenden Schlammes geheimnisvollen Ton“ vernehmen infolge Platzens unzähliger zur Oberfläche aufgestiegener Gasbläschen. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß auch noch im Dezember, wenn auch ganz selten, einige Irrlichter beobachtet wurden. Da müssen dann jedoch ganz besondere Verhältnisse (z. B. starke Sonneneinstrah-

lung in windstillen Ecken geschützt liegender tiefer Torfkühen) gewaltet haben, die den Fäulnisvorgang örtlich stark steigerten.

Heftiger Wind hindert natürlich das Zustandekommen zarter Gasflämmchen im Freien. Windstille wie auch abendliche Gewitterschwüle nach brutheißen Tagen sind ihrer Entstehung am dienlichsten. Auch ein feiner, schwacher und warmer Regen scheint ihr Auftreten zu fördern. Der **Irrwische** schwankende Größe geht von der einer Streichholzflamme bis zu 15 cm. Sie werden sowohl vereinzelt, als auch in ganzen Gesellschaften gesichtet. So leuchteten z. B. am 2. September 1882 an den Ufern des Geestekanals unweit seiner Mündung in die Weser bei tiefer Dunkelheit und Gewitterschwüle Schwärme von Irrwischen, deren einzelne wie ein Streichholz nur schwach gelblich leuchteten. Die Gesamtleuchtkraft aller Lichtchen genügte jedoch, um das etwa 4 m von ihnen entfernte Beobachterboot von beiden Ufern frei zu halten. Jedes Flämmchen brannte nur einige Sekunden, doch entstanden immer neue in der Nachbarschaft der erloschenen. Dieser stete Wechsel kann für einen entfernter stehenden Beschauer auch den Eindruck des in fast allen Schilderungen immer wieder erwähnten Hüpfens oder Tanzens von in Wirklichkeit stillstehenden Lichtpunkten erwecken. Von den Wümmewiesen des Bremer Blocklandes liegen aber auch Meldungen vor, daß einige aus nächster Nähe gesehene, eine Zeitlang feststehende Einzellichter in senkrechter wie waagerechter Richtung schnellzuckend ihren Ort veränderten (vergleichbar dem stoßweisen Fluge von Libellen.) Wie dem auch sei, das hier ebenfalls beobachtete Verlöschen nach kurzer Brenndauer und das Aufflammen immer neuer Lichter scheint zum Wesen der Irrwische zu gehören. Ihre Färbung wird meistens als hellgelblich bezeichnet; hellgelblich mit rötlichem Schein, schwachbläuliche und gelbgrünliche Farben kommen auch vor, wogegen ein ausgesprochenes Rot selten genannt wird.

Wie entzündet sich nun das aus dem Schlamm aufsteigende Sumpfgas zum leuchtenden Irrlicht? Es ist doch wirklich sehr seltsam, daß über Sumpf, sogar bei feinem Regen, Feuerflammen im Freien von selbst entstehen. Die Selbstentzündung der Sumpfgase geschieht jedoch unter Mitwirkung von in der Luft enthaltenen sogenannten „Katalysatoren“. Das sind Stoffe, die je nach ihrer Arteigentümlichkeit einen che-

mischen Vorgang entweder einleiten oder beschleunigen, manchmal aber auch verzögern, ohne dabei selbst verbraucht zu werden. Sie können deshalb in ihrer Vermittlerrolle immer wieder das Gleiche hervorrufen, ohne an Wirksamkeit einzubüßen. Das lautet zwar sehr geheimnisvoll; der stirnrunzelnde Leser möge sich aber erinnern, daß er vielleicht einmal in einer Küche einen Gasanzünder gesehen hat, der, in ausströmendes Kochgas gehalten, es gleich aufblucken läßt, ohne zuvor durch mechanische Einwirkung der Hausfrau etwa selbst Funken versprüht zu haben wie die meisten heute gebräuchlichen Anzünder. Der Kopf dieses katalytisch wirkenden Gerätes birgt nämlich in sich ein Stückchen feinstporigen Schwammes aus Platin oder einem anderen gleichwirksamen Metall, der, im Gasstrom gleich aufglühend, die Kochflamme zum Brennen bringt. Vor Einführung der heute üblichen Pkw-Heizung benutzte man zum Erwärmen der Wagenluft kleine, tragbare „Katalyt-Ofen“, in deren Innerem sich ein Metallschwamm unter Einfluß von Verdampfungsgasen einer Flüssigkeit stark erhitze, ohne diese selbst anzuzünden. Derart klotziggroße Katalysatoren schweben nun natürlich nicht in der Luft über den Sümpfen, sondern da sind es ganz andere, allerfeinste, weit unter mikroskopischer Sichtbarkeit liegende und elektrisch geladene Teilchen verschiedener Stoffe, sogenannte „Ionen“¹⁾, die bewirken, daß das aus dem Moor aufgestiegene Sumpfgas bei geeignetem Mischungsverhältnis mit dem Sauerstoff der Luft aufflammt und dann als Irrlicht durch die Dunkelheit leuchtet.

Zum Schlusse noch eine Warnung: Der Leser möge nun nicht das auch Grubengas oder Methan genannte Sumpfgas mit dem bei uns in Nordwestdeutschland jetzt so oft erwähnten „Erdgas“ verwechseln. Das ist nämlich völlig anderer Natur und Entstehung, ein Nebenerzeugnis bei der Erdölbildung. Es entströmt tiefen Erdölbohrungen manchmal mit erheblichem Druck wie Kohlensäure einer unvorsichtig geöffneten Selterswasserflasche. Jeder Leser erinnert sich gewiß noch des gewaltigen Erdgasausbruches vom 25. August 1957 bei Osterwald in der Grafschaft Bentheim, wo eine Erdölbohrung in großer Tiefe ein unter hohem Druck stehendes Erdgaslager anschlug. Wie ein Rohrkrepierer das Kanonenrohr zer-springen läßt, trieb hier der plötzlich freige-

1) Was das ist, kann man im Jhrg. 1958 dieses Kalenders auf S. 39/40 lesen.



wordene ungeheure Tiefendruck die Rohrwandungen der Bohrung auseinander, so daß rings um ihre Mündung auf einer Fläche von 200 mal 30 Meter tagelang ein Gemisch von Grundwasser, Schlamm und gasbeladenem Erdöl vom ausströmenden Erdgas unter donnerndem Getöse haushoch in die Luft geschleudert wurde. Unserer Heimat nähergelegen traf am 4. Juli 1949 eine Erdölbohrung bei Dinklage ebenfalls auf hochgespanntes Erdgas, und eine andere führte bei Badbergen (Kr. Bersenbrück) im gleichen Jahre zu einem starken Gasausbruch aus 270 m Tiefe mit einem Druck von 88 atü. Wie wichtig der Bodenschatz

Erdgas für Nordwestdeutschlands Wirtschaft ist, erhellt z. B. daraus, daß Nordhorns Webstoffgewerbe die Kraft von täglich 60 000 cbm Erdgas aus einer Tiefbohrung Frenswegens bezieht, oder daß das unter 170 atü Druck stehende Gas zweier im Herbst 1938 bei Bentheim bis zu 1,5 km Tiefe niedergestoßener Bohrungen seit 1950 über eine rund 80 km lange Rohrleitung bis nach Recklinghausen geleitet wird, dessen Betriebe täglich rund 150 000 cbm des auf 40 atü gedrosselten Gases als willkommenen Kraftstoff verwenden.

Fritz Hamm

»JE LÄNGER, JE LIEBER«

Uralter Brautkutschenschmuck

In dei Hochtiedskutschen
steg dat Brutpaor in,
„Je länger — je leewer“ in'n Kranze,
dei möken ehr lecht den Sinn!

Schon von alters her ist unser vielgestaltiges „Je länger, je lieber“ ein Liebling der Menschen. Ich meine hier aber nicht das bekannte schlingende, sehr wohlriechende Geißblatt an alten Bäumen, sondern unser „Tausendschön“ oder die Bartnelke (*Dianthus barbatus*) — wörtlich übersetzt ‚Zeusblume‘ — mit ihren zu vielen in Büscheln stehenden, dicht trugdoldigen, rosa- oder purpurfarbenen, weißen oder bunten Blüten. Die in den alten Bürger- oder Bauerngärten selten fehlende Bartnelke ist bei uns unter dem Namen „Je länger, je lieber“ am bekanntesten. Es handelt sich hier also um eine alte Zierpflanze, die in zahlreichen Formen kultiviert ist, sie hatte hier und dort sogar Hauspflanzencharakter gewonnen. Sie stammt aus Südeuropa (illyrisches Florenelement). Die neueren großblumigen Sorten sind z. T. Bastarde (Bartnelke x chinesische Nelke).

Diese ausgesprochene Bauernblume war besonders begehrt bei den „Kränzken“ für den Kranz um die Brautkutsche. Heute ist dieser Brauch teils aus der Mode gekommen. In den letzten Jahren haben wir besonders durch die Heimatbewegung wieder ein Auge bekommen für die alte, schlichte Schönheit unseres „Je länger, je lieber“ — nicht zuletzt durch die Pferdeleistungsschau

am 29. 6. 1957 in Vechta mit der Schau von 17 Brautkutschen im Wandel der Zeiten, die ein einzigartiges Gepräge und Gepränge gaben, vor allem im Schmucke von „Je länger, je lieber“ nach altem Brauchtum.

— — —

Der Pflanzenmorphologe rühmt an unserer vielgestaltigen, beliebten Blume verschiedene „ausgezeichnete Merkmale“, so vor allem ihre „dekussierte“ Blattstellung, worunter er versteht, daß die Blätter, die hier sitzend und ungestielt sind, einander paarweise gegenüberstehen, d. h. in den einzelnen Wirteln immer um 90 Grad gegeneinander verschoben sind. Diese gekreuzte Blattstellung wird uns von dem haupt, dadurch zustande kommend, daß die den bestmöglichen Lichtgenuß gewähre. Eine Folge dieser Blattstellung ist die gabelige Verzweigung der Nelkengewächse überhaupt, dadurch zustande kommend, daß die Seitensprosse immer in den Achseln der Laubblätter entspringen. Ferner sind die Sprosse dieser Gewächse durch Anschwellungen des Stengels an den Ansatzpunkten der Blätter mehr oder weniger knotig gegliedert, wofür wir noch keine befriedigende Deutung kennen. Die Wuchsform ist eine aufrechte.

Eine Familie, deren Tracht so anpassungsfähig ist, entbehrt natürlich auch nicht der anatomischen Eigenheiten; so ist sie vor allem durch einen Festigungsring in der



Die Brautkutsche des Dinklager Reit- und Fahrvereins mit Original-Artländer Tracht aus Familienbesitz anlässlich der Pferdeleistungsschau in Vechta am 29. Juni 1957; — die besonders ausgezeichnete Brautkutsche des Cloppenburgers Reit- und Fahrvereins wurde im Heimatkalender 1958, Seite 124 in 2 Bildern gezeigt

Foto: Tiedemann, Hannover

Rinde ausgezeichnet, der in verschiedener Mächtigkeit ausgebildet ist. An diesem Festigungsring, der einen Zentralzylinder umschließt, löst sich schon frühzeitig das nach außen grenzende Rindenparenchym los und umgibt den Zentralzylinder schließlich in Gestalt eines locker anliegenden, abgestorbenen Gewebemantels. Solche Stengel scheinen dann völlig tot zu sein, sind aber trotzdem sehr lebendig, wie die Achselspresse beweisen, die sie in der nächsten Vegetationsperiode entwickeln. Diese stehen dann mittels des frischen Achsenzylinders mit dem Wurzelsystem in Verbindung. Aber nicht ihre Anatomie ist das Anziehendste an ihnen, sondern Bau und Leben ihrer Blüten. Wir begegnen hier zum ersten Mal der Ausbildung einer doppelten Blütenhülle, d. h. der Scheidung des „Perianths“ in Kelch und Krone. Unser „Je länger, je lieber“ und alle Schwestern dieser Blume mögen dafür als typisches und jedem bekanntes Beispiel dienen. Wir sehen hier die Blumenblätter in ihrem oberen freien Teil als flachen Teller ausgebreitet. Von unten her sind sie geschützt durch die zu einer mehr oder weniger langen, derben, ledrigen Röhre verwachsenen Kelchblätter, deren Zahl

sich nach den freien Zipfeln der am Rande dieser Röhre verwachsenen Kelchblätter beurteilen läßt. Meist sehr eng, fordert diese Röhre auch eine entsprechende Verschmälerung der Kronblätter. Ziehen wir nun vorsichtig ein Kronblatt aus der Röhre heraus, so ergibt sich, daß es in seinem unteren Teile (von der Mündung der Kelchröhre an gerechnet) in einen sehr schlanken, zugespitzten Fortsatz ausgezogen ist. Der Botaniker sagt hierzu: Die Kronblätter der Nelkengewächse — wozu unser „Tausendschön“ gehört — seien „genagelt“. Dieser schwache Basalteil könnte aber die Kronblätter niemals in aufrechter Lage erhalten. Man öffne nur einmal vorsichtig eine Blüte durch Aufschlitzen und Entfernen der Kelchröhre, dann wird man sofort bemerken, wie die Kronblätter kraftlos herabsinken. Sie haben ihren Halt also an dem Kelch, der die feinen Blumenblätter zusammenhält wie die Papiermanschette die Stengel eines Blumenstraußes.

Sehen wir uns nun auch das Innere der Blüten an! Innerhalb der Kelchröhre finden sich die in zwei Kreisen zu je fünf verteilten Staubgefäße, in der Mitte der aus zwei Fruchtblättern bestehende Fruchtknoten, de-

ren Narben so wie die Staubgefäße zur Zeit der Geschlechtsreife über die Mündung der Blütenröhre herausragen. Wie haben wir nun diesen Blütenbau biologisch zu verstehen? Und wie haben wir ihn entwicklungsgeschichtlich zu deuten? Es ist doch höchst unbegreiflich, woher diese nun auf einmal eine doppelte Blütenhülle besitzen. Folgendes erscheint sofort klar: Da das einfache Perianth aus fünf Blättern besteht — und diese Zahl wiederholt sich im Kelche der Nelkengewächse — so muß dieser mit jenen als homolog zu setzen sein, so daß also nur die Krone neu hinzugekommen zu sein scheint. Ist die Krone unseres „Je länger, je lieber“ oder überhaupt der Nelken aus verwandelten Staubblättern abzuleiten? Zu ihren Gunsten spricht, daß sie stets zu einer solchen Umwandlung der Staubgefäße in Kronblätter Neigung besitzen. Dieses wird durch die vielen gezogenen Formen bezeugt. Nicht weniger interessant als dieser Einblick in die Geschichte der Blütenwerdung ist auch die Biologie der Blüte. Wir haben in der zweigestaltigen Blütenhülle jedenfalls eine höhere Form der Anpassung an die Insektenbestäubung zu erblicken, nämlich einen Schauapparat, wozu hier noch die bereits erwähnten gegenseitigen Beziehungen zwischen der Gestalt des Kelches und der Krone hinzukommen. Es ist kein Zweifel daran möglich, daß unsere „Je länger, je lieber“ mit ihrer hochgeschlossenen Röhre ganz hervorragend bestimmten Bestäubern angepaßt sind. Der Honig wird nämlich innerhalb dieser Röhre, am Grunde der Blüte, ausgeschieden; es ist also klar, daß bei der engen Mündung der Blüte nur langrüsselige Insekten zum Nektar gelangen können. Mit andern Worten, unsere „Je länger, je lieber“ sind Falterblumen an sich. Bei ihren geschlossenen Kelchen und zugleich sinnfälligen Blüten sind die kurzrüsseligen Insekten ausgeschlossen; Schmetterlinge besorgen hier die Ehevermittlung, abgesehen von solchen Insekten, die dem Pollen der hervorragenden Staubbeutel nachstellen. Mit gutem Rechte können wir sagen, unsere „Je länger, je lieber“ sind das klassische Beispiel für die Anpassung der Blüten an ihre Besucher.

Wenn hier nun auch an ergänzenden und gewissenhaften Registrierungen noch manches nachzutragen ist, so dürfte ich doch vielleicht auf eins hinweisen: Gerade bei so ausgesprochen eutropen Blumen, wie es unsere „Je länger, je lieber“ und überhaupt die Nelken sind, werden ungebetene Gäste,

die auf Honigraub ausgehen, ohne gleichzeitig das Betäubungsgeschäft zu vollziehen, besonders gefährlich. Der Honig liegt hier überall am Grunde der Kelchröhre; was kann also für ein mit kräftigen Mundwerkzeugen versehenes Insekt lohnender sein, als diese Kelchröhre am Grunde anzubeißen und sich schnöderweise mit dem Raub aus dem Staube zu machen? Hier lag offenbar ein Schutzbedürfnis vor, und es ist sehr vielsagend, daß es unsere „Je länger, je lieber“ „gelernt“ haben, sich gegen derartige Räuber noch dazu in mehr als einer Weise zu schützen. Es ist schon die geschlossene Kelchröhre an sich in vielen Fällen ein genügendes Schutzmittel, und wenn dann der Kelch außerdem noch derbledrig ist wie bei unseren „Je länger, je lieber“, bedarf es keiner weiteren Maßregeln. Sie sind geradezu unerschöpflich an derartigen biologischen Eigenheiten.

Wir haben das Ökologische dermaßen in meiner Übersicht erschöpft, daß wir nur noch etwas Kulturgeschichtliches und Gärtnerisches dieser Lieblingsblume so vieler Menschen nachzutragen haben. Aus unseren „Je länger, je lieber“, die aus Südeuropa stammen, hat man nicht weniger Varietäten gezüchtet als aus der echten Nelke, von der nach dem Weißmantelschen Nelkensystem jetzt fast ebensoviel Formen unterschieden werden, wie von den Tulpen. Da gibt es Konkordien, Pikotten, Flameusen und Feuerfaxen, Salamander und Dubletten, Bizarden und Einfarbige, Einmalblühende und Remontanten für das Beet und das Zimmer. Unter Umständen wurden für neue Farben sogar nicht viel geringere Preise bezahlt als für Orchideen. Für die amerikanische Neuheit „The Mrs. Lawson“ wurden nach der „Gartenwelt“ angeblich 6000 Pfund = 120 000 DM bezahlt.

Josef Hürkamp

De Appetit is noch good

Opa mag noch geern wat äten. Wenn üm de Kost maol ganz besünners smeckt, denn segg he woll:

„Ick will man afflaoten. Ick kann mi woll möe äten, aower nich satt.“

Franz Morthorst

Kleine Sachen

In jagdlichen Erzählungen und Bildern erscheint uns immer wieder der weiße Hirsch des hl. Hubertus, des Schutzpatrons der Jäger. Falls es diesen sagenhaften Hirsch wirklich gegeben hat, handelt es sich sicher um einen Fall von Albinismus. Dieser beruht auf einem mehr oder minder vollständigen Mangel des Pigmentes in den Zellen der Oberhaut. Er kommt nicht selten bei Tieren vor. Vor wenigen Jahren wurde im Westen der Gemeinde Damme, in der Bauerschaft Greven, ein weißes Reh beobachtet. In diesem Jahre wurde ein solches auch in den Mooren des Ostens der Gemeinde festgestellt.

Bei hoher Schneelage beobachtete man unweit der Schnatmühle bei Damme, wie ein Bussard einen Hasen hetzte. Der Greifvogel folgte dem flüchtenden Hasen in der Luft und stieß immer wieder auf ihn nieder. Da er sich aber ungeschickt dabei benahm, hatte er keinen Erfolg. Der Hase kroch in seiner Not unter einen Haufen Kienholz, der dort aufgestapelt lag. Und der Bussard? Er folgte der ersehnten Beute zu Fuß, wurde aber von herbeieilenden Kindern hervorgeholt, erschlagen und dem Jagdpächter G. gebracht. — Man hat sich bislang nicht darüber einigen können, ob der arme Bussard seine Harmlosigkeit oder seine Gefährlichkeit demonstrieren wollte.

Ein Naturfreund hörte im Moor hinter einem Birkendickicht das andauernde Lärmen von Krähen, als wenn sie eine Eule entdeckt hätten. Als unser Gewährsmann vorsichtig über eine Wiese, die in dem Bestande lag, hinwegspähte, bemerkte er am Ende derselben einen Fuchs, der dort gemütlich auf seinem Hinterteil saß und sich die Abendsonne auf den Balg scheinen ließ. Über ihm lärmten ein halbes Dutzend Krähen und stießen auch wohl auf ihn nieder. Der Fuchs saß da, als wenn er das schwarze Gesindel überhaupt nicht beachtete. Da, plötzlich sprang er steil empor, schnappte in der Luft eine Krähe, holte sie herab, stupste sie ein paarmal mit dem Fang auf den Boden und trug seine Beute mit hoherhobenem Kopf und wehender Standarte in das nahe Dickicht.

Der Jäger B. hatte sich Ende Juli, in der Brunstzeit, einmal im Moor unweit der Straße Rüschendorf—Dielingen auf einen Rehbock angesetzt. Aus einem Haferfeld er-

schien ein Altfuchs. Dieser interessierte unsern Jäger aber erst dann, als er feststellte, daß der Fuchs Beute trug. Auf einen Schuß, der fehlging, ließ der Räuber diese fallen und sprang in den deckenden Hafer zurück. Der Jäger mußte dann feststellen, daß der Fuchs fünf Stare, und zwar sämtlich Altvögel, getragen hatte. Wie kam das Tier an diese Beute? Ein Osnabrücker Ornithologe will festgestellt haben, daß von den Tausenden von Staren, die jede Nacht im Dämmer-schilf schlafen, viele zwischen den Rohrstengeln ins Wasser fallen, sich nicht wieder erheben können wegen der Enge des Raumes und ertrinken. Unser Fuchs brauchte also nach dieser Version die verendeten Stare nur aufzuheben. — Von einer anderen mit den örtlichen Gegebenheiten bestens vertrauten Persönlichkeit wird diese Ansicht bestritten. Sie glaubt, daß der Fuchs die Stare des Nachts von niedrigen Schlafbäumen eines benachbarten Nadelwäldchens gefangen hat.

Ein bekannter Naturfreund und Jäger hatte sich an einem Herbstabend an einer Brücke im Moor angesetzt. Diese Brücke führte über einen breiten, tiefen Graben und über sie hinweg ging ein starker Wildwechsel. Es dauerte nicht sehr lange, da erschien unten im Graben auch ein Jäger vierbeiniger Art, der sehr eifrig und auch mit Erfolg auf eine sonderbare Beute jagte. Es war eine außergewöhnlich starke Wanderratte, die der Mäusejagd nachging. Unser Naturfreund war an diesem Erlebnis so interessiert, daß er einen Hasen, der die Brücke passierte, ungeschoren durchließ. — Nach Feststellung eines anerkannten Biologen kommen Wanderratten alljährlich zur Brutzeit an den Dämmer und zwar in Rudeln, um Nester zu plündern. Woher kommen die Räuber? Menschliche Siedlungen sind kilometerweit entfernt.

Der Jäger B. jagte mit Freunden mit einem Frettchen auf Kaninchen. Nachdem man erfolgreich mehrere Bauten revidiert hatte, blieb das Frettchen stecken. Die Jäger mußten mehrere Stunden warten, bis es endlich wieder an der Einfahrt erschien und aufgenommen werden konnte. — Nach einigen Wochen stellte der Besitzer eine auffallende Veränderung an dem Frettchen fest. Wieder einige Wochen darauf brachte das Tier Junge zur Welt, deren Vater ohne



Zweifel ein Iltis war. Der ganze Habitus der Jungtiere verriet es.

In der Nähe der Wohnung eines Naturfreundes baute ein Elsternpaar sein Nest. Als der umfangreiche Bau fertig war, begann das Weibchen mit dem Legegeschäft. Da unser Naturfreund auf Elstern nicht gut zu sprechen war, schoß er das Männchen ab. Schon am nächsten Tage hatte sich wieder ein Mann eingefunden, der aber auch sofort wie-

der abgeschossen wurde. Nach zwei Tagen hatte sich wieder ein Liebhaber eingestellt, mit dem das Weibchen nunmehr die dritte Ehe einging. Als auch dieser prompt erlegt wurde, folgte nach einigen Tagen der vierte und so fort. Erst nach Abschluß des siebten Männchens trat das Weibchen endgültig in den Witwenstand.

Heinrich Schürmann

Püttgerd

Ein Löninger Original köstlichster Art war Püttgerd. Er war kein Kauz, der sein Leben als Theater darbot, und kein Verstiegener, der Grillen fing. Er war auch kein Eigenbrötler, sondern schlichthin ein Eigentümler, einer, der unbedungen sein eigenes einfaches Leben lebte.

In meiner Kindheitserinnerung lebt er freilich mit dem Anschein einer gewissen Dicktuerei. Ich sehe ihn allsonntags nach dem Hochamt — mein Elternhaus steht im Schatten der mächtigen Pfarrkirche — neben dem Rektor Prox, einem der reputierlichsten Männer des Kirchspiels, dahinschreiten, lebhaft seine gewichtige Meinung mit Gebärde und Miene erläuternd. Auch gebrauchten wir als Jungen in lustiger Selbstverspottung eine feste Redewendung, die auf Püttgerd zurückging: „Ick un däi Pastor“. Und die Löninger gefielen sich darin, Püttgerds bescheidenen Beitrag zu der Höherstufung der Menschheit in allerlei Dönkes wunderlich zu übersteigern. Heute weiß ich, daß sein Verhalten wenig mit Aufputz und Eitelkeit zu tun hatte, aber viel mit Demut, mit erglüheter Demut, echter Eiferung, die sich am Höheren zu stacheln suchte.

Er war von sehr kleiner Statur. Bartlos, das Kopfhaar kurz gehalten, leichtbewegliche Augäpfel rollend, die Lippen nur lose zusammengelegt, schaute er pfiffig-zufrieden, mit erwartungsfroher Gutmütigkeit in die Welt. Im Schreiten blieben seine Beine leicht eingeknickt, so daß sein Gang, ohne je langsam oder schwerfällig zu wirken, in einer wiegenden Bedächtigkeit schwang. In den letzten dreißig, vierzig Jahren veränderte sich sein Aussehen kaum. Sein Körper wahrte eine gesunde Hagerkeit, und seine Gelenke blieben bis ins hohe Alter erstaunlich mobil.

Er stammte aus Bunnen, wo er Mitte der sechziger Jahre geboren wurde. Halberwach-

sen kam er nach Augustenfeld, der Kolonie, die Bauern und Siedler zwang, mit dem Boden bitter zu ringen. Da seiner Familie hier wenig Glück und Erfolg beschieden war, siedelte er sich um die Jahrhundertwende in Lönigen an.

Hier wurde Prox, der langjährige Organist und Kantor, verdienstvoller Betreuer des Löninger Kirchengesangs, sehr bald der Patron seines Schicksals. Nicht nur, weil dieser, der aus unabweislicher Neigung in seinen freien Stunden Ackerbau trieb, Püttgerd als seinen Leibarbeiter dang, sondern vor allem, weil er Püttgerd die Rolle zumaß, die ihn zu einer würzig-originellen unverwechselbaren Figur des Löninger Gemeinschaftslebens machte.

Dem Beruf nach war Püttgerd, wie der Name schon besagt, vor allem Brunnenbauer, aber seine Berufung lag auf höherer Ebene. Er war so etwas wie Gottes Handlanger, ein Werkelmann der Kirche, der Kalfaktor der kleinen Liturgie. Was der Küster verschmähte, weil es sich außerhalb des Chors begab, ebendas besorgte Püttgerd. Und wenn es gelegentlich schien, als trage er an der Bedeutsamkeit dieser Aufgabe wie an einer Bürde, so hat ihm das keiner im Kirchenschiff verdacht; denn die Laien liebten ihn, empfanden ihn als tragischen Vertreter des kirchlichen Hintergrundes, als Prälaten profaner Armseligkeit.

Alles, was er für Gottes Kult zu bewerkstelligen hatte, erledigte er bis ins Letzte gewissenhaft, ja mit einer rührenden Treue und Liebe zu seinen unberühmten Verrichtungen. Vierzig Jahre lang — das ist viel in einem Menschenleben — unterlief ihm kein Versäumnis. Vierzig Jahre lang stand er im abseitigsten, farblosesten Winkel des Kirchenraumes, in einem Verschlag hinter der Orgel, und bediente in allen Singmessen der Woche — das heißt an vielen Tagen zwei-



mal — den Blasebalg. Vierzig Jahre lang erstellte und betreute er als „Krippenköster“ die Figuren der Weihnachtskrippe, holte er in der Karwoche von dem Cloppenburg-Dechanten das liturgische Öl, legte er am Karsamstagmorgen vor dem Kirchenportal die Scheite für das Osterfeuer zurecht und entfachte sie mit ritueller Würde und irdischer Gewitztheit und regelte er hinterher nach der Messe die Verteilung des geweihten Wassers. Diese Aufgabe erforderte sein Äußerstes. Die Menschen, meist Frauen und aufgewachsene Kinder, drängten sich unter dem dunklen Orgelboden. Große Zinkwannen bargen das gesegnete Wasser. Jeder tauchte die Flasche hinein, und nur langsam kluckerte der Segen in die engen Flaschenhalse. Dann beleidigte den kirchlichen Kooperator das Gedränge. Er straffte seine Züge zu ernster Hoheit: „Wi' gi woll tau-rügge?“, und nahm schließlich die göttliche Gnade zu Hilfe und spritzte den Ungestümen in der Hoffnung auf kultische Bannwirkung das Weihwasser ins Gesicht.

Wind zu schaffen für die Orgel, war keine Windbeutelerei. Es wurde ihm oft sauer, minutenlang in dumpfer Folge den langen, blanken Holzgriff mit krummem Rücken tief nach unten zu stoßen, ihn hochzuholen und wieder niederzudrücken. Er mußte, besonders während eines Hochamtes, mit seinen Kräften haushalten. Darum haßte er einen Wechsel auf der Orgelbank. Mit Prox verstand er sich; er wußte auf einen halben Schlag genau, wieviel Atem dessen Lieder mit Vor- und Nachspiel nötig hatten, und Prox war vor allem imstande, das Frommste aus der Orgel herauszuholen ohne viel Luftverschwendung, in ergreifend zitterigem Piano. Gerd konnte unwirsch werden, wenn einer vor der Orgel auf seine Kosten und aus bloßer Eitelkeit, wie er meinte, mit den Tönen zu fauchen begann. Als ein Kollege eines Sonntags Prox während des Hochamtes vertrat und nach dem Gloria den fälligen Gesang „Gott in der Höh' sei Preis und Ehr“ anstimmte, ging diesem bei dem allzugefühlvollen Nachspiel die Luft aus. „Wind!“ raunte der Enttäuschte. Püttgerd blieb ungerührt und gab zurück: „Du häß din'n Däil för't Gloria krägen.“

Mit besonderer Liebe besorgte Püttgerd das Aufstellen der Krippe. In dieser Ver- richtung sah er keine Arbeit, hier zelebrierte sein kindliches Gemüt. Während der Weihnachtsmette umleuchtete ihn der Lichtkranz der Krippenkerzen, und alle Gläubigen gönnten ihm das Licht und gönnten ihm

die Freude, die zu meinen schien: Der Pastor verkündet euch die frohe Botschaft, aber ich habe euch das Wunder vor die Augen gestellt.

Einmal aber verfiel sich sein frommer Eifer in der Tücke böser Zufälligkeit, die auch im Bereich des Religiösen ihre Chance hat. Er hatte am Heiligen Abend das Letzte, das Aufstellen der eigentlichen Krippe, die das Jesuskind barg, aus Zeitnot unterlassen und wollte dies früh genug vor der Weihnachtsmesse nachholen. Aber, wie das im Leben häufig zu sein pflegt, vor der Heilstunde spukte Beelzebub. Das Jesuskind war nicht zu finden. Die Weihnachtsmesse begann, der Pastor bestieg die Kanzel. Püttgerd suchte ihm mit aufgeregten Gebärden zu bedeuten, daß die frohe Botschaft noch keine Berechtigung habe. Da durchzuckte ihn ein Gedanke. Er kroch auf den Krippenaufbau und öffnete den Dromedarenkasten. Ja, das Jesuskind lag darin! Er legte es rasch in die Krippe und lächelte, wie einer zu lächeln das Recht hat, der Beelzebub am Ende doch überlistet.

Auf geheimnisvolle Weise wirkte Püttgerd in das religiöse Empfinden meiner Kindheit. Einem altehrwürdigen Brauch zufolge zogen früher die Löniger in der Osternacht, von zehn Uhr abends bis frühmorgens um fünf Uhr, bis zum Beginn der Auferstehungsmesse, betend um die Kirche. Püttgerd war der hauptamtliche Vorbeter. Wenn ich in dieser Nacht aufwachte, hallten seine inbrünstige Stimme und das dumpfe Gemurmel der Antwortenden durch die Dunkelheit, bis beides hinter der Ecke der Kirche langsam verebbte. Dann redete das Schweigen im Nachtraum weiter und rührte in der Knabenseele die ersten metaphysischen Schauer auf. Der fromme Brauch erstarb im Auslauf der zwanziger Jahre. Verständnislos sah Püttgerd hinter seinem Rücken die Schar der Frommen von Jahr zu Jahr geringer werden. Manche hielten der Nokturn nur die Treue, um Gerds gottesfürchtige Eiferung nicht zu enttäuschen. Sie sahen in ihm den Sachwalt überkommener Sitte; wenn er abtrat, war die alte Zeit endgültig dahin. Und es schmälerte deshalb ihre Andacht keineswegs, wenn Püttgerd beim Beten der Allerheiligen-Litanei an einer Stelle regelmäßig ausrutschte und statt „Heiliger Barnabas“ sagte: „Heiliger Barrabas“. Dann glaubten sie, Gott schmunzeln zu sehen, und gaben Püttgerd nachsichtig Bescheid: „Bitte für uns!“



Als Küster des Kirchenschiffs hatte Gerd ein scharfes Auge für alles, was außerhalb des Chores zu regeln war: die Orgelbühne vor dem Zutritt Unberufener zu schützen, die großen Messingkronleuchter, wenn es Zeit war, blankzuputzen, die Sandsteinplatten zu schrubben, die Spinnweben von den Wänden zu reißen. Die letzte Aufgabe erledigte er lange Jahre allein. Aus der Nebensakristei holte er zu diesem Zweck einen Besen mit einem überlangen Bambusstab und tilgte nun hinter dem Rücken der Apostelfiguren und in den Winkeln der Fensternischen die Unzulänglichkeit des Irdischen. Er schien dabei versunken und hob nur selten seinen Kopf; und wenn ihn einer fragte, ob er denn gar nicht hinzusehen brauche, antwortete er mit der Abgeklärtheit eines erfahrenen Beichtvaters: „Ut urollen Tieten wäit ick genawe, wor däi Plustereie sitt“.

Seine Häuslichkeit war ein biblisches Idyll. In den Grundzügen konnten Menschen vor fünfhundert Jahren so gewohnt und gelebt haben, aber auch vor fünftausend Jahren. Er hatte am Rande des Ortes, auf dem sogenannten Brink, eine Scheune erworben, die er nach den Maßen seiner Bescheidenheit bewohnbar machte. Er war unverheiratet, keineswegs aus Überzeugung, aber wohl auch nicht aus Schicksal, sondern einfach deshalb, weil er bei der Erledigung seiner vordergründigen Alltagsaufgaben keine Zeit gefunden hatte, Gefühlen nachzuhängen. Nach Frauenurteil war seine Junggesellen-Wirtschaft vielleicht schlampig und ungeschlacht. In den Augen der Männer hatte sie Stil und das kühle Recht radikaler Zweckmäßigkeit. Erst im zweiten Weltkrieg, als eine Verwandte zu ihm zog, kam ein Kochherd ins Haus. So lange bereitete er seine Speise patriarchalisch in der Flamme des offenen Herdfeuers.

Gott hatte ihn mit der Gnade der Weisheit und Genügsamkeit gesegnet. Seine unglaubliche Anspruchslosigkeit wurde für manche zu einer Tugend, die bisweilen weniger gefiel als aufreizte. Wer ihm eine Dose Schuhwichse schenken wollte, erlebte es, daß dies Geschenk mit einem entwaffnenden Lächeln zurückgewiesen wurde. Zum Schuhputzen holte er sich eine „Göpsen“ Ruß unter dem Pott weg. In seiner Kleidung schillerte die Würde des Alters. Wenn er kochte, reichte die Kost für drei Tage. Über festliche Schmäuse pflegte er zu spotten. Mehr als satt werden konnte man nicht, und beim Essen ging es nicht darum, was man aß und wieviel man aß, sondern was einem

schmeckte. Und ihm schmeckte unbändig das, was jahrhundertlang, jahrtausendlang, seinen Altvorderen geschmeckt hatte: Milch, Grüngemüse, Grütze, Brot, Fleisch. Von Kartoffeln hielt er nicht allzuviel, er hegte den Verdacht, daß sie den Menschen nicht zuträglich seien; die dicken Bäuche und die kleinen Köpfe, meinte er, stammten von den Kartoffeln.

Sein Leibgericht, nein, der Triumph seines Sinnenglücks und seiner Schläue waren „Vikesbohnen“, und zwar als eingemachte Faßbohnen. Er kochte sie regelmäßig mit Schweinerippchen, und die Bohnen mußten überjährig sein. Aber der eigentliche Kniff stak in der Zubereitung. Die Bohnen durften weder abgewaschen noch abgekocht werden, die Pökellauge gehörte zum Genuß; eine bestimmte Menge weißer Bohnen kochte er vor und schüttete sie in das halbgare Gericht; Petersilie kam beim ersten Dampf hinein, um den Geschmack, wie er sagte, zu düngen, und noch zehn und zwanzig andere scheinbar geringfügige Dinge waren bei der Bereitung des Genusses im Schwange. Wenn das Gerede auf grüne Vikesbohnen kam — und die Nachbarn verlockte es, diesen Punkt seiner Schwäche und Stärke anzupeilen —, legte sich wie ein goldener Schatten das Behagen einer Geheimnishautei über sein Gesicht. Er konnte eine halbe Stunde, ja eine ganze Stunde damit hinbringen, den Fragenden die Zubereitung und das Auskosten seiner irdischen Glückseligkeit in allen Einzelheiten zu schildern. Aber keiner sah sich jemals imstande, Vikesbohnen à la Püttgerd zu kochen oder kochen zu lassen. Denn die Männer erlebten es, daß ihre Frauen über Püttgerds Grüne-Bohnen-Schlemmerei spotteten, was nichts besagt, weil erweislich die Männer in der Küche schöpferischer wirken als die Frauen.

Eines Morgens leuchtete Püttgerd ein, daß er eine neue Hose nötig habe. Klucksieder mußte her. Am übernächsten Tage erschien dieser, das Bügeleisen unter dem Arm. Gerd holte sechs alte, zerschlissene Hosen, breitete sie über den Tisch und ermunterte: „Nu dau, wat du kannst!“ Als Klucksieder begriff, was Püttgerd meinte, entrüstete er sich. Aber Püttgerd entrüstete sich noch mehr: „Wenn du’n Snieder wän wullt, dann schaff du doch woll ut säß Büxen äine maoken könn’n!“

Gerd rauchte nicht und tat auch vor Bier und Schnaps bedenklich. Aber einmal hatte ihn der Schnaps doch beim Nacken genommen, bei Bäus-Korl, dessen Gäste Püttgerd

hereinlegten. Das Schlimme war nur: Gerd hatte sich an diesem Tage verpflichtet, einem Nachbarn beim Lichten eines Waldstücks zu helfen. Eine Absage stand gar nicht zur Erwägung; Nachbarhilfe zählte bei Püttgerd zu den Hauptgeboten des Lebens. So zog er denn wacker mit. Aber die alkoholische Überdehnung seiner Natur brachte es mit sich, daß er bei der Arbeit an der Baumsäge mehrfach vornüber kippte, und Gerd wußte für dieses Malheur keine andere Deutung als eine mythologische „Hier is dä Däifenker in'n Busk; alltied stött häi mi mit'n Kopp int Moß!“

Gerd war als Mensch noch reinblütige Kreatur. Deshalb machte ihm die Angst viel zu schaffen. Besonders bei Gewittern fürchtete er sich zeit seines Lebens wie ein Kind. Die Nachbarschaftsjugend wußt darum, und bei dem Grausamkeitsgelüst, das aller Jungenhaftigkeit dünn beigemischt ist, kitzelte es die Jungen bisweilen, Gerd bei seiner Gewitterangst zu packen. Sie zündeten im Abenddunkel vor seinem Schlafzimmer Streichhölzer an, um Blitzschein vorzutäuschen, und rummelten erst leise, dann stärker auf hergeschleppten Metallplatten. Es dauerte nicht lange, dann hörten sie Gerds Stöhnen: „Nanu, all wär'n Gewitter!“ Und Gerd stand auf und betete. Bei diesem Beten wurde den Lausbälgen der Streich bald so mißbehaglich, daß sie ein Ende machten und flohen. Wenn Gerd dann nach draußen trat und den Himmel musterte, war er überrascht, daß dieser so schnell wieder blank geworden war und alle Sterne wieder leuchteten.

Neben seiner Tätigkeit als Landwirt, Brunnenmacher und Kulddiener übte Gerd noch ein Spezialgewerbe aus: er stellte Hafergrütze her mit seiner vielberedeten — das Wort klingt nur in der plattdeutschen Lautung — Göttemöhlen. Für diese Ausübung besaß er in Lönigen das Monopol, und sein Benehmen ließ merken, daß er sich seiner Vollmacht und Verantwortung bewußt war. Er trug bei seiner Arbeit eine besondere Montur, die ihn ebenso als gewollten Müller auswies wie als ungewollten Sünne-Klaos. Mit spielerischer Würde schwenkte er nach dem Mahlen seine weidichte Wanne, fegte mit einem Gänsefittich die Spreu beiseite und servierte die Grütze, als wäre sie unter seinen Händen schon eßfertig geraten und dufte mit verführerischer Appetitlichkeit.

Winters, wenn der Boden steinhart war und das Brunnenmachen sich verbot, strickte

er für das Brinkersche Geschäft Handschuhe. Daß er als Mann strickte, empfand er nicht im geringsten als außergewöhnlich. Er wußte: in den Generationen vor ihm konnten in den Bauerschaften alle Mannsleute stricken, der Zeller ebenso wie sein Heuermann. Er war in dieser Tätigkeit sehr gewandt, und bei Fäustlingen wie bei Fingerhandschuhen bereitete ihm den eigentlichen Spaß die Herichtung des Sterns auf dem Handschuhrücken. Es mußte ein Stern sein. Ein anderes Motiv zu verwenden, wäre ihm nie in den Sinn gekommen. Es ging darum, den Stern auf dem Rücken der Hand immer anders leuchten zu lassen, für jeden anders.

An besonders kalten Winterabenden besuchte er die Nachbarn. Er nahm dann sein Strickzeug mit und setzte sich ohne viel Worte unter die Lampe. Denn das leidige Bedürfnis der Heutigen, dem Besucher Trinkbares und Eßbares anzubieten, wurde damals noch nicht empfunden; man beschenkte sich bei Besuchen gegenseitig mit der Kurzweil menschlicher Nähe und bekömmlicher Gespräche. Oben an seiner Jacke hatte Püttgerd dann, wie immer beim Stricken, die lange Nadel befestigt, und auf der Nadelspitze das Wollknäuel aufgespießt. Wenn er so dasaß und die Finger rasch und doch beruhigend sicher hantierten, strömte aus seiner Anwesenheit eine seltsam anheimelnde Stimmung; sie rührte wohl aus der Unschuld seines Wesens, so als habe sich seine Seele beim Püttenbauen vollgesogen mit dem herben Frischduft unterer Erdschichten.

In den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens schlich immer mehr Bitterkeit in sein Herz. Er merkte, daß die Zeit über ihn hinwegschritt. Das Orgelgebläse wurde eines Tages elektrisch betrieben. Sein Platz war jetzt vorn auf der Orgelbühne. Statt beschwerlich den langen Holzgriff zu drücken, brauchte er jetzt nur neben der Orgelbank den Anlaßhebel zu handhaben: ein Ruck, und der Motor dehnte surrend und summend das Gebläse. Aber rechte Freude bereitete dieser leichte Dienst nicht, er hätte seinen Wert lieber durch die alte Mühe bestätigt gesehen. Und als dann Prox, sein alter Gönner und Freund, ins Grab sank, war ihm, als hätten für den Rest seines Lebens alle Orgeltöne ihren Glanz verloren.

Den Fortschritt der Zeit erlebte er mit einem ängstlichen Staunen. Wenn er sich mit Post-Gerd, dem Bauern auf Schnetlage, der ihn beim Betgang in der Osternacht für Stunden ablöste, über die unbegreiflichen

Dinge, die ihren Lebensabend umrangen, unterhielt, wetteiferten beide während des Gesprächs in Pausen und Hauchungen des Bedauerns, bis der ortsansässige, pfarramtliche Orgelwindmacher, dem mehr Töne durch das Ohr geglitten waren als dem Großbauern im stillen Hasewinkel, das Bedauern abbrach mit einer Wendung, die in seinem Munde längst zu einer Formel der Selbsttröstung gediehen war: „Aower wi könt dat Wäarks nich uphollen.“

Auch das Brunnenbauen machte keinen Spaß mehr. Wie gern war er früher mit dem Eimer und dem kurzen Spaten, mit den Tauen und der Rolle über Land gezogen, und wie wohlig hatte er seine Knochen im Leib gespürt, wenn es galt, das Gerüst aufzubauen, den eichenen Ring zu setzen, die Erde auszugraben, die Wände abzustützen und endlich den Brunnen mit Feldsteinen aufzumauern! Aber jetzt verlangten die Leute nach einem Bohrbrunnen. Es bedeutete ihnen nichts mehr, das lebendige Wasser unter der Brunnenluke dunkel schimmern zu sehen und es mit der singenden Kette hochzuziehen. Sie wollten piekfein gefiltertes Wasser aus der Schwengelpumpe haben und lieber noch es nach einer einfachen Drehung sofort aus dem Kran sprudeln sehen. Klempner und Installateure, die waren jetzt Baas. Die stiegen nicht mehr in die Erde hinab, sondern überließen es dem engen Rohr einer malediten Mechanei, die Wasserader anzuzapfen.

Es waren nicht nur die Dinge des Alltags, an denen er litt, Dinge der Technik und der allgemeinen Klügelei, die eine hergebrachte Ruhe und eine biblische Ordnung zerrütteten. Als der zweite Weltkrieg ausbrach, beugte er sich wochenlang abends mit vergrätem Gesicht über seinen leeren Breiteller, um für sich allein den Rosenkranz zu beten. Die Nachbarskinder, die als Schuljungen ihren juckenden Mutwillen an ihm losgeworden waren, kamen in Urlaub. Sie fühlten sich bewogen, ihn schon am ersten Tage ihres Urlaubs zu besuchen, ihren „Onkel Gerd“. Denn die Ereignisse hatten ihnen angeraten, dem Püttenmacher auf dieser Erde einen wohlbestallten Platz zuzuerkennen. Und auch das rührte sie: Wenn der Urlaub zu Ende war und sie sich am Abend vor der Abreise von dem Onkel Gerd verabschiedeten, gab er ihnen vor der Tür drei Sekunden länger, als es sich gehörte, die Hand, und dann quollen plötzlich dicke Tränen aus seinen ohnehin wässerigen Augen, und in der Nachbesinnung rührte das doppelt, weil der

eigene Vater beim Abschied nicht geweint, sondern die Lippen grimmig zusammengekniffen hatte.

Als er zweiundachtzig Jahre alt war, ein Jahr nach dem zweiten Weltkrieg, legte er sich zum Sterben nieder. Keine Krankheit peinigte ihn, der Körper hatte seinen Dienst abgeleistet. Kurz vor dem Tode schnupperte er noch einmal heftig. Er hatte den Geruch von feuchtem Sand in der Nase und den Duft von Moos, mit dem er die Felssteinwände der Brunnen so liebevoll aufgefugt hatte. Dann entschlief er friedlich.

Seine Seele wird bei Gott sein, und gut kann ich mir denken, daß dem treuen Diener des irdischen Gottesdienstes droben ein besonderer Spaß bereitet wird, daß vielleicht die heilige Cäcilia, die himmlische Organistin, die aus irdischer Erfahrung Orgeldiener zu schätzen weiß, Püttgerd dann und wann lächelnd zu sich heranwinkt und ihn bei dem Choral „Großer Gott, wir loben dich“ die Register ziehen läßt. Denn bei diesem Liede war ihm zu Lebzeiten hinter der Orgel bei aller Freude am Jubelgebraus der Atem ausgegangen und der Schweiß über die Backen geflossen.

Constan z Vogel

Unkraut

*Brennesseln hier und Disteln dort!
Wilde Kräuter an jedem Ort,
An Wegen und Stegen, bunt vereint.
Lästiges Unkraut, wie es uns scheint.*

*Und doch, wenn's manchem auch nicht gefällt,
Gott selbst, der Schöpfer der ganzen Welt,
Er schuf auch das Unkraut, oft edel und schön,
Zierlich und freundlich anzusehn.*

*Von Gott in alle Winde verstreut,
Grünt und schimmert es weit und breit.
Es spendet uns Duft und lieblichen Schein,
Wirft seine Farben auf Acker und Rain.*

*Es schenkt uns wohl nicht das tägliche Brot;
Doch lindert und heilt es viel Schmerz und
Not.*

*Für all diesen Segen sei ja nicht blind!
Verachte das Unkraut nicht, mein Kind!*

Maria Hürkamp



Ein Grabhügel in der Gemeinde Visbek

Mit besonders großer Hoffnung glaubt der Ausgräber an einen Grabhügel heranzugehen zu können, wenn er sich so wunderbar ebenmäßig den Blicken darbietet, wie es bei Visbek der Fall war, als dort im Juni 1957 am Schützenplatz ein Grabhügel untersucht werden mußte, der unmittelbar vor der neu errichteten Schießhalle lag (Abb. 1), ein Hügel, der zu einer Gruppe von ehemals etwa zehn Grabhügeln gehörte, von denen jetzt nur noch die Hälfte vorhanden ist.

Aber ungefähr alles, was an zerstörenden Elementen auf einen solchen Zeugen aus der heimischen Vergangenheit einwirken kann, mußte dieser Hügel über sich ergehen lassen. Gewaltige Fuchsbauten durchzogen den Hügelkörper mit ihren verzweigten Gängen und Kesseln. Da ist es nicht weiter verwunderlich, daß auch die Füchse gelegentlich einmal ausgegraben wurden. Die Folgen dieser „Ausgrabungen“ mit ihren tiefreichenden und nachhaltigen Zerstörungen waren freilich leider allenthalben nur zu deutlich zu spüren. Ungewöhnlich aber war, daß offenbar in jüngerer Zeit an einer Stelle des Hügel das Skelett eines

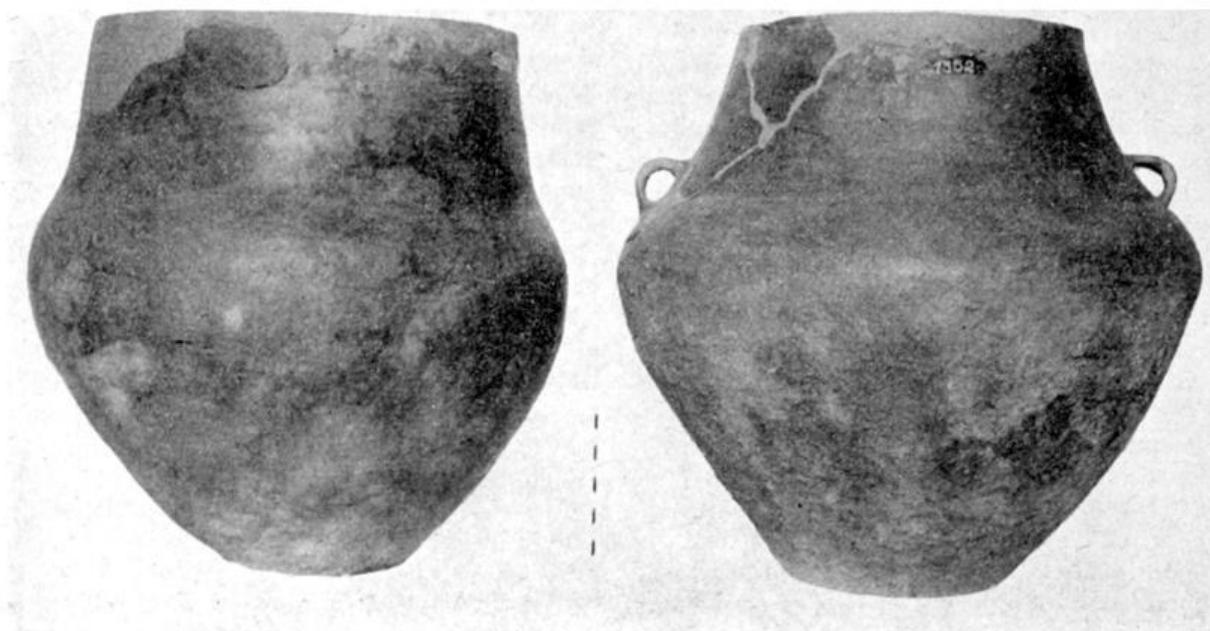
dort vergrabenen Hundes angetroffen wurde, an einer anderen Stelle Teile eines Hausschweines sich zeigten. Aber daß ein Bohnerbesen (!) bei dieser Ausgrabung zutage kam, wird wohl bisher kaum in einem Fundbericht festgelegt worden sein! In diesen Zusammenhang gehören auch das Blatt eines modernen Spatens, ein Taschenmesser, sowie die Reste von Eisenblechen, mit denen Löcher ausgekleidet waren, Unterstände, die Visbeker Kinder bei ihren Spielen in den bereits arg verstümmelten Hügelkörper gegraben hatten. Eine zusätzliche ungewöhnliche Veränderung erfuhr diese Hügelruine erst in allerletzter Zeit durch eine Überschüttung und Aufhöhung der ganzen Anlage.

Und wenn der Leser jetzt noch erfährt, daß an den Grabungsflächen und an den Erdprofilen lediglich beobachtet werden konnte, daß die Bestattung ursprünglich offenbar unterhalb des alten Bodenniveaus vorgenommen war und daß nur zwei atypische Tongefäßscherben in der Störung, die durch das Ausgraben der Füchse entstanden war, geborgen werden konnten, dann wird für ihn feststehen, daß der seitens des Mu-



Abb. 1. Der untersuchte Grabhügel am Schützenplatz in Visbek

Foto: J. Patzold



Museumsdorf Cloppenburg
Inv.-Nr. 1183
a

Museumsdorf Cloppenburg
Inv.-Nr. U 79
b

Abb. 2. Die beiden Urnen aus dem untersuchten Hügel. Bei der linken ist am Rand das hinzugefügte neue Stück zu erkennen

Foto: J. Pätzold

seums durchgeführten Grabung in wissenschaftlicher Hinsicht der Erfolg versagt geblieben sei, da ja nichts über die Art und das Alter der Bestattung im Grabhügel ermittelt werden konnte.

Um so mehr wird es daher überraschen, daß dennoch ganz präzise Aussagen über diese beiden Punkte gemacht werden können. Wie konnten wir aber zu diesem erstaunlichen Resultat kommen? Vom Besitzer des Grundstückes, dem inzwischen verstorbenen Herrn Hubbermann, Hubertusmühle, erfuhren wir gelegentlich der Ausgrabungsarbeiten, daß er vor etwa 30 Jahren aus einem der dortigen Grabhügel Füchse ausgegraben habe. Bei dieser Gelegenheit seien zwei Urnen gefunden worden, die nach Cloppenburg gekommen seien. Etwa ein Jahr darauf habe er in dem gleichen Hügel einen alten Schäferhund vergraben, den er beim Wildern angetroffen und erschossen habe. Damit war geklärt, daß der Hügel, von dem Herr Hubbermann berichtete, tatsächlich der jetzt von uns untersuchte Hügel war.

Wichtig aber war es nun, zu wissen, ob die fraglichen zwei Urnen noch zu ermitteln seien, die aus diesem Grabhügel stammten. Nachforschungen in den Karteien

und Beständen des Museumsdorfes ließen zunächst eine ganze Reihe von Urnen aus dem Bereich von Visbek hierfür in Frage kommen. Nach angefertigten Skizzen aber entschied sich Herr Hubbermann für eine zweihenklige und eine henkellose große Urne (Abb. 2). Aber zwingend war der Zusammenhang damit noch nicht erwiesen. Bei dieser Sachlage fuhr der Ausgräber mit den beiden bei der Untersuchung gefundenen kleinen Scherbenstückchen ins Museumsdorf. Dort brauchte er nicht lange zu suchen und zu probieren. Die eine Scherbe — Mus. Oldenburg Inv. Nr. 6835 — paßte so genau in eine Lücke der Urne — Mus. Cloppenburg Inv.-Nr. 1183 —, daß man versucht war, anzunehmen, sie sei gerade jetzt erst da herausgebrochen worden.

Damit war der endgültige Beweis erbracht, daß die beiden Urnen mit dem reichlichen Leichenbrand als Inhalt zu dem untersuchten Grabhügel am Schützenplatz bei Visbek gehörten, und daß sie als Doppelbestattung unter dem fraglichen Hügel, d. i. unter Bodenniveau, in einer Grube gestanden, daß sie also nicht als Nachbestattungen anzusprechen seien. Damit datieren sie auch den Hügel und geben darüber hinaus einen Anhaltspunkt für das Alter der ganzen Hügelgruppe.

Besonders die zweihenklige Urne (Abb. 2b) — Mus. Cloppenburg, Inv.-Nr. 1179 — erinnert noch stark an den endbronzezeitlichen Typ der sogenannten zweihenkligen Terrine; dagegen haben wir in der henkellosen Urne (Abb. 2a) — Mus. Cloppenburg, Inv.-Nr. 1183 — bereits einen Vertreter der frühen Eisenzeit vor uns. Wir können also die beiden Urnenbestattungen und damit den Grabhügel an den Übergang von der Bronzezeit zur Eisenzeit setzen, also etwa in die Zeit um 800 bis 700 vor Christi Geburt.

Der zunächst so ebenmäßige und erfolgversprechende Hügel am Schützenplatz bei Visbek entpuppte sich also als ein Muster-

beispiel dafür, was alles an zerstörenden Einflüssen eine solche Urkunde aus der heimischen Vergangenheit über sich ergehen lassen muß, bis man sie schließlich, so scheint es, nicht mehr entziffern kann. Darüber hinaus aber hat das Beispiel auch zeigen können, daß man nie den Mut sinken lassen darf. Hat doch der wirklich deprimierende Zustand, der während der Ausgrabungen sich zeigte, zusammen mit den Ergebnissen der daran geknüpften Ermittlungen noch zu einer fast nicht mehr erwarteten Klärung und Deutung des ganzen Befundes geführt.

Johannes Pätzold

Meine Antwort

Zu meiner Arbeit „Der hungrige Wolf“ im Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland 1958 hat der wissenschaftliche Assistent im Museumsdorf Cloppenburg, Dr. Deneke, ein Nachwort geschrieben, das für mich kein Ertrag ist. Deshalb bin ich gezwungen, darauf zu antworten.

An die Spitze meiner Abwehr muß ich eine sachliche Berichtigung setzen. Meine Arbeit im Heimatkalender 1958 ist zunächst nur eine Zusammenfassung und enthält nur gelegentlich mal Flurnamen, die mit „Wolf“ zusammenhängen. Im Laufe der letzten Jahrzehnte wurden aber in den Vechtaer Heimatblättern zahlreiche Beispiele für meine Forschungsergebnisse über den genannten Flurnamen angegeben.

Der früher bei Schortens im Jeverland genannte „Wolfsgalge“ ist erwähnenswert¹⁾. Daß aber 1738, wie der jeveländische Heimatschriftsteller M. B. Martens erzählt, an ihm ein Wolf aufgehängt sei, ist natürlich ein Witz, und deshalb ist auch der von Dr. Deneke ausgesprochene Hinweis, in diesem Wolfsgalge einen früher geübten Strafvollzug an Wölfen sehen zu können, unmöglich.

Daß es in Deutschland an manchen Orten viele Wölfe gab, wird von mir nicht bestritten. Aber sie hielten sich in dichten Wäldern auf und gingen nur zum Raub aufs offene Feld. Bekannt ist ferner, daß sehr viele Wolfsorte in Gegenden liegen, die seit den ältesten Zeiten stärker bewohnt waren und auch dort vorkommen, wo jede Bewaldung fehlte.

Man wird in den ältesten Zeiten den Kampf mit den Wölfen ebenso geführt haben wie später. Wo sie sich zeigten, kam es zu

hitzen Wolfsjagden, die von der bäuerlichen Bevölkerung mit Wolfsspiessen durchgeführt wurden.

Wenn die Bauern zur Kirche gingen, nahmen sie Wolfsspieße mit. So hören wir, daß noch 1622 Wölfe die Umgegend von Osnabrück unsicher machten. Eine Kuh der Heger Leischaftherde wurde von ihnen gebissen. Das war vielleicht an anderen Orten die Veranlassung zur Bildung des Flurnamens Wolfswiese.

Dem Heimatforscher D. Steilen, der u. a. auch die wertvollen Bücher „Historische Grabmalkunst im Unterwesergebiet, 1914“ und „Die Niederweser (Monographie zur Erdkunde, 1928, Velhagen und Klasing)“ schrieb, verdanke ich die Mitteilung, daß es auch im heutigen Landkreis Wesermünde einen hungrigen Wolf in der Nähe des Dorfes Albstedt bei Büggeln, an der alten Straße von Hagen, Bez. Bremen, nach Scharenbeck gab. Dort kennt man noch das Gericht unter der „Staleke“ (d. h. Stelle für die Eiche), welches das Berufungsgericht für das ehemalige Amt Hagen war. Hinrichtungen erfolgten zwischen Hagen und Albstedt beim hungrigen Wolf. Diesen Namen hatte früher auch ein in der Nähe stehendes Gasthaus, und der hungrige Wolf ist noch heute im Volksmunde lebendig.

Ferner gab es einen hungrigen Wolf im Kreise Steinburg, Reg.-Bez. Schleswig — Es handelt sich auch hier um eine Gastwirtschaft an der Bundesbahn 77, etwa 8 Kilometer nordöstlich von Itzehoe gelegen — Er gehörte zur Gemeinde Hohenlockstedt. Einst gehörte der hungrige Wolf zum Gutsbezirk Bücken und war eine Art Vorwerk. Die Kon-



zession hat der Gastwirt über 200 Jahre, und nach Angabe des Wirtes, der schon über 30 Jahre die Gastwirtschaft besitzt, ist der Name „uralt“.

Einen weiteren hungrigen Wolf hat es auch bei Harsefeld, 20 km südlich von Stade, gegeben.

An meinem erwähnten hungrigen Wulf bei Lebus im Reg.-Bez. Frankfurt a. O. nimmt Dr. Deneke Anstoß, weil die genannte Gegend erst mit der Gründung des Bistums Lebus im 13. Jahrhundert dem deutschen Elemente erschlossen worden sei. Wir wissen aber, daß schon lange vor dieser Zeit hier die Semnonen wohnten. Vgl. Putzger, Historischer Schulatlas.

Das „Gericht unter der Staleke“ führt mich auch zu der Richtstätte „Upstalsboom“ in Rahe an der Straße Aurich-Riepe-Oldersum, einem niedrigen Hügel, auf dem 1833 ein Denkmal für die im Befreiungskriege gefallenen Ostfriesen errichtet wurde, im Volksmunde Boombarg (Baumberg) genannt. Einst sollen drei Eichen auf dem Hügel gestanden haben, von denen der Geschichtschreiber Ubbo Emmius (1625) noch eine, allerdings schon in abgestorbenem Zustande, gesehen hat. In vorgeschichtlicher Zeit war der Upstalsboom ein Begräbnisplatz, in der frühen Bronzezeit nach P. Zylmann als Grabhügel entstanden.

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts werden die Leges Upstalsboome (Upstalsboomgesetze) genannt, in denen festgesetzt ist, daß jede friesische Landschaft zwei Abgeordnete zur Upstalsboom-Versammlung für die Dauer eines Jahres zu wählen hat. Diese Deputierten, sog. seeländische Richter, besaßen das Recht, für das friesische Gebiet (etwa von der Zuidersee bis zur Weser) gültige Gesetze zu beschließen. 1327 tagte die letzte friesische Landesversammlung am Upstalsboom.

Der Galgen gehörte, wie ich feststellen konnte, meistens in früheren Jahrhunderten zum Hauptbestande örtlichen Zusammenwohnens. Er gehörte zum Stadtbilde schlechthin, und Galgenberge resp. Galgen gab es deshalb an allen Orten, oft sogar mehrere. Ein gutes Beispiel hierfür haben wir in Osnabrück. Dort gab es den Flurnamen „Auf des Wulfes Kämpfen“ (heute dort noch eine Straße „Wulfekamp“) und ganz in der Nähe²⁾, nur durch den Riedenbach getrennt, den Galgenesch.

Der von mir im Heimatkalender 1958, S. 61, genannte Flurname „Wolfsgalge“ ist natürlich nicht ein Galgen für den gefräßigen

Wolf, sondern der Wolfsgalge ist ein harmloses Doppelwort. Das „galge“ ist nur eine Erklärung für Wolf. Zur Erklärung einige Beispiele: Dem Buchs (buxus) hat man das Wort baum, dem altdeutschen wint das Wort hund, dem altdeutschen lint (Drache) das Wort wurm und dem Elen (d. i. Elch, eine Hirschart) das Wort tier angehängt. Das ältere Wort Schwieger, mhd. swiger, wurde später zu Schwiegermutter. Und der „Wolfsgalge“ ist weiter nichts als Galgenberg.

Dr. Deneke bezweifelt, daß das altsächsische Wort „waragreo“ mit Wolfsholz angemessen wiedergegeben ist. Wara, warc, warch ahd., mhd., altsächsisch warag, altnordisch vargr Wolf, der Würger, ein räuberisch würgendes Wesen. Auch im bayerischen B. Obergünzbach hören wir von einem Wolfholz³⁾.

Wenn Jacob Grimm (Deutsche Rechtsaltertümer, S. 733) sagt, daß als Erschwerung der Strafe neben Großverbrechern am Galgen zwei Wölfe (natürlich tote) aufgehängt wurden, so hat er die Bedeutung dieser Wölfe nicht verstanden. Sie waren ganz allgemein symbolische Zeichen für den Galgen.

Zu erwähnen ist ferner der Wolf im Wappen der Stadt Hilchenbach im Kreise Siegen (Reg.-Bez. Arnsberg), der das alte Schöffenzeichen des Gerichtes Hilchenbach war.

Dann ging man allmählich dazu über, den Wolf (d. i. der Galgen) nach seiner Farbe den Grauen zu nennen. Graue gibt es außer den von mir schon vorher oft genannten z. B. noch 1. in der Grafschaft Hoya, 2. bei Soltau, 3. bei Harburg, Appel, 4. in Beckdorf (Celle, Land).

Dr. Averdarm bezweifelte das später und meinte, der Graue-Wolf sei noch in der Schwebe (Briefliche Mitteilung v. 16. 8. 1933).

Und nun meine Antwort auf den bezweifelte Namen Hunsrück. Eine Liste von ihnen habe ich zusammengestellt, die ich folgen lasse, aber die natürlich nicht vollständig sein kann.

Zunächst ist festzustellen, daß zwei Gruppen Hunsrück und Hunsrück zu unterscheiden sind. Fraglich aber ist, ob man beim Zerlegen dieser Namen herausfinden kann, zu welcher der beiden Gruppen sie gehören. Im Hunsrück, dem südwestlichen Höhenzug des Rheinischen Schiefergebirges, steckt in Rück das altdeutsche hrukki, der Rücken; deshalb auch „der“ Hunsrück. Im „Hunsrück“ haben wir die Hundrüge zu sehen, das sich aus wruoga, ruoga, rug entwickelt hat, und das der altdeutsche Ausdruck für Recht, Rüge, Strafe, Gericht, Malstatt ist. In den fränkischen Mundarten wird oft nd zu ng, also



Hund zu Hung (Hungrüge). Die Volksetymologie machte hieraus scherzhaft hungriger.

Bei der Suche nach hungrigen Wölfen darf man es auch nicht versäumen, persönlich mal über Land zu gehen. So entdeckte ich denn in den beiden Bauerschaften Bippin und Dalum zwischen Quakenbrück und Fürstenau den Namen „Upn Hüngrigen“.

Für das Jahr 1074 begegnete mir zum ersten Mal der Name Hunsrück in der Form Hundesrucha als selbständiger Gau neben dem Nahegau. Bei Wernigerode kennt man den Hunsrück; im Thüringer Walde gab es vier Berge desselben Namens, in Krefeld eine alte Straße „auf dem Hunsrück“, jetzt Neußerstraße genannt, in Düsseldorf eine Straße „Hunsrück“, und ein „Hunsrück“ gab es im Kreise Hünfeld.

Eine Anhöhe auf dem Hunsrück, am linken Naheufer, Kreuznach gegenüber, hat den Namen: Hungriger Wolf. Der im Mittelalter erwähnte Ort Hunsrück existiert heute noch als Domänen- und Remontedepot Hunnesrück nördlich von Dassel; eine Ruine Hunnesrück ist auf der Karte eingetragen. — In Linz a. Rh. gibt es eine Gasse mit dem Namen „Auf dem Hunsrücken“. Mitten in der Oberrheinischen Tiefebene gab es im 15. Jahrhundert mehrere. — Und in seiner Kölner Topographie spricht Keussen von zwei Hunnenrücken (vicus Hunsrucge): 1. Auf dem Hunsrügge an Marzellen, 2. Hunsrügge (Hunsrug) an der Antoniterstraße. — Das mag genügen¹⁾.

Doch nun zunächst ein einwandfreies Beispiel für meine Behauptung, daß der Galgen früher Wolf (urgermanisch wulfas) hieß. Noch um 1420 gab es nämlich in Osnabrück am Walle eine Wulfeporten, heute Hegertor genannt. In der Nähe jeder Richtstätte war auch stets die Stätte, wo Gericht gehalten wurde und die sich unter Bäumen, bald unter einer Eiche, Esche oder Buche, meistens einer Linde befand. An diese Tradition knüpfte man vor zirka 500 Jahren mit einem Kastanienbaum an, der heute noch steht. Etwas weiter entfernt, ebenfalls am Walle, gab es eine Wulfskuhle, wo die gehängten Verbrecher vermutlich verscharrt wurden.

Und nun zur Klarstellung des Hunno. Nach dem altsächsischen Heliand kam ein Hunno (Hauptmann) von Kapharnaum zu Jesus und bat ihn um Hilfe für seinen kranken Knecht (Vers. 2093). Diese Stelle ist dem Bericht des Evangelisten Lucas (7,1) entnommen, der den Hauptmann centurio nennt.

Und über die altgermanische Hundschaft (Hundertschaft) folgendes: In den reingermanischen Gegenden, die von ganzen Stämmen durch Landteilung besiedelt worden sind, ist überall die Hundertschaft die älteste politische Einteilung. Das wird uns auch von J. Grimm und vielen anderen Gelehrten bestätigt. Im Altdeutschen heißt sie huntari, im Angelsächsischen hundred. Die neueren Schriftsteller geben selbst zu, daß die Auffassungen über die alemannischen huntari zur Zeit noch stark im Flusse sind. Es ist deshalb daran festzuhalten, daß der Mittelpunkt der Hundschaft die Malstatt war, von ahd. mahal (mallus), im lateinisch geschriebenen salischen Gesetz placitum genannt. Das war bei den Germanen die Gerichtsstätte, wo unter freiem Himmel unter dem Vorsitz des Hunno Recht gesprochen wurde. Es geschah im heiligen Hain, den der gut unterrichtete Tacitus 98 n. Chr. mehrfach erwähnt²⁾.

Ich überlasse den Wissenschaftlern die Überprüfung meiner vorstehenden Antwort.

- 1) Vgl. Heimatblätter 1931, Nr. 3, S. 40. — Lageplan Fl. 10, Parz. 534/99.
- 2) Vgl. Niedersächsischer Städteatlas, Osnabrück, Tafel III, 3. Flurkarte 1780.
- 3) Schade, O., Altdeutsches Wörterbuch.
- 4) Heimatblätter 1955, Nr. 2. Dort habe ich auch eine Abbildung der heutigen Galgenstätte, des (hungrigen) „Wulf“ bei Hagen (Vechta), gebracht.
- 5) Tacitus, De origine, situ, moribus ac populis Germaniae.

Karl Sichert

Eenerwägen in de wieden Welt, noch'n ganzen End achter Hamborg, kummt so'n Münsterländer in Konflikt mit de Verkehrspolizei.

De Kommissar nimmt dat gewaltig jüst mit sien Protokoll.

„Ihr gegenwärtiger Wohnsitz?“

Us Frönd segg den Naom van sien Dörp.

„Wo liegt denn das Nest mit dem komischen Namen? Ist da kein größerer Ort in der Nähe?“

„Größerer Ort? Jawoll. Wenn wi in'n Kassen kaomt, dann möt't wi nao Vechte.“

Franz Morthorst



Schlußwort

Im Heimatkalender 1958 habe ich versucht, Einwände, die gegen Dr. Sicharts Deutung des Flurnamens „beim hungrigen Wulf“ erhoben werden können, zusammenzustellen. Dabei waren selbstverständlich die früheren Beiträge des Verfassers zu diesem Thema in den „Heimatblättern für das Oldenburger Münsterland“ berücksichtigt worden; ich kann also den Vorwurf, für meine Ausführungen einen unrichtigen Anknüpfungspunkt gewählt zu haben, zurückweisen. Im wesentlichen waren damals die Ergebnisse Dr. Sicharts mit denen der neueren Orts- und Flurnamenforschung konfrontiert worden, von dort her hatte ich mich um eine Begründung für meine Einwendungen bemüht. Mir scheint, als sei das, was Dr. Sichart in diesem Heimatkalender unter der Überschrift „Meine Antwort“ zur Widerlegung dieser Einwände anführt, wenig geeignet, seine Deutung des fraglichen Flurnamens zu stützen.

1. Dr. Sichart hat in seiner Antwort eingeräumt, daß wir es bei einem Teil der Flurnamen, die mit „Wolf“ zusammengesetzt sind, mit Erinnerungen an das Treiben des Wolfes, nicht mit dem Galgen der Hinrichtungsstätte, zu tun haben. Er stellt sich damit selbst die Aufgabe, eine Grenze zu ziehen zwischen den Ortsbezeichnungen, in denen mit „Wolf“ der Galgen (hier vorausgesetzt, daß diese Deutung möglich ist) gemeint ist, und jenen, die sich auf das Tier (lupus) beziehen. Dies dürfte ein aussichtsloses Unterfangen sein, solange nicht für jeden einzelnen (oder zumindest für eine größere Anzahl) der zur Erörterung stehenden Belege nachgewiesen werden kann, daß der Flurname in Verbindung mit alten Hinrichtungsstätten erscheint. Diesen Nachweis hat Dr. Sichart in einem Falle führen können und zwar für die Bezeichnung „Wulfskuhle“ in Osnabrück. Wir werden zugestehen, daß hier das Wort „Wolf“ mit dem Komplex Verbrecher und Hinrichtungsplatz in Zusammenhang gebracht werden kann. Aber muß es sich notwendig auf den Galgen beziehen? Von nicht geringer Bedeutung scheint mir für unsere Erörterung nach wie vor der Flurname „Wolfsgalgen“ zu sein; ihn als Wortbildung der Art „Schwiegermutter“ oder „Buchsbau“ anzusehen, ist, wenn man das von der Volkskunde zusammengetragene umfangreiche Material zum Strafvollzug an Tie-

ren, besonders auch an Wölfen, heranzieht¹⁾, nicht recht einleuchtend und bedarf näherer Begründung.

2. Wenig beweiskräftig ist, wie schon im Heimatkalender 1958 ausgeführt, der von Dr. Sichart zur Stützung seiner Deutung verschiedentlich herangezogene „waragtreo“ der Helianddichtung. Das Verfahren, ein mehrdeutiges Wort (hier also warg, das mit Verbrecher, Frevler, Wolf übersetzt ist²⁾) auf eine seiner Bedeutungen festzulegen, um diese dann als Baustein für andere Zusammenhänge zu benutzen, ist öfters geübt worden, aber, methodisch gesehen, doch recht bedenklich.

3. Im Hinblick auf die Hundertschaft und das Hundertschaftsgericht ist nochmals darauf hinzuweisen, daß hier vieles, was früher als ein fester Bestand unserer Kenntnis des germanischen Verfassungslebens galt, durch neuere Forschungen einer kritischen Prüfung unterzogen worden ist.³⁾ Schon H. Brunner nennt in seiner Rechtsgeschichte eine Reihe von Völkerschaften, darunter auch die Sachsen, bei denen sich Hundertschaftsbezirke nicht haben nachweisen lassen.⁴⁾

Im übrigen sei es dem Leser überlassen, mein Nachwort zu den Ausführungen Dr. Sicharts im Heimatkalender 1958, das hier durch einige allgemeinere Bemerkungen zu ergänzen war, mit Dr. Sicharts Antwort in diesem Heimatkalender zu vergleichen und sich ein Urteil zu bilden, ob jene Zeilen durch diese Antwort widerlegt sind.

1) Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. VIII, Sp. 928 ff, und ebendort Bd. IX, Sp. 790 f.

2) Nach S. Feist, Etymologisches Wörterbuch der gotischen Sprache (Halle 1923) S. 244 scheint Verbrecher, Frevler die ursprüngliche Bedeutung von warg zu sein.

3) Neben der im Heimatkalender 1958 angeführten Arbeit von H. Dannenbauer ist hinzuweisen auf den Beitrag von Th. Mayer, Staat und Hundertschaft in fränkischer Zeit, Rheinische Vierteljahresblätter 17 (1952) S. 344 ff.

4) H. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte 2. Aufl. Bd. 1, S. 159 ff. Wenn Dr. Sichart auf den Hunno der Helianddichtung hinweist, übersieht er, daß zwischen der Hundertschaft als Gerichtsbezirk und als Truppenabteilung zu scheiden ist.

Bernward Deneke



Up Fräite

Wullfs Jan un ik, wi kunnen bestig tausamen. Man dat güng us beide glik.

„Jop“, sä Jan tau mi, „hest du äigens uk nich mehr dat rechte Plasäier an't Lāwen? Den häilen Sömmer so allāin — dat is doch nix!“

„Allāin —? Wo mäinst du dat —? Och so: Nu wāit ik! Ja, dat heff ik uk all faoken dacht, Jan. — Man wat is dor väl an tau dauhn?“

„Ik hör't woll — du büst noch feeder as ik! Wat dor an tau dauhn is? Wi sökt us beide äine Brut! Wichter gifft dat naug!“

„Jao, dat is woll waohr, Jan, aower —“

„Nix van ‚Aower‘! Dor schall maol'n Enn' van wāsen! Wi sökt us beide äine Brut, Jop!“

„Wor?“

„Dat schall sik woll finnen!“

Jan sä dat grot weg. He was vull Iwer. Wenn he so dörhollen dö, dann kunn in disse Saoke nix schäifgaohn. Un dat Beste was: He stickde mi mit sienen Iwer an!

„Dann willt wi dat nich lange upschuwē!“ rööp ik.

„Owermorgen is Sönndag, Jop! Um Klock half Twāi föhrt wi los!“

„Mit dienen Twāihunnertfüfftiger, Jan?“ frög ik.

Jan kratzde sik an'n Bart. „Dor kunnen wi äin häil grot Rebett mit afsöiken. Man säkerer is dat mit'n Rad!“

„Du mäinst, Jan, wenn wi dat mit den Brutens nich tau luren kreegen, dann kunn't woll wāsen, dat wi vör äinen Tresen hangenbliewt — —“.

„Ut Arger un Verdrott, jao! Un wenn dann jüst de witten Müse ünnerweggens wāsen schullen — — Nä, bāter is't, wi föhrt mit 't Rad! Un vandaoge knätert de Junges doch alle up so äinen Benzināsel nao ehr Wicht hen — — wi willt dat äis maol āners maoken!“

„Gaud, afmaakt, Jan, Sönndag üm half Twāi!“ Aower ik har noch mehr: „Jan, wat — wat mäinst du dorvan — —: Wenn't äwen angaohn kann, laot us nao'n paor Süsters ümkieken! Hör is, dann kāönt wi naoßen alltied tausame henföhren! Dat is doch 'n rāken Wark, un denk di, Jan: Wi beide werd dann jao uk noch mit'n āner verwandt!“

Jan schlöög mi up de Schullern: „Jao, wenn dat angaohn kunn —! Dat was wat, Jop!“

+

Jan hörde tau de Sort Mensken, för de half Twāi licht half Dräi is, wenn se sik mit ānnere Lue verafrādet hebbt.

Ik was üm Klock half Twāi bi Wullfs. Jans Süster, Anni, möök mi de Dörn aopen:

„Wat hest du diene Haore jao dunnersken moi schnien laoten, Jop!“

„Jao, Anni, dat is vandaogen uk äin moien Sönndag! — — Wor is Jan?“

„He liggt noch woll up'n Bedde un schlöppt — — Ik roop üm foors.“ — — Fief Minuten läöter kōm Jan.

„Du büst all dor, Jop?“ He keek nao de Klocken. „Ik heff mi doch häil verschlaopen. — — Wo is't buten?“

„Wunnerbaor Weer, Jan!“

„Wullt du nich so gaud wāsen un mien Rad äin bāten naokieken, off dor Luft up is un so wat dor her? Dat Rad steiht in de Warkstāe! — — Ik maok dann gau, datt ik klaor kaom!“

Ik güng in de Warkstāe. Ik packde alles, wat mi in den Weg stünd, mit de Fingerspitzens an: Äinen Ölgeplecken wull ik nich gern in miene Büxen hebben; un so äin Mallöhr kummt jao meist, wenn man't ampatt nich bruken kann. — Worüm har Jan sien Rad denn noch nicht paraot maakt —? De Fuuljack har in'n Bedde lägen un har schlaopen!

As ik weer in Wulffs Käöken kōöm, stünd Jan dor un kloppde äinen Naogel in de Wand. Sien Gesicht was vull van Säipenschuum.

„Gaud, datt du kummst“, rööp he. „De Naogel hier will nich sitten! — Du kannst mi den Speegel woll äwen so lange hollen, bit ik mienen Baort afkratzt heff.“

„Jan, hest du di vandaoge noch nich rasāiert? Büst du so in de Karken wāsen?“ fröög ik.

„Dat glööv doch nich, Jop. Aower wenn ik dor nu nix an dauh, heff ik vanaowend Stoppels an mien Kinn, as wör jüst de Rogge meiht.“

„So läip is't uk nich, Jan“, sä ik un dachde, datt Jan dat vandaoge jao heller vörhebben müß, wenn he sik gaor twāimaol *rasāieren wull.



Ik hüllt also den Speegel. De Wiesers up de Klocken wiesden all meist up de Taohlen Twölf un Twäi. An 'n läiwsten har ik Jan örntlik utschollen — man he stellde sik bi sien Dauhn so an, datt ik väl lachen müß.

Up'n Maol sä Jan: „Dor fallt mi jüst in, Jop: An'n linken Ärmel van miene Jacken fählt äine van de lütken Knööpe. Is jao meist Zieraot — har üm vanmiddag aneihen wullt, — aower — — De Knoop is in de rechten Jackentasken, Jop! Ik help mi nu woll sülwst — — Kannst du üm nich äwen so'n bäten fastheften? Gaorn ligg in de Trecken — —“.

Dat Gaorn leeg würkelk in de Trecken, un üm half Väier kunne wi upstiegen.

„Willt ji uk äin Botter mithebben?“ rööp Anni us nao, Jans Süster.

För so äine Fraoge harn wi beide kien Wort äöwer!

„Mensch, Jop“, sä Jan, as wi äine Tiedlang föhrt harn, „wenn wi up disse Aort mit'n ännner verwandt werden kunnen —“.

„So wiet is dat nu jao noch nich!“

„Man wi sünd up den besten Wegg dor hen!“

Wi föhrden dör Wellhusen, Armbarg un Ellbeeken. De Blaumen in de Gaorns vör de Hüser bleihden, un äöverall spälden de Kinner up de Straotens.

„Jan“, sä ik, „wenn wi vandaoge use Brutens nich finnen dauht — — dor kaomt jao uk noch ännere Daoge un Sönndaoge!“

„Disse Sönndag is noch nich herüm!“

„Vällicht is't gaud un recht, wenn wi se nich foors find't. So wat mott man sik doch verdäinen — — mäinst du nich uk, Jan?“

Wi föhrden dör Witteln, Säwendörp un Stootkamp. Wi kömen an Bäken un Brüggen, an Büske un Wisken, an Häöwe un Hüser vörbi. De Burns güngen äöwer ehr Land und keeken nao de Tüffelken un nao den Haowern. Vör äin Weertshus stünd äin Koppel Junges un rööp us wat nao.

„So“, sä Jan un hüllt bi äinen Weggwieser stille, „rechts geiht dat nao Saogel un links nao Rausenhoff. — Wor willt wi nu hen? — Off willt wi us hier wat verhaolen? — — Hier kaomt doch säker uk wekke vörbi!“

„Dat wäit ik nich recht, Jan“, mäinde ik, „wenn man up Fräite geiht, kann man dor nich gaud up wachen, bit wekke kaomt — — dor mott man as Junge sik rögen!“

„Gaud, Jop, dann willt wi us wieder rögen! — Wor schall't hengaohn?“

Ik nöhm äinen Pennig ut de Knippen un schmeet üm hoch. „Wenn de Taohl baowen liggt, bedütt dat Rausenhoff — änners geiht't nao Saogel!“

De Taohl leeg baowen; wie föhrden nao Rausenhoff hen. Vör äin Weggkrüz an äine Hägen knäide äine olle Mauder. Van de Karkens wiet und siet hörden wi dat Kleppen. De Sünne keek achter äin Holt her — so sieg was se all fallen. — —

„Wi sünd Aohnesägels, Jop, datt wi glööwt hebbt, wi kunnen äinfach so losföhren un dor mit räken, datt us äöwerall man so de Wichter taumöite kömen un wi kunnen utsöiken, wekke us am meisten mitfallen döen — —“

„Dor is noch nix verspält, Jan“, sä ik.

„Wi mäöt säihn, datt wi weer nao Hus hen kaomt. — Un Schmach heff ik uk. — Laot us man erst maol in'n Kraug gaohn!“

„Wi sünd foors in Hempelbarg. Wenn sik dor noch nix daohn hefft — dann bün ik dor uk för.“

„Wi harn us äinen Plaon maoken schullt, Jop, off in't Blatt naokieken, wor vandaoge Schützenfest off Karms is!“

„Dor föhrt doch alle hen, Jan. Wi wullen de Saoke äis maol wat änners anfaoten.“

„Jao, dat is uk waohr, Jop. Los, nao Hempelbarg!“

„Dat is nich mehr wiet. — — Mi wunnert bloß, datt nu so minn Lue up de Straotens sünd! Off se alle an'n Aowend-disk sitt't?“

„Jao, dat kann woll — — —“ Jan kreeg sien Satz nich tau Enn'.

„Hest du nich säihn — — dor rechts in'n Gaorn bi dat witte Hus?“ ünnerbröök he sik un wisperde mit tau:

„Seeten dor nich'n paor Wichter up 'ne Bank?“

„Un wat för wekke, Jop!“

„Kumm, dreih üm!“

Wi föhrden langsam weer trügge. Jao, dunnerweg! Dat füng jao all an, düster tau werden, aower dat kunn man doch waohn-nähmen: Up äine Bank, de man dör den dünnen Böikenhagen säihn kunn, seeten 'in lechte Sömmerkleeder twäi moie Wichter un vertellden sik wat.

„Wenn wi dor doch man mitvertellen kunnen, Jop!“

Wi wassen dor all weer an vörbi.

„Noch äinmaol ümdreihen, Jan!“

Wi döen dat un föhrden, wenn mäögelk, noch langsamer.

Up einmaol — wi wassen jüst weer up äine Höchte mit de Bank achter de Hägen — geef dat äinen Knall. In den süftigen Ogen-schlag tüürde Jans Rad vör äine Rungen off vör äinen Stäin, de an de Siete van de Straoten leeg, un Jan schlöög lang hen.

Ik schmeet mien Rad an den Hägen.

„Wat is passäiert, Jan?“

„Ik — ik wäit nich“, gnüttkede he. Sien Kopp un siene Arms leegen bold in'n Graowen. — — „Kaomt se?“ fröög he liese.

„Wekker, Jan, wekker?“

Do seeg ik uk all helle Kleeder gägen mi.

„Is't läip worden?“ wull eene Wichter-stimme wäten.

Jan jammerde vör sik hen.

„Kannst du upstaohn, Jan?“

„Help — help — — mi äis, Jop, — — dann mag't woll gaohn.“

Ik packde üm ünner de Arms un stüttde üm.

„Bringe üm man in de Staowend, dor steiht ein Sofa —“, sä de Grötere van de beiden Wichter un geef üm van de ännere Sieten Stöhn. Dat twäide Wicht lööp vör un möök de Dörns aopen.

„Wor kellt di dat denn, Jan?“

„Och — och — —, äöwerall!“

Aine Oma seet in de Staowend vörn Disk un reef de Brillengläöser mit ehr Taskendauk. Gau settde se de Brillen up un keek us an, as wi herinkömen:

„Du läiwe Nägen — — wat is nu —? Schall'k Franzbranntwien haolen?“

Wi leggden Jan up dat Sofa. So väle man van üm säihn kunn, was't alle gaud bläwen. De Hannen wassen woll'n bäten afschüürt. Man Jan klaogde nich minn: He müß't woll inwennig hebben, un dat was väl läiper!

„Schäölt wi den Doktor ropen?“ fröög dat Wicht, dat üm herin holpen har. Jan schüddelde den Kopp un lachde.

„Kiek, he lacht all weer“, sä de Oma un köm mit't Buddel, „wenn he den Franz-branntwien man rück —“.

„Wo is dat dann taugaohn, Jan?“ fröög ik.

„Ik seeg dor wat Helles up den Wegg — dor wull ik an vörbi — — un do knallde

dat — un de verflixte Stäin — — un do leeg ich dor. — — Ik glöow, ik heff'n Platten. Kickst du maol nao, Jop?“

„He kann dor mit up de Daol gaohn“, sä de Grötere van de Wichter.

„Gertrud, geihst du woll mit üm un wiest üm dat — —?“

De Lütkere güng mit, nöhm mien Rad un schöow't. Un ik kreeg Jans Rad, lichte't up un schlääde 't nao de Daol hen.

Ik stellde Jans Rad up den Kopp.

„Hebbt ji woll Schläödels, Knieptangens un Warktүүs tau'n Flicken?“

Dat Wicht, wat se Gertrud nömden, haalde alles her, wat ik man bruken dö. Se seeg recht gaud ut, un den schwatten Haore üm dat Gesicht möken se noch moier.

„Wor kaomt ji denn her?“ fröög se.

„Och, wi sünd all den häilen Nömmdag ünnerweggens“, anterde ik. Un so kömen wi an't Vertellen. Un ik stünd dor un möök nich all tau kittig, datt ik mit Jans Rad klaor köm. Ik seeg gerne, wo se lachen dö, un mi füllten uk äine Riege Döönkes in, de ik vödrägen kunn.

„Wullt du mi äis'n Kumm vull Waoter haolen, Gertrud, datt ik säihn kann, off de Flicken uk gaud sitt?“

Wat heff ik doch för äin Glück, dachde ik, as se mit äine Baljen weer kööm! Up disse Aort un Wiese lernde ik äin läiw Wicht kennen, datt mi ümmer mehr mitfüllt. Man de arme Jan! De leeg in de Staowend up't Sofa un kunn sik vör Pien meist nich röögen! Säker töffde he dor all lange up, datt ik mi bi üm säihn lööt! Aower he kunn mi dat naohere wisse naoföhlen, wenn ik upstunns nich gern van de Daol weggüng, wor ik mit äin junge Wicht alläin wäsen kunn!

Ik stellde dat Rad weer hen, as't stahn müß. De Lenker was noch verbaogen, äine Pedaole stünd tau wiet nao vörn, un de Lüchten wull uk nich brennen. Erst müß ik aower doch maol nao Jan kieken, off üm dat wat bäter güng.

„Kummst du mit, Gertrud?“

Ut de Staowend hörden wi Musik. — — Wat wi dann seegen, as ik de Dörn aopen möök, wull ik för mien Däil nich glöowen.

Dat müß doch äin Droom wäsen!

De Oma seet in't Sofa, wor Jan lägen har, un läsde in äin Bauk. In äinen Timpen van de Staowend wassen twäi junge Lue an't Danzen —: De Süster van Gertrud

un — — Jan! Jao, Jan! Un dat Radio späälde dor tau.

Ik kunn kien Wort seggen. — Dat was jao wunnerbaor! Jan was wall weer bäinig, un he danzde mit Gertruds Süster! Dann kunn ik jao foors Gertrud upfördern — — Schull dat so klacke gaohn? Wi wassen jao beide — —, wi, Jan un ik, wi harn jao beide unbannig Glück!

Jan knippöögde mi tau.

Dann was de Danz ut. Ik güng nao ehr hen.

„Riekao“, sä Jan un wiesde up dat Wicht bi üm, „Riekao mäinde, dat was vällicht ganz gaud, wenn ik mi wat bewägen dö. Un — dunnerlittken! Mi dücht, se hefft recht!“

„Dat is de näie Therapie“, schmüsterde Riekao un lachde Jan tau.

„Wat is dat?“ fröög ik nao, „Therapie — —. Aoch so, jao, jao.“ — —

„Jan“, sä ik dann, „ik heff dien Rad so wiet klaor. Bloß den Lenker noch — un de Pedaolen — — un de Lüchten — —“.

„Ik danke di uk, Jop! Un dat bäten maokst du uk noch, nich?“ He knippöögde weer. „Du hest diene Hannen doch all schwatt un kleierig!“

Dat har ik. Un wenn ik weer nao de Daol güng — — —

„Gertrud, helpst du mi noch’n bäten?“ fröög ik, „alläin — — —“

Ik har nich fraogen schullt! Gertrud har noch nix seggt, do köm äin stäwigen Junge herin, schmeet den Haut an’n Hao-ken, nickkoppde de Oma tau, un as dat Radio jüst äinen Walzer upspälde, güng he nao Gertrud hen, böögde den Kopp äin bäten vörnäöver — un leggte den Arm üm ehr — —.

„Dat is mien Brögam“, was dat Äinzige, wat se mi noch tauopen kunn; do dreihden se sik all. Uk Jan und Riekao danzden weer.

Ik lööp up den Daol, söchde dat Wark-tüügs, dat ik bruukde, un gnäisde mit Jans Rad. An’n läiwsten har ik dat häile Gestell an de Wand schmäten! So dull was ik. Wenn mi äiner säihn har, har he säker mit den Kopp schüddelt. Ik schüll mit den Lenker un mit de Pedaolen, un ik schüll mit de Tangen, wor ik se mit fastdreißen off taurechtböögen wull. Am meisten schüll ik aower mit mi sülwst!

Worüm har ik denn nich nao Gertruds Hand käken un nao den Ring, den se dor drägen müß? Off dröög se dor gaor kienen Ring? Wull se mi bloß wat luren?

Aindoont — de Blamaosche har ik!

Aower worüm schull se mi wat vör-läigen? Dat traude ik dat Wicht nich tau. Säker was de stäwige Junge ehr Brögam.

Worüm müß dat jüst so utkaomen? Har dat nich wäsen kunnt, datt Riekao äinen Brögam har un Gertrud nich?!

Jao, Jan kunn lachen! He har sien Warks in’n Drögen! He danzde in de Staowend mit sien Wicht, un se was fröndlik tau üm!

Un mi lööt he mit sien Rad up de Daol alläin! „Du hest de Hannen doch all schwatt und kleierig!“ Dat was di so äin Fründ, de Jan — —!

Wat schull sien Knippögen mi seggen?

Ik heff’t wunnen, wat? — — —

„Jop, wo is’t? Büst du dor mit klaor?“ Jan stünd vör mi. „Wat maokst du för äin benaut Gesicht?“

„Kannst di dat nich denken, Jan?“

„Wi schullen kaomen tau äten. Riekao hefft ’ne Riege Speegeleier in de Pannen schlaon. — — Hest du kiene Schmachtmehr?“

Ik schmeet den Schläödel weg, wor ik de leßte Schruwen mit anknäpen har.

Dat hülپ nu nix. Ik kunn mi doch nich hebben as’n Kind und mulen, wiel dat nich nao mienen Sinn gaohn was!

Man müß de fremden Lue dat hoch an-räken, datt se us so gaud upnaohmen un holpen harn!“ — —

Use Tellers stünden in de Käöken. Gertrud un ehr Brögam wassen nargends tau säihn . . . Dat möök mi’t all väl lichter.

Riekao was an de Maschinen an’t War-ken.

„Nu laot jau dat man gaud schmecken“, sä se un dö Jan un mi fief Speegeleier up den Teller.

„Braottüffelken giff’t uk noch. — Wenn ji bätet hebbt, sünd se so wiet.“

Äine halwe Stunn’ läöter wassen wi up den Wegg nao Hus hen.

„Heff ik dat nich gaud henkrägen, Jop?“ fröög Jan, as wi ut Hempelbarg herut wassen.

„Jao, heller gaud“, gnuurde ik.

„Nu wäs doch nich so grannig! Datt Gertrud äinen Brögam har, kunn ik doch uk

nich wäten! — Änners was't noch bäter ut-kaomen! Du müggst se doch woll lien, as mi scheen?"

„So fraogt man Lue ut, Jan! — Aower, 't is all gaud. Man vertell mi bloß noch, wo du so gau kuräiert worden büst.“

„Och, dat was nich so schlimm: Mi fähldo doch nix! Ik heff bloß so daohn! Ik heff simuleert!“

„Un dorför was de näie Therapie jüst de rechte!“

„As ik up dat Sofa leeg un all de bedröiwten Gesichter seeg, do har dat nich väl schäält un ik har luuthals lacht! Man ik dachde: Nu moßt du dat Spill uk tau Enn' spälen!“

„Wannehr vertellst du Riekao, wo du se beschwinnelt hest?“

„Wenn se miene würkelke Bruut is! — Un ik glöow nich, datt se mi bös werd! Se fröög, off ik Sönnitag weerkaomen wull —. Wo is't, Jop, kummst du mit up mienen Twäihunnertfüfftiger?“

„Ne, ne, Jan, dor kriggst du mi so drocke nich weer hen! Du schaft woll de kaomen

Wäken und Maonde alläin nao Hempelbarg föhren mäöten! Ik will mi doch nich mit Gertruds Brögam in de Wulle kriegen!“

„Schullen wi denn nich Schwaogers werden käönen, Jop?“

„So gern as ik di un mi dat gönnt har, Jan — — dat sütt upstunns dor nich mehr nao ut!“

+

Dor was de Geschichte äigens mit tau Enn'. Man'n paor Wöer hört dor vällicht woll noch tau:

Ik glöow, ik werd doch mit Jan verwandt.

Wo dat möögelk is?

Ne, ik will Gertruds Fräier nich dat Wicht utspannen, un dor is uk kiene drüdde moie Süster. Aower ik kann de leßde Tied aohnewäten gaud mit Jans Süster Anni, de us doont dat Botter mit up den Weg gäwen wull. Se is äin läiw Wicht un — fraogt alle Lue, de se kennt! — se dröff sik uk däägt säihn laoten!

Heinz von der Wall

Den Nachtwächter siene Kappen

*Jan wörd Wächter in dei Nacht,
Utstafteirt mit grote Macht,
Dat et still wörd up dei Straoten,
Dat dei Wirtschaft pünktlick slaoten,*

*Heile Hüser, heile Ruten,
Ordnung binnen, Ordnung buten.
Doch dorbi hef üm verdraoten,
Dat hei stappde up dei Straoten*

*Dör dei Nacht mit griesen Hout,
Jüst, as Zivilisten dout.
Eine Kappen, maakt ut Samt,
Wör dat Feinste för sien Amt.*

*Na, hei köffde sick dei Kappen,
Un dei Stadt schull dei berappen.
Börgermester sä dorgägen:
„Is di't in dei Pletten stägen?“*

*Sonen Upwand, sone Pracht!
Un well süt dat in dei Nacht?
Wull ick dorför Geld verquittken,
Steek dei Stadt mi in dat Kittken.“ —*

*Ein Jaohr löter köm dei Jan
Bi den Börgermester an
Mit dei Räknung van dei Kosten,
Dei hei har up sienen Posten.*

*Börgermester nöhm dat Blatt
Un stodeirde düt un dat,
Dachde nao in sienen Sinn,
Un upmaol füllt üm wat in:*

*„Staiht dei Kappen uck dorbi?“
„Jao“, sä Jan, „dat segg ick di,
Staiht upt Blatt, dat vör di ligg.
Aoher f i n d e n kanns du't nich.“ —*

Hubert Burwinkel

Patrozinien der Kirchen des Oldenburger Münsterlandes

St. Vitus und St. Gorgonius

Am Anfang der Geschichte eines jeden Gotteshauses steht der Name des Heiligen, unter dessen besonderen Schutz es von seinen Gründern gestellt wurde. Nicht dem Zufall war es überlassen, wen aus der Schar der Märtyrer und Bekenner man für die einzelne Kirche als ihren Patron erwählte; vielfach haben wir in diesen Patrozinien ein wichtiges Hilfsmittel an der Hand, die Geschichte unserer Kirchen in ihre frühe Zeit zurückzuverfolgen, häufig gar die Möglichkeit, auf Gegebenheiten aufmerksam zu werden, die bei ihrer Gründung bestimmend waren¹⁾.

Es ist schon des öfteren herausgestellt worden, daß es vor allem drei Kultströme waren, die für die Kirchen- und Altarpatrozinien der westfälischen Bistümer Bedeutung erlangten²⁾. Zunächst — durch die von den Franken getragene Missionierung — wurde der Kult von Heiligen übernommen, die in westfränkischen Diözesen lebten und dort besonders verehrt wurden (z. B. Martinus und Dionysius). Fränkische Kirchen und Klöster sind vielfach auch Vermittler des Kultes römischer Märtyrer und Bekenner gewesen. Zunehmende Bedeutung erlangte dieser römische Heiligenkreis, als die Verbindung der fränkischen Kirche mit dem Papsttum enger wurde; unter den Translationen römischer Märtyrer in die Diözesen des fränkischen Reiches, die im 8. und 9. Jahrhundert zahlreich bezeugt sind, ist hier besonders hervorzuheben die Übertragung der Gebeine des hl. Alexander von Rom nach Wildeshausen im Jahre 851³⁾. Schließlich wurden diese beiden Kultströme seit dem Hochmittelalter überlagert durch einen dritten, der dem Abendland im Zeitalter der Kreuzzüge die im Orient verehrten Heiligen (z. B. Nikolaus, Barbara, Katharina) brachte. Freilich ist, wenn wir diese Kultströme in ihrer zeitlichen Abfolge gegeneinander abgrenzen, anzumerken, daß die Geschichte der Verehrung vieler Heiliger — und in den Bereich dieser Kultgeschichte gehört ihre Wahl zu Patronen von Kirchen und Altären — häufig sehr komplex ist, es muß das, was für die westfälischen Bistümer in ihrer Gesamtheit betrachtet gültig ist, im Einzelfalle nicht Regel sein.

Zumeist sind die Patrozinien der Kirchen des Oldenburger Münsterlandes, denen wir

uns im folgenden zuwenden wollen, erst verhältnismäßig spät überliefert. Es bestand hier nicht, wie an größeren Orten mit mehreren Gotteshäusern, die Notwendigkeit, die Kirchen durch die Namen ihrer Patrone zu unterscheiden, für ländliche Pfarreien genügte in frühen urkundlichen Erwähnungen meist die Angabe *ecclesia in . . .* (Kirche in . . .)⁴⁾.

Da jedoch die Patrozinien nur selten, und wenn, dann durch das Einwirken von Gegebenheiten, die sich nicht der Nachprüfung entziehen, gewechselt haben, dürfen wir annehmen, daß wir in den Patronen unserer Kirchen und Altäre vielfach die gleichen Heiligen verehren, denen jene bei ihrer Gründung geweiht wurden.

Unter den Patrozinien der Kirchen des Oldenburger Münsterlandes gehören das des St. Vitus (Patron der Kirchen von Visbek, Lönigen, Altenoythe und Vestrup) und des St. Gorgonius (Patron des Gotteshauses von Goldenstedt) in den Kreis römischer Heiliger — beide Blutzugeen erlitten den Märtyrertod unter Kaiser Diokletian — deren Kult durch das Frankenreich vermittelt worden ist. Freilich ist ihre Verehrung nicht auf dem Wege direkter Verbindung mit den Kirchen und Klöstern des Westens und des Südens übernommen worden, beide Heilige hatten bereits ein Kultzentrum im sächsischen Missionsraum erhalten, bevor sie Schutzherren der Kirchen unseres Gebietes wurden.

Die Gebeine des hl. Vitus sind im Jahre 836 von St. Denis bei Paris nach Corvey übertragen worden; dort hat der Heilige bald die Bedeutung des ursprünglichen Patrons, St. Stephanus, verdunkelt⁵⁾. Sein Kult verbreitete sich, getragen von dem wachsenden Ruhm des Weserklosters, in die Nachbardiözesen und darüber hinaus. Für unser Gebiet beginnt dieser Vituskult wichtig zu werden, als Ludwig der Deutsche im Jahre 855 die Missionszelle Visbek „mit den dazugehörenden Kirchen und Zehnten“ dem Kloster Corvey übereignete⁶⁾. Zu den damals bereits vorhandenen Mutter- und Umpfarreien, die an Corvey überwiesen wurden, werden neben Visbek Lönigen, Barnstorf, Krapendorf, Emstek, Altenoythe, Großenkneten, Westerstede und schließlich auch Lohne — für das von anderer Seite eine



Missionierung von Osnabrück her angenommen wurde — gezählt ⁷⁾). Unter dem Einfluß von Corvey erhalten Visbek, Lönigen, Altenoythe und auch Barnstorf den hl. Vitus als Patron ⁸⁾), der damit zugleich auch die Besitzverhältnisse bezeichnet; das heißt, das Patrozinium soll wohl darauf hinweisen, daß die genannten Kirchen dem heiligen Schutzherrn des Weserklosters unterstehen. Bemerkenswert scheint, daß gerade die Missionszentren, Visbek und Lönigen, letzteres ist Mutterkirche des Hasegaues ⁹⁾), das Vituspatrozinium übernahmen, während die jüngeren Gründungen mit Ausnahme von Altenoythe und Barnstorf den Kirchenpatron behielten.

Wir wissen nicht, welche Heiligen St. Vitus in Visbek, Lönigen, Altenoythe und Barnstorf als Kirchenpatrone verdrängt hat, wie dies der Fall ist in Meppen, das schon 836 an Corvey kam. Hier finden wir die hl. Margareta als Nebenpatronin zu St. Vitus und dürfen annehmen, daß wir in der heiligen Jungfrau die ursprüngliche Schutzherrin der Kirche vor uns haben ¹⁰⁾). Wenn versucht werden sollte, zu ermitteln, wer vor St. Vitus in Visbek Kirchenpatron war, so verdient vielleicht das Andreas-Patrozinium der Kirche in Krapendorf ¹¹⁾ besondere Aufmerksamkeit; denn häufig setzt ein Gotteshaus, das dem Apostel Andreas geweiht ist, eine Peterskirche in der Nachbarschaft voraus ¹²⁾). St. Peter war auch Patron der im Norden des Visbeker Missionsbezirkes gelegenen, 890 von den Normannen zerstörten Kirche in Westerstede. Freilich bleibt es ein gewagtes Unterfangen, wenn wir hieraus und aus der Tatsache, daß auch die Gotteshäuser der Missionszentren Osnabrück, Minden und Bremen den Apostelfürsten als Patron verehrten, schließen, daß die Missionskirche in Visbek ursprünglich gleichfalls St. Peter geweiht war.

Wesentlich jünger als in Visbek, Lönigen und Altenoythe ist das Vituspatrozinium der Kirche in Vestrup. Vestrup ist Tochterpfarre von Bakum und begegnet zuerst im Jahre 1208 als selbständig ¹³⁾); man wird das Patrozinium einer jüngeren Periode des Vituskultes zurechnen müssen, der auch die Veitskapelle in Osnabrück (1177 gegründet) ¹⁴⁾ angehört.

Wie der Kult des hl. Vitus ist auch der des Märtyrers Gorgonius, des Patrons von Goldenstedt, aus dem Gebiet jenseits des Rheins in den sächsischen Missionsraum übernommen worden. Im Hinblick auf die Geschichte der Verehrung dieses Heiligen

liegt vieles im Dunkeln, deshalb ist es wohl erlaubt, etwas weiter auszuholen. Schon in der Überlieferung um die Gestalt des Gorgonius, dessen Fest die Kirche am 9. September feiert, scheinen zwei Heilige desselben Namens identifiziert worden zu sein und zwar der ursprünglich in den Katakomben ad duas lauros bei Rom bestattete Märtyrer des Namens und jener Gorgonius, der als kaiserlicher Kämmerer in Nikomedien zusammen mit Dorotheus den Märtyrertod erlitt ¹⁵⁾). Die Gebeine des römischen Blutzeugen Gorgonius wurden im 8. Jahrhundert von Bischof Chrodegang nach Metz übertragen und dort in dem berühmten Kloster Gorze beigesetzt ¹⁶⁾). Sicher ist das elsässische Kloster Ausgangspunkt des Gorgoniuskultes im Frankenreich. Im Jahre 952 erscheint der Heilige zusammen mit Alexander und Laurentius als Patron der damals neu geweihten Domkirche in Minden. Wir wissen nicht, wann Reliquien des Heiligen nach Minden übertragen worden sind; eine frühe Nachricht kann so ausgelegt werden, als sei diese Übertragung schon bald nach der Missionierung der Sachsen vorgenommen worden ¹⁷⁾); andererseits spricht vieles dafür, daß der Reliquienbesitz Mindens zurückzuführen ist auf die enge Beziehung, in der zwei seiner Bischöfe zu Anfang des 10. Jahrhunderts zum Kloster Lorsch, das gleichfalls von Chrodegang gegründet wurde, standen ¹⁸⁾). Nach 952 scheint man in Gorze die Gorgoniusreliquien untersucht zu haben, um Gerüchten zu begegnen, daß der Heilige ganz nach Minden überführt worden sei ¹⁹⁾). In der Bischofsstadt an der Weser hat sich Gorgonius während des Mittelalters hoher Verehrung erfreut, dafür spricht nicht nur der Rang seines Festes in den Kalendarien ²⁰⁾), sondern auch, daß Bischof Milo dem Kloster Gorze eine Lebensbeschreibung seines Schutzpatrons, die dort offenbar nicht vorhanden war, hat besorgen können; man war also an dem Erdenwandel des Heiligen und seinen Wundern interessiert. Noch im Spätmittelalter hat man in Minden für die Gorgoniusreliquien eine silberne, teilweise auch vergoldete Reliquienfigur arbeiten lassen, die den Heiligen als Ritter zeigt ²¹⁾). Wie nun von Minden aus Goldenstedt das Gorgoniuspatrozinium erhalten hat, entzieht sich unserer Kenntnis. J. Prinz nimmt in seiner Geschichte des Territoriums Osnabrück an, daß der Gründer der Kirche, die im 9. oder 10. Jahrhundert eingerichtet worden sein dürfte, in Beziehung zu Minden stand ²²⁾). Dies wäre als durchaus möglich

anzusehen, zumal wenn man bedenkt, daß das Weserbistum sich schon in früher Zeit bis in das Gebiet der Hunte erstreckt hat und den Raum um Barnstorf von dem Missionszentrum Visbek nahezu abgeschnitten hatte. Aber auch in Osnabrück stand die Verehrung des hl. Gorgonius in hohem Ansehen. Bischof Drogo von Osnabrück hat 952 an der Einweihung des Domes von Minden teilgenommen²³). In dieser Zeit mag das Gorgoniusfest, das man im Spätmittelalter noch mit einer Prozession beging, in Osnabrück seinen hohen liturgischen Rang

erhalten haben²⁴). Da nun, wie W. Stüwer gezeigt hat²⁵), die liturgische Verehrung der Heiligen häufig bestimmend gewesen ist für die Ausbreitung ihres Kultes, kann das Gorgoniuspatrozinium auch auf dem Umwege über die Diözesanmetropole Osnabrück von Goldenstedt übernommen worden sein. Über die Zeugnisse des Gorgoniuspatroziniums in Goldenstedt berichtet ausführlich K. Willoh²⁶); ergänzend ist darauf hinzuweisen, daß der alte Altar der Kirche, der den hl. Gorgonius zeigt, heute in der Kirche zu Nikolausdorf aufgestellt ist.

Anmerkungen:

- 1) Für die Kirchengeschichte der westfälischen Bistümer sind die Patrozinien zuerst ausgewertet worden von H. Kampschulte (Die Westfälischen Kirchenpatrozinien besonders auch in ihren Beziehungen zur Geschichte der Einführung und Befestigung des Christentums in Westfalen, 1867) und A. Tibus (Gründungsgeschichte der Stifter, Pfarrkirchen, Klöster und Kapellen im Bereich des alten Bistums Münster, 1867—1885). Zu vergleichen ist auch der Beitrag von W. Stüwer, Die Patrozinien im Kölner Großarchidiakonat Xanten (1938).
- 2) Vgl. zum folgenden etwa W. Stüwer in der Zeitschrift Westfalen, Jg. 1935, S. 62.
- 3) A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands II^a (1954) S. 776.
- 4) J. Dorn, Beiträge zur Patrozinienforschung (Archiv für Kulturgeschichte XIII, 1917) S. 43.
- 5) Zur Kultgeschichte des hl. Vitus: H. Königs S.V.D., Der hl. Vitus und seine Verehrung, Münsterische Beiträge zur Geschichtsforschung, herausgegeben von A. Eitel, III. Folge, Heft 28—29, 1939.
- 6) Osnabrücker Urkundenbuch, I 37.
- 7) J. Prinz, Das Territorium des Bistums Osnabrück (1934), G. Rühning, Oldenburgische Geschichte (1937) S. 27, dort ist der Kreis der damals bereits vorhandenen Pfarren noch um Langförden und Goldenstedt erweitert, Lohne, Barnstorf und Westerstede sind aus dem Missionsbezirk Visbek ausgeschieden. — A. K. Hömberg (Studien zur Entstehung der mittelalterlichen Kirchenorganisation in Westfalen, Westfälische Forschungen Bd. VI, 1953, S. 77) setzt die Gründung der Pfarreien in Bakum, Emstek, Altenoythe, Großenkneten und Westerstede in die Zeit des 9. und 10. Jahrhunderts, so daß — nach Ansicht Hömbergs — die genannten Kirchen bei der Übergabe Visbeks an Corvey nicht oder nicht alle vorhanden waren. — Für eine Missionierung Lohnes von Osnabrück: Th. Prüllage, Der Gau Dersi (1912) S. 7.
- 8) Vitus wurde auch Nebenpatron der ursprünglich selbständigen, später Visbek angegliederten Mutterkirche des Venkigaues, Freren (vgl. H. Königs, op cit. S. 468).
- 9) Schon vor dem Jahre 855 hat das Kloster Corvey im Hasegau Besitz erworben, Osn. UB. I, 8 und I, 9 (aus der Zeit von 836—855), des weiteren Osn. UB. I, 19 (836—855). Interessant ist, daß in der zuletzt genannten Urkunde noch St. Stephan, der ursprüngliche Patron von Corvey, Empfänger der Schenkung ist.
- 10) Vgl. J. Prinz S. 45, H. Abels, Zur ältesten Kirchengeschichte des Emslandes S. 10. Wichtig ist in diesem Zusammenhange der Hinweis, daß die hl. Margareta auch Patronin der Kirche von Haselünne, die von Meppen aus gegründet wurde, ist.
- 11) St. Andreas wird als Patron der Kirche in Krapendorf 1440 zuerst genannt (Oldb. Urkundenbuch V. 691).
- 12) Vgl. dazu die zahlreichen Patrozinienarbeiten.
- 13) Osn. UB II, 32.
- 14) Vgl. J. Prinz, S. 86.
- 15) J. P. Kirsch in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 4, Sp. 580; W. Holtzelt, Translationen von Märtyrereleibern aus Rom, Archiv für elsässische Kirchengeschichte, Jg. 1938, S. 29. Schon im 9. Jahrhundert war man der Meinung, der nikomedische Gorgonius sei nach Rom übertragen worden.
- 16) Ausführlich ist die Translation behandelt in dem Aufsatz von W. Holtzelt.
- 17) H. Finke, Zur Verehrung des hl. Gorgonius in Minden, Zeitschrift für vaterl. Geschichte und Altertumskunde, 47. Jg., Münster 1889, S. 209 ff.
- 18) M. Krieg in: Die Mindener Bischöfe in der Zeit des Dombaues vom 9. bis 14. Jahrhundert, in: Festschrift zur Neuweihe des Domes zu Minden (1957) S. 35.
- 19) Vgl. die Miracula s. Gorgonii in: Monumenta Germaniae historica, Scriptores, Bd. 4, S. 238 ff, c. 13.
- 20) Vgl. H. Finke (Anmerkung 17).
- 21) A. Ludorff, Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Minden (1902), S. 77.
- 22) J. Prinz, S. 188.
- 23) Osn. UB I, 94.
- 24) Vgl. das bei Grotefendt, Zeitrechnung des Deutschen Mittelalters, Bd. 2 (1892) abgedruckte Brevarium j. m. ecl. Osn. (1916); die Gorgoniusprozession ist erwähnt bei W. Berning, Das Bistum Osnabrück vor Einführung der Reformation (1940), S. 134.
- 25) Vgl. W. Stüwer, Xanten (1938), S. 6 f.
- 26) K. Willoh,))RDGOV HVK
zogtum Oldenburg I. Bd., S. 302 und öfters.

Bernward Deneke



JAGDAPPELS

Et is all ruum säbentig Jaohre her, do was dei olle Friederk sturwen. Hei har seläwelang as Junggeselle huset un ruset. Achtern Huse har hei en Appelgaoren mit uterläsene Zorten. Besünders dei Jagdappels stöken us Jungs nitzke in dei Ogen. Un Friederk har inne Harwsttid sine leiwe Last dormit uptaupassen, dat wi nich en Knüppel in den Boom schmeeten un dann kittig dör den Tuun kröpen tau stibitzen. Dann kööm hei faoken ut dei Achterdörn setten un schult mit sine graowe Stimme äöwer den Hägen achter us her. In sine lesten Daoge har hei blos mehr van Appels läwet. As hei nu dot wör, kunn man sein, dat hei ganz tauhope schrumpet wör un man kunn et bolle nich glöwen, dat dei Mann sone graowe un luthalsige Stimme hat har. Sei harren üm noch up sin Beddstroh liggen un mit en Beddlaoken äöwerganz taudecket. Tau koppend van dei Beddstähe stund dei Kumaude. Dorup leegen noch Stück off tain Jagdappels, wecke dei Kaomer mit enen Röök van Päpermint un Rausen fülleden. Dorvör stund en Kruzifix, flankeierd van zwei Wasskersen, wecke up dei wittkede Wand kägenäöwer gespensterige Schatten van drei Mannslüe schmeeten, dei dor up Rüskenstäule seeten, üm dei Dodenwacht tau holen. Naoberslüe. Sei seeten in Hemd un Büxen un harren dei Mauen hochkrempelt, wiel dat sone schwulige Nacht was. Dei ene wör en Schauster, en lütken vullwamsigen Mann. Hei har sine blaue Schörten noch vör. Van dat niepe Kieken bi Petroleumlicht achter dei glaosen Kugel vull Waoter, wecke dei Schausters dotaumaolen brukeden, üm en Kringel lechtet Lucht up ehr Ledder tau kriegen, was hei bannig kortsichtig wurden. Hei drög sin Brill immer up dei Näsenspitze, wat üm enen gelehrten Anstrich gew. Dei tweede was dei Putzer, en langschaoten Kerl. Hei har sück dichte an den Schauster schulked un see vör luter Gruseligkeit nix. Wenn hei anderntids spröök, klung dat, as wenn dor ene Nachtschwaolke (Zägenmelker) üm dei Uhlenflucht meckerde. So schäpperig un zitterig. Wörkeldaogs har hei man minne Kunden, doch dat wassen bätere Lüe, dei för dat Putzen en Grosken betaolden. Aber Saoterdaogs gung hei van Hus tau Hus, üm dei minneren Lüe dei Stoppeln van't Muul tau schrappen. Dann neem hei bloot en Halwen Grosken. Bi't Putzen schnackede hei ale wisse weg, as ale Putzers. Wenn hei dann

mit sine Tasken unnern Arm un den lütken Blickpott in dei Hand ut en Hus herut kööm, gööt hei den bruketen Seipenschum tüsken dei Hüser. Hei was noch en Strämbanger un gespensterglöwiger as dei Schauster. Dei drüdde was en kittigen un kribbeligen Mann, en Schelm, dei nao kinen Düwel wat naofrög. Hei wör en Timmermann. Winterdaogs was hei flietig in dei Saogekuhlen. Dat hett, sin Kumpel was inne Kuhlen, un hei stund baowen up den dicken Eikboom, wecken sei mit Duunkraft un Flaskentog up dat hoge hölten Saogestell hiewet haren. Hei müß dann tüüren, dat dat grote Daolisen, wecket dei Mann inne Kuhlen truck, genau den beliekteikeden Strich lang güng. Sömmerdaogs würd dat tauschneen Holt richtet. Un bi't Richtfest lusterden ale up dei Schnurren un Kneeepe, wecke Jan, so heet hei, taun besten gew. Hier in dei schwulen Kaomer see hei tau dei annern beiden: „Harren wi man en Lütken!“ Dei Schauster wende in: „Jan, dat is nich schicklik“, un wenn hei Dörst har, dann schull hei dei Jagdappels up dei Kumaude man upäten. Dat dee Jan dann uk. As hei sei ale up har, füng hei an, den Schauster un den Putzer Späuk- un Gespenstergeschichten tau vertellen, wecke hei dör Gesichterschnien un Warcken mit dei Hände noch beläwede. Dei Schatten up dei wittkede Wand unnerstreeken dei Gruseligkeit uk noch nietske. Nao en poor Vertelses meckerde dei Putzer tau den Schauster: „Mi is so benaued up dei Bost!“ Dei Schauster see: „Mi uk!“ Do gniffelde Jan un see: Dann gohet doch wat an dei Lucht! Gohet in Friederk sinen Gaoren un bringet mi en Halwstiege Jagdappels mit! Ick bliewe hier“. Dei beiden gungen ut dei Achterdöören. Un as sei sük wat verschnaowen harren, kladderde dei Putzer in den Jagdappelboom un schüddelde enen Tacken, dat dat man so kläöterde. Dei Schauster söchte sine Schörten vull van dei zappigen Appels. Sei eeten buten noch en poor Appels un gungen dann wedder in. In dei Kaomer was tüskenin Jan tau den doden Friederk unner dat Beddlaoken kraopen und lurde, dat dei beiden trügge keemen. Sei köömen in. Doch, o Schreck! Jan was verschwunden! Wat schööt ehr dat in dei Knaoken! Sei keeken enanner ganz verfiert an, menden aower doch, Jan schull wol bolle trügge kaomen. Denn Jan wör bi ale sine Liederlichkeit doch kien leipen Kerel. As sei dann sonen taoghaften



Blick up dat Beddelaoken schmeeten, do gun-
gen ehr dei Hoore pielhoch: Unner dat Lao-
ken kööm en naokeden Arm hervor un Frie-
derk sine graowe Stimme: „Mi uck en Ap-
pell!“ Dei Schauster leet vör Schreck dei
Schörten fallen un in Flükensprunge stöwe-

den dei beiden ut dei Kaomer. Dei Jagdap-
pels kullerden achter ehr her. Do krööp Jan
dorunner weg un söchte dei mojen rotstripe-
ten Jagdappels up.

Caspar Friedrich Landgraf

Zu den Cloppenburg Kirchen- und Schulverordnungen Christoph Bernhards vom 31. August 1674

Im Jahre 1650 wurde Christoph Bernhard von Galen erwählter Bischof von Münster und damit weltlicher Herr des Niederstifts.

Es war eine schwere, drangvolle Zeit. 30 lange Kriegsjahre hatten Not und Elend und religiös-sittliche Verwilderung über Deutsch-
land gebracht. Auch das Fürstbistum Mün-
ster blutete aus vielen Wunden. Christoph
Bernhards klarer Blick, sein hervorragendes
organisatorisches Talent, verbunden mit dem
energischen Willen zum Helfen, wurden
zum Segen für Land und Leute.

In kirchlicher und damit auch in schulischer
Hinsicht unterstand derzeit das Niederstift
dem Bischof von Osnabrück. 1661 starb
Fürstbischof Franz Wilhelm von Osnabrück,
mit dem Christoph Bernhard in enger
Freundschaft verbunden war. Nach dessen
Tode erhielt Osnabrück den lutherischen
Herzog Ernst August zu Braunschweig als
neuen Landesherrn. Christoph Bernhard er-
neuerte nunmehr die schon früher aufge-
nommenen Bemühungen auf Übernahme der
geistlichen Jurisdiktion. Nach langen Ver-
handlungen mit dem Osnabrücker Domkapi-
tel, dem Kölner Erzbischof als Metropolitan
und dem Papste in Rom konnte die erstrebte
Übertragung am 19. 9. 1668 erfolgen; Mün-
ster zahlte als Abfindungssumme 10 000
Reichstaler an Osnabrück. Nunmehr waren
beide Gewalten, die weltliche und kirchliche,
in einer Hand vereint, und Christoph Bern-
hard konnte sein Augenmerk auch auf die
Beordnung der religiös-kirchlichen und schu-
lischen Belange richten.

Christoph Bernhard, der auch vor der
Übertragung mehrfach im Niederstift gewelt
hatte, waren die dortigen Verhältnisse nicht
unbekannt. Um das Reformwerk jedoch gün-
stiger anlaufen zu lassen, unterstellte er das
Niederstift unter Aufhebung der bisherigen
Archidiakonatseinteilung direkt dem mün-
sterischen Generalvikariat.

Zur näheren eigenen Information weilte
er im Sommer 1669 u. a. in Cloppenburg,

wo er am 10. 8. die Stadtkapelle im Rathaus-
bau und den von ihm geschenkten Altar
weihte und danach die durch den Drost
Grothaus neuerrichtete Gnadenkapelle zu
Bethen nebst Altar darin konsekrierte.

Um einen genauen Überblick über die kirch-
lichen und schulischen Verhältnisse und Be-
lange zu gewinnen, beauftragte er seinen Ge-
neralvikar Johannes von Alpen, von den
Pfarrern des Niederstifts auf Grund der von
ihm selbst entworfenen 31 Fragepunkte einen
Lagebericht anzufordern. Die Fragen betra-
fen: Patron der Kirche, Kirchweihfest, Altäre,
Tabernakel, heilige Gefäße, ewiges Licht,
Taufstein, Reliquien, Heiligenbilder und
Statuen, Kirchengebäude Sakristei, Archiv,
Kirchhof, Armenhäuser, Kapellen mit ihren
Patronen und Kirchweihen, Pfarrer, Hilfs-
geistliche, Gottesdienst, Prozessionen, Bru-
derschaften, Spendung der hl. Firmung, der
Wegzehrung und der hl. Ölung, Kirchen-
bücher, Parochianenverzeichnisse, Kirchen-
vorstand, Kircheninventar und Einkünfte der
Pfarren und der einzelnen Stiftungen.

Die Antworten liefen ein und boten kein
erfreuliches Bild. 1671 weihte Christoph
Bernhard in den Sommermonaten Juli und
August wieder selbst im Niederstift zur
Spendung der hl. Firmung. Die Zahl der
Firmlinge ging in die Tausende, war doch
in verschiedenen Pfarren seit 10 bis 20 Jah-
ren das Sakrament nicht mehr gespendet.

Um die Beaufsichtigung durch die jähr-
lich vorgesehenen Visitationen besser durch-
führen zu können, ernannte der Bischof am
4. 7. 1673 den Crapendorfer Pastor Wilhelm
Gottfried Steding zu seinem geistlichen
Commissarius und stattete ihn mit entspre-
chenden Vollmachten aus; der bischöfliche
weltliche Commissar Volbier, mit der Rege-
lung mancher Verwaltungs- und Geldange-
legenheiten beauftragt, unterstand ihm und
hatte sich seinen Anordnungen zu fügen.

Am 31. 8. 1674 erließ Christoph Bernhard
von Cloppenburg, wo er sich derzeit auf-

hielt, zwei wichtige Verordnungen zur anlaufenden Beordnung der kirchlich-schulischen Verhältnisse in den Dekanaten Vechta und Cloppenburg. In der heimatlichen Literatur, vor allem in Willohs Pfarrgeschichte, sind erhebliche Teile daraus gebracht. Die nachfolgende zusammenhängende Wiedergabe beider Verordnungen stützt sich auf Copien, welche der Notar Johann Hermann Joseph Beckering als richtige Abschrift beglaubigt hat.

1. Für das Dekanat Vechta

Ihrer Hochfürstl. Gnaden zu Münster undt Corvey undt unserm gnädigsten Herrn ist bey der jetzigen Gegenwardt von deren in Ihrem Ambt belegenen Kirchen und Kirspeln undt deren Zustand gehorsamst referirt worden undt haben dieselbe darauf folgende gnädigste Verordnung ergehen lassen:

Erstlich weilen in der Stadt undt Vestung Vechta die Pastorat durch Absterben Sahlig Hochw. Joannis Stockmann, letztgewesenen Pastoris, ohnlängst vaka(n)t worden, so haben die dieses Vacirenoes beneficium Hochw. Joanni Knoop, jetzigen pastores zu Vörden, osnabrugischen Stiffts, cum titulo decani hinwiderumb gnädigst conferirt. Diesem beneficio bei der Vakantz auferlegt undt ewig annectirt, daß der Successor undt ein zeitlicher Pastor immerhin einen von hochgn. Herrn Ihrer hochfürstl. Gnaden oder Dom-Vicario approbirten undt angeordneten Capellan halten undt aus seinen Mitteln unterhalten solle.

Die Kirche solle geweißet werden, undt damit es derselben an genügenden Paramenten nicht ermangeln möge, haben mehr hochgn. Herr Ihrer hochf. Gnaden gnädigst verordnet undt deren Beamten anbefohlen, daß ad Honorem B. Mariae Virginis et S. Georgii sicher Pluviale undt zwei Dalmatica, auch ein Antipendium undt zwei Casulae mit dem Zubehör von weiß undt roht geblümet seiden, wie insgleichen zwei Kirchenfahnen insampt für 300 Rtr. beygeschaffet und der Kirche verehret, jedoch auch woll verwahret werden sollen.

Die Schuele daselbsten soll reparirt werden; der Schuelmeister aber vermög muß höchstgn. Ihrer hochf. Gnaden gnädigster Schuelordnung tertia Classis seyn undt jährlich pro Salario viertzig Reichsthaler untheilbar genießen, die Armen aber ohnentgeltlich unterrichten.

Undt obzwaren höchstgn. Ihrer hochf. Gnaden gnädigst zugeben können, daß die

Patres de observantia daselbst die Lateinische Schuele halten; So solle doch darzu keiner admittirt oder zugelassen werden, welcher nicht vorhin vermög angeregter Ordnung in dem Teutschen genügsam instruiert undt bey dem Magistro absolvirt hatten.

Weilen auch höchstgn. Ihrer hochf. Gnaden gnädigst anbefohlen, zu besseren Unterweisung der Mägdelein absonderlich Schuelmeisterinnen anzuordnen, alß solle zwey dahin Berufte, zu der Wohnung undt Schuele sicherer Behausung aus dem fürstl. Rentamt daselbst erbauet, denselben neben Holtz und Torf (:welcheß dasige Ihrer Beamten ihnen verschaffen solle :) jährlich fünfundzwanzig Reichsthaler zugekehret undt solches auß den gemeinen undt Confraternität-Mitteln hergenommen undt ihr untheilbar entrichtet werden.

So solle auch der angeordnete geistliche Commissarius Volbier mit Zuziehung der hochf. Beamten über besagte Confraternität weitere undt Beschaffenheit sich fleißig erkundigen, von dieser auch der Kirchen- undt Armengütern jährliche Intraden undt Aufkünfte aufrichtig umbständliche Registra machen, solche da meistbietend verpfachtet.

Undt aushun, auch die Rechnung abhören undt zu deren gebührenden Abstattung die Provisoren anhalten undt dieshalb nur von dem vorigen Jahre, nachgehendtß aber alle Jahr auf sicher bestimpte Zeit berichten lassen. Weilen aber oft höchstgn. Ihrer hochf. Gnaden unter anderm auch gnädigst verordnet, daß vorernannter Vechtischer Pastor zugleich dasigen Kollegiatkirche Dechant undt über deren Ambt Vechta geistlicher Commissarius undt der Geistlichen Leben, Handel und Wandel undt daß die hochf. Synodal-Statuten undt andere Verordnung vermöge Specialinstruktion woll undt vollkommentlich exequirt werden, fleißig achtgeben solle, alß haben sie denselben hiermit solcheß übermacht undt benebenst auch ernstlich aufgeben undt anbefohlen, daß bemerkte Capituli Güter, gehende Renten undt andere Intraden, so alß welche von hochf. Ihre hochf. Gnaden allein conferirt worden umbständlich specificire, darin auch dem hochf. Commissario Volbier assestiren undt sothaner specification undt eigentlich darin Bewandnisse mehr hochf. Ihrer hochf. Gnaden oder deren Vicario fürdersamst einschicke, sonst auch, waß Ihrer hochf. Gnaden auß solcher Intraden zu Bericht gnädigst bereits angeordnet oder anoch anordnen würde, damit solches aller-



seits wirklich Commissario Volbier bewirken solle.

Zum anderen zur Dinklage solle erstenß neben dem Pastoren und dem Vicarium der Capellen bey den Häusern annoch ein Capellan sein undt demselben vermög der Generalordnung bey dem Pastoren sich aufhalten.

Undt weilen die Schuelen anitzo von neuem erbaut wird, solle daselbsten ein Schuelmeister vermög der Ordnung tertiae classis angesetzt undt demselben auß deß Kirchspiels Mitteln dreitzigh Rthr. jährlich zugekehrt werden.

Weilen auch zu absonderlicher Unterweisung der Mägdelein zwey Schuelmeisterinnen alsofort darhin berufen werden sollen, alß solle zu deren Wohnung der Vicarien Behausung bis auf anderwertige Verordnung gebraucht undt das Salarium ad 25 Rthr. jährlich auß denen von den von Ledebur behuef der Armen und Schuelen vermachten Legatis entrichtet werden. Solange aber dieses abgehen oder ermangeln möchte, auß dem Fürstl. Rentamt daselbsten hergenohmen werden. Mit den Kirchen- undt Armen-gütern, deren Aufsicht undt administration, auch jährliche Rechnung soll, wie weiter generaliter verordnet, gehalten werden.

Drittens. Zu Vißbekke solle die Kirche reparirt undt geweißet werden, auch das lateral Altar mit gebührender Zierath versehen undt sonsten gehörige Paramenta in der Kirche verschaffet, eine Schuel erbauet, ein Schuelmeister 2. Classis angeordnet undt von dem Pastoren immerhin ein Capellan unterhalten werden. Undt damit die Catholischen aus Wildeshausen desto füglicher mit dem Gottesdienst verholffen werden möge, soll in der Bauerschaft Rechterfeld sicher Hauß zu der Erde undt dabei eine geringe Schuele aufgegebenmaßen erbaut undt dazu nötige Mittel auß dem fürstl. Rentamt hergenohmen, auch durch einen von den Vechtischen Canonici (: wozu nunmehr der Canonicus Averhage ausgesehn :) der Gottesdienst undt Seelsorge gebürendt versehen undt beobachtet undt demselben auß deß Capituls Intraden jährlich hundertfünfundtzwanzig Rthr. zugekehrt werden. Dieser soll bey dem Pastoren zu Vißbeck sich aufhalten undt pro labore in administratione Sacramentorum aliisque juribus stolae niemahlen etwas fürdern, sondern alleß gratis verrichten.

Der Schuelmeister aber, so sich zu Rechterfeld bei besagtem Hauße würde aufhalten undt zugleich des Cüsterß Platz verwalten,

solle jährlich zwanzig Rthr. aus selbigen Mitteln genießen.

Viertens weilen zu Goldenstedte die Kirche vor vielen Jahren gäntzlich destruiert, auch annoch mit nötigen Paramentis nicht versehen, beüberst die Pastorat Behausung verbrennet undt keine Schuele vorhanden, alß solle die Kirche reparirt, ein neuer Altar gemacht, die ermangelnden Paramenti beygeschaffet undt zu dem Ende ersteß Tags eine Feldtcapelle dahin überschicket, auch für den Pastoren undt Schuelmeister nötige Behausung erbauet undt darzu so woll alß zu der Kirche erforderte Posten auß dem Fürstl. Rentamt hergenohmen werden.

Undt obzwaren beyde Parochien zu Goldenstedt undt Lutten von einem Pastoren allein biß hierhin verwaltet werden, höchstg. Ihrer hochfürstl. Gnaden aber nötig zu sein erachten, daß jeder Ort von einem absonderlichen Seelsorger werde versehen, gleichwoll die Pastoral Intraden beiderseits sich so hoch nicht erstrecken, daß an jedem Ort ein absonderlicher Priester füglich alimentirt werden kann, alß haben mehr höchstg. Ihrer hochf. Gnaden gnädigst verordnet, daß der Pastor zu Goldenstedt einen Capellan bey sich unterhält undt von demselben die Seelsorge zu Lutten gebührendt versehen undt daselbsten alle Sonn- undt heilige Tagen undt sonsten durch die Woche den Gottesdienst verrichten werden solle. Undt damit eß allerseits an nötigen Lebensmitteln nicht ermangeln möge, solle besagter Pater Canonicus Vechtensis seyn undt zu seiner Alimentation jährlichst hundertfünzig Thaler, der Capellan aber achtzig Reichsthaler genießen, gestalt wegen deß Capellanß erwähnten Pastoren für den Tapfell jährlichst viertzig Rthr. entrichtet, undt waß dißfallß an denen zu Goldenstedt undt Lutten gegenwärtigen Pastoral Intraden (:welche allerseits fleißig aufzunehmen:) ermangeln mögte, sodaß zur vollen Zahlung vorspecificirter Summen auß den Vechtischen Capitular Intraden ersetzt, hergenohmen undt solcheß von dem Commissario Volbier denenselben wie inßgleichen dem Schuelmeistern zu Goldenstedte dreitzig Rthr. dargereicht werden solle.

Zu Lutten soll zu ebenergestalt auß vorangetzogenen Mitteln eine Schuele erbaut undt dem Schuelmeister, welcher primae Classis sein muß, auß den Vechtischen Capitular Renten jährlichst zehn Rthr. pro salario gegeben werden.



Fünftens. Obzwaren zu O y t e die Seelsorge durch einen Canonicum Vechtensem versehen werden solle, so können gleichwoll Ihre hochf. Gnaden annoch gnädigst verstaten, daß biß anderweitiger Verordnung der Gottesdienst undt Seelsorge von den patribus de observantia annoch bedienet werde.

Sechstens solle zu L a n g f ö r d e n undt Embsteck undt Bauerschaft Bühren sicher Capelle obhanden undt die allda wohnenden Leuthe, von des Kirchspiels Kirche weit abgelegen, alß wird den Pastoren daselbst anbefohlen, daß zwar alle Sonntage in des Kirchspiels Kirche, auf den Festtagen aber in besagter Capelle catechesiren undt ohnedem wöchentlich einmahl auff sicherer bestimmender Stunde daselbst Messe lesen solle. So solle daselbst auch eine Schuele undt Schuelmeister angeordnet werden.

Zum Siebenten. Zu L o h n e solle der Pastor einen Capellan halten undt wegen der Kirche undt Capellen alinirte Güter umständlichen Bericht einschicken.

Zum Achten. Zu T w i s t r i n g e n solle daß wenige, waß tempore exequi annum et introductionis puerperarum biß hirhin in der Kirche geopfert, hinführo nicht dem Pastorem in der Kirche, sondern in der Pastoral Behausung gebracht undt verlassen werden.

Zum Neunten. Damit die Jugendt in Gottesfurcht, nötigen Glaubenssachen, guten Sitten, auch Lesen undt Schreiben woll unterwiesen undt nicht verabsäumt werden mögte, sollen auch in den andern Kirchspielen die Schuel undt Schuelmeister woll erhalten, undt fallß an einigen Orten annoch keine seyn mögten, alsofort Schuelen erbaut undt Schuelmeister angeordnet undt wegen der Alimentation undt Unterhalt zulängliche Mittel außgesehen, auch allerseits gute Achtung geben werden, daß die Kinder zur Schuel geschicket, undt welche wegen Armuth oder Unvermögenheit daß Schuelgeld nicht entrichten können, gleichwoll zur Schuele gehalten werden, gestalt die Schuelmeister undt Meisterinnen ihr assignirtes jährliches Salarium dafür genießen sollen.

Zum Zehnten. Damit die Kirche mit nötigen Paramentis versehen undt deren Fabricy desto besser erhalten werde, soll in allen Kirspeln waß dahin an Dach, Mauern, Glaßfenstern, Thüren, Wachß, Wein, Hostien, Wäsche, Läuthen undt sonst jähr-

lichs nötig seyn mögte, für ein sicheres per Commissarium Volbier accordirt werden.

Zum Elften. Sonst die Kirchen- undt Armengüter undt deren jährliche Rente betreffend, solle selbige von vorgemeldetem Commissario Volbier mit Zuziehung der hochf. Beambten, den Meistbietenden verheuret, verpachtet undt angethan undt sonst mit allem Fleiß eingemahnet undt beygetrieben, auch vor derselben die jährlichen Rechnungen von den Provisoren abgelegt undt von allen Ihre hochf. Gnaden oder deren Vicaro gehorsambst referirt werden.

Zwölftens weilen auch Ihre hochf. Gnaden gnädigst verlangen, daß ledige undt müßige Leuthe von den Straßen undt Müßiggang ab undt zu der Arbeit angeführet werden, alß ist darin gnädigster Befehl, daß zur Vecht oder sonsten sicher Haus darzu verordnet undt sothane Leuthe dahin zur Arbeit verwiesen undt angehalten, auch außer den gemeinen Armenmitteln dazu hergenohmen werden sollen.

Damit nun dieses alles desto sicher undt beständiger eingerichtet werde, befehlen Ihre höchstgn. Gnaden ihren dahsigen Beambten gnädigst, daß dero geistlichen Commissariis in allem kräftig beystehen, beförderlich seyn undt dero gnädigste Intention zufolge wirklich mit einrichten helfen sollen.

Verkündt Handzeichens undt vorgedruckten Secrets Signatum

Cloppenburg, am 31. Augusti 1674

gez. Christoph Bernhard.

2. Für das Dekanat Cloppenburg

Ihro Hochfürstlichen Gnaden zu Münster undt Corvey, unser gnädigster Herr, haben bey dero itziger Gegenwardt in dero Ambt Cloppenburg desselben Kirchen undt Kirchspielen folgende gnädigste Verordnung ergehen lassen:

Erstlich soll zu C r a p e n d o r f beständig ein Pastor undt Capellan seyn undt diesem von dem Pastor die Tafel und einige jura stolae, auf dem Kirchspiel aber die gewöhnlichen Betgarben zu seinem Unterhalte gegeben undt zugekehrt werden. Derselbe Capellan soll auf alle Sonn- und Heilige Tage, den hohen Festtagen ausgenommen, falß der Pastor selbst nicht thäte oder thuen wollte, die erste Messe in der Capelle zu Cloppenburg undt dabey ungefehr auf eine Viertelstunde eine kurze Ermahnung halten, undt weilen die Kirchenrenthen sich füglich ad 190 undt drey



Reichsthaler erstrecken undt nach geschehenem Überschlag befunden, daß dieselben in ihrer Fabrick undt andere Bedürftigkeiten insambt über 70 Reichsthaler nicht von nöten hat undt gleichwohl von Hochf. Gnaden noch achtzig drey Reichsthaler darzu gelegt worden, daß also ad 110 Reichsthaler in residuo verbleiben sollen, undt dann mehr Hochf. Gnaden nöthig zu sein erachten, daß daselbsten noch ein tertius sacellanus geordnet würde, alß haben sie auß den spezifizirten übrigen Intradan diesem Sacellanus zu seiner Alimentation 60 Reichsthaler, danebenst von denen fundirten Memorien oder andern Vermächtnißen 20, alßo überhaupt 80 Reichsthaler jährlich zugelegt. Derselbe soll beym Pastor zur Tafel gehen undt dafür 40 Reichsthaler jährlich entrichten. Deßen Obligation seyn soll, alle Sonn- und Heilige Tage in der Capelle zu Garrel den Gottesdienst zu verrichten, daselbst predigen, katechesiren undt die Seelsorge alß Capellan zu verwalten.

So soll auch aus sothanen übrigen Mitteln dem Schuelmeister 20 Reichsthaler jährlich entrichtet werden.

Undt weylen zwey Schuelmeisterinnen daselbst auch angeordnet undt denselben zu ihrer Alimentation jährlich 25 Reichsthaler zugekehrt werden sollen, alß sind ihnen erstlich 8 Reichsthaler jährlicher Pension von 160 Reichsthaler Capital, so aus den Armenmitteln bey dem Richter daselbsten belegt, undt benebst aus den Colлектis, welche in der Kirche zu geschehen pflegen, für 10 Reichsthaler, auch für Reinigung des Kirchen-Leinengewandß ein Malter Roggen undt zu ihrer Wohnung der Kirchenspeicher am Kirchhofe angewiesen werden.

Sonsten die Kirchengüter, Zehnten undt andere Auskünften sollen durch den Kommissarius Volbier mit Zuziehung der Herren Beamten den meistbietenden verpachtet, verheuert oder ausgethan undt ebener Gestalt mit den Armengüthern undt Renthen verfahren werden, gestalt auch ebenfallß eine umständliche vollkommene Spezifikation solcher Güther und Renthen abermalß aufgesetzt und eingeschickt, die jährlichen Kirchen- undt Armenrechnungen auch aufgenommen undt examinirt werden sollen.

Zu Friesoythe soll ein Pastor residiren undt weil die altenoythische Pastorat mit der Pastorat zu Friesoythe combinirt, so soll dieser Pastor stets einen Sacellanus oder Vicecuratum unterhalten undt durch denselben die Seelsorge undt Gottesdienst

gebührend verwalten lassen. Undt weilen daselbsten keine Pastoralbehausung, alß solle solche von der Gemeinde daselbst, undt zwar an einem bequemen Orte erbauet, undt das kleine Häuslein, so bereits an einem unbequemen Orte angefangen, behufs der Schuelmeisterin, so daselbsten eingeführt werden soll undt der Mägdelein Schuele verlassen, auch die Cüsterey reparirt werden.

Zur Alimentation besagter Schuelmeisterin sollen nöthige Mittel auß den altenoythischen Kirchenintradan hergenohmen werden.

In Essen undt Lönigen sollen die Pastores immerhin einen Sacellanus unterhalten.

Damit aber die Jugendt in Gottesfurcht, nöthigen Glaubenssachen, guten Sitten, auch im Lesen undt Schreiben woll unterrichtet undt nicht verabsäumt werden möge, sollen nicht allein zu besagten Essen undt Lönigen ebenfallß Schuelmeisterinnen angeordnet undt wegen deren Wohnung undt Unterhalt sichere Mittel ausgesetzt, sondern auch in allen anderen Kirchspelen des ganzen Ambts die Schuelen und Schuelmeister woll erhalten, undt fallß an einigen Orten noch keine seyn möchten, alsofort Schuelen erbauet, Schuelmeister angeordnet und zu deren Alimentation zulängliche Mittel verschaffet, auch allerseits gute Achtung gegeben werde, daß die Kinder zur Schuele geschickt, undt welche wegen Armuth oder Unvermögenheit das Schuelgeld nicht entrichten können, gleichfallß zur Schuele gehalten werden, gestalt die Schuelmeister dafür das ihnen assignirte Salarium genießen sollen.

Damit auch die Kirchen- undt Armengüther desto besser beobachtet undt die jährlichen Intradan woll angelegt undt verwendet, auch die Kirche mit nöthigen Paramentis versehen undt deren Fabriciay desto füglich erhalten werden mögen, soll in dem ganzen Ambte durch den Commissarius Volbier mit Zuziehung der Herren Beamten umständlich undt eigentlich abermalß designirt undt verzeichnet, auf den Meistbietenden verheuert, verpachtet undt eingethan, undt sonsten mit allem Fleiß eingemahnet undt beigetrieben werden, auch in allen Kirchspelen, waß dahin an Dach, Mauern, Glaßfenstern, Thüren, Wachß, Wein, Hostien, Wäsche, Läuthen undt sonst jährlich nöthig seyn möchte, für ein sicheres accordirt, benebenst vor dieselbe die Kirchen- undt Armenrechnungen von dem

Provisor abgelegt undt von diesem sowohl alß allen geistlichen undt dahin gehörigen Güthern undt Sachen Ihro Hochfürstlichen Gnaden oder dero Vicario gebührend referirt werden.

Undt weilen Ihro Hochf. Gnaden verlangen, daß die ledigen undt müßigen Leuthe von den Straßen undt Müßiggang gebracht werden sollen undt zur Arbeit angeführt werden: alß ist deren gnädigster Wille daß zu Crapendorf undt sonstens sichere Häuser dazu verordnet undt sothane Leuthe dahin zur Arbeit verwiesen undt angehalten, auch auß den gemeinen Armenrenten einige Mittel dazu hergenohmen werden sollen.

Damit nun dieses alles desto sicherer undt beständiger eingerichtet werde, befahlen mehr Ihro Hochf. Gnaden ihren dahsigen Beambten gnädigst, daß dero geistlichen Commissariis in allen kräftiglich beystehen, beförderlich seyn undt dero gnädigsten Intention zufolge wirklich miteinrichten helfen sollen.

Verkündt Handzeichens undt vorgedrucktem Secret

Cloppenburg, den 31. August 1674

gez. Christoph Bernhard.

Copia angefertigt durch Jodocus Herman May.

Beglaubigt durch Joan Herman Joseph Beckering, Notar.

Die beiden Verordnungen umfassen ein räumlich begrenztes Gebiet und umreißen darin unter genauer Angabe der zu treffenden Maßnahmen die Aufbauarbeit, woran neben den kirchlichen auch weltliche Stellen einschließlich der Kirchspiele eingespannt werden. Die ideelle Ausrichtung des nunmehr anlaufenden erfolgreichen Reformwerkes gab die von Christoph Bernhard unter dem 23. März 1675 erlassene Kirchen- und Schulordnung.

Christoph Bernhard hatte noch die Freude, die ersten günstigen Ergebnisse seiner Bestrebungen auf Erneuerung und Vertiefung des religiös-kirchlichen Lebens zur Hebung der sittlich-moralischen Haltung des Volksganzen zu sehen.

Wie sehr ihm unsere Heimat ans Herz gewachsen war, zeigt sein Testament. Er bedachte darin u. a. die Vechtaer Pfarre (Altar, Muttergottesstatue, Paramente) mit 1200 Rtr., Crapendorf und Bethen mit 800 Rtr., Markhausen mit 200 Rtr., die Pfarren des Saterlandes mit 500 Rtr., die Hausarmen zu Dinklage mit 100 Rtr. und setzte für die Schulen und Lehrer seiner Diözese 10 000 Rtr. aus.

Christoph Bernhard starb am 19. 9. 1678 zu Ahaus/Westf. Für uns ist er der große religiöse Reformator und der Begründer der konfessionellen Schule.

Johannes Ostendorf

Die Aufteilung und Besiedlung der Kommende Bokelesch

Mit der neuerdings erfolgten Aufteilung und Besiedlung der in der nordwestlichen Ecke des Saterlandes in den Gemeinden Strücklingen und Barßel (Kreis Cloppenburg) belegenen Kommende Bokelesch findet dieses etwa im 13. Jahrhundert gegründete Gut des Johanniterordens sein Ende. Bokel- esch gilt als die einzige Kommende, welche unter dieser Bezeichnung bis jetzt noch bestand. Sie gehörte mit ihren Gütern Bokel- esch, Ubbhausen, Osterhausen und Roggen- berg zu der Kommende Steinfurt im Regie- rungsbezirk Münster, die auch in Westfalen, Holland und Ostfriesland über ausgedehnte Besitzungen verfügte. Die Kommende Steinfurt war eine der 67 deutschen Kommenden des Johanniterordens.

Während die Bewirtschaftung der Kom- mendegrundstücke etwa 3 Jahrhunderte durch die Komtur ausgeübt worden war,

wurde später die Verpachtung eingeführt. Die Verpachtung einzelner Güter der Kom- mende Bokelesch durch den Komtur von Steinfurt ist bereits im 16. Jahrhundert ur- kundlich nachweisbar. Die Pachtverträge wurden stets nach 4 Jahren erneuert, der Bau und die Unterhaltung der Häuser waren Angelegenheit der Pächter. Die Pachtgelder wurden durch einen Ordensrentmeister in Leer gehoben und an die Kommendekasse in Steinfurt abgeführt. Nachdem die Kommende Steinfurt 1806 unter die Hoheit des neuge- schaffenen Großherzogtums Berg gekommen war, wurde sie aufgelöst und ihre Güter als Domänen eingezogen. Das Herzogtum Oldenburg, das 1803 durch den Reichsdepu- tationshauptschluß in den Besitz der mün- sterischen Ämter Vechta und Cloppenburg gekommen war, hatte zunächst keinen An- spruch auf die in seinem Hoheitsgebiet lie-



genden Güter der Kommende Bokelesch gemacht und erst 1810, als festgestellt wurde, daß keiner besser berechtigt war, alle Zahlungen der Pächter an die bergische Domänenverwaltung untersagt. Wegen der französischen Besetzung des Landes kam es erst 1820 zu einer Neuregelung der Verwaltung der Güter. 1825 wurde eine Vermessung,

allgemeinen auf 10 Jahre verpachtet und blieben regelmäßig in denselben Familien, standen aber nicht in einem Erbpachtverhältnis.

Oldenburg sorgte dafür, daß die Erträge des eingezogenen Guts zu einem Zweck verwendet wurden, welcher der ursprünglichen Bestimmung nahe lag. Zum Bau und zur



Bonitierung und Umgestaltung der 19 Pachthöfe vorgenommen. Die damals vorhandenen Pächter besaßen insgesamt 66 Pferde, 304 Stück Rindvieh und 1850 Schafe. Die Gesamtfläche der Kommende wird mit etwa 3380 Jück angegeben, davon entfielen 195 Jück auf Garten- und Ackerland, 315 Jück auf Wiesenland, 792 Jück auf Weideland, 77 Jück auf Holzungen und etwa 1000 Jück auf Moor.

Die Moorflächen konnten durch den Bau des Hunte-Ems-Kanals und des Westkanals der Kultur erschlossen werden. Etwa 220 Hektar wurden am Hunte-Ems-Kanal für die Bildung von 47 Kolonaten aufgeteilt. Diese Siedlung führt heute den Namen Nordelisa-bethfehn. Der Bau des Westkanals wurde 1864 in Angriff genommen. Entlang der Landesgrenze wurden vom Kommendemoor etwa 121 Hektar für 32 Kolonate ausgegeben. Diese Siedlung erhielt 1880 den Namen Idafehn. Zu den 19 alten Pachtstellen waren bis zum Jahre 1847 weitere 2 Stellen hinzugekommen. Die Herdstellen wurden im

Einrichtung des Oficialatsgebäudes in Vechta wurden die in den Jahren 1820 bis 1831 angesammelten Aufkünfte aus der Kommende Bokelesch verwendet. Seitdem wurden die Überschüsse der Kommission zur Wahrnehmung des landesherrlichen juris circa sacra zur Verfügung gestellt. Für die Verwaltung der Güter war bis 1837 die Kammer zuständig, dann die genannte Kommission. 1857 ging die Verwaltung auf die Regierung und 1869 auf die Kommission zur Wahrnehmung der staatlichen Rechte hinsichtlich der katholischen Kirche über. Seit 1910 untersteht die Kommende der Domänenverwaltung.

Diesem kurzgefaßten Rückblick dienten als Quellen:

Mutzenbecher, Die Commende Bokelesch und die Schilderschen Lehen. In Zeitschrift für Verwaltung und Rechtspflege, Oldenburg 1888, S. 160;

W. Hayen, Die Johanniter im Oldenburgischen. Jahrb. für Gesch. d. Herzogtums Oldenburg, Oldenburg 1895, S. 1;

und die umfassende Darstellung durch Landwirtschaftsrat Heinrich Schulte, Friesoythe:

Die Johanniter-Kommende Bokelesch in „Heimatblätter“, Beil. z. Oldenburgischen Volkszeitung, 17. Jahrg., Nr. 2 ff. (1935).

Nachdem bereits 1939 eine Überführung der Ländereien der Kommende Bokelesch in privates Eigentum erwogen worden war, um einige an die Kommende angrenzende Kolonate zu vergrößern, entsprach der Niedersächsische Landtag mit einem Beschluß vom 6. März 1958 auf Antrag des Ausschusses für Ernährung und Landwirtschaft den dringenden Wünschen der Domänenpächter auf Übertragung der Pachtstellen zu Eigentum.

Der Beschluß des Landtags lautete:

„Die Landesregierung wird ersucht, die rechtlichen Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß 22 in der Kommende Bokelesch (Krs. Cloppenburg) ansässige Kleindomänenpächter in die Lage versetzt werden, ihre seitherige Pachtung in ein Eigentumsverhältnis umzuwandeln.“

In Durchführung dieses Beschlusses wurde eine Neueinteilung des Kommendengebietes geplant. Durch Betriebsgrößenausgleich und durch Verkleinerung der vorhandenen Pachtstellen auf 20—25 Hektar konnte außerdem Land für Siedlungszwecke beschafft werden. Der Einteilungsplan sieht für 6 Neusiedlungen rd. 120 Hektar vor, einschl. der Fläche einer freigewordenen alten Pachtung. Von den neuen Siedlungen liegen 4 im Kommendeteil Ubbehausen-Bokelesch und 2 im Kommendeteil Roggenberg. Für die Kultivierung dieser Flächen durch Tiefpflügen und Besanden stellt die Emsland-GmbH. erhebliche Zuschüsse zur Verfügung.

Weitere Flächen sind für einen Garten am Pfarrhause und für die Anlage eines Friedhofes vorgesehen. Das Eigentum an der Kapelle ging bereits vor einigen Jahren auf den Kapellenfonds Bokelesch über. Außerdem sind Flächen für eine Vergrößerung des Schulplatzes, für die Anlage eines Dorfplatzes, für Bauplätze und als Deichland für den Leda-Jümme-Verband vorbehalten worden.

In Verbindung mit den genannten Meliorationsmaßnahmen wird bei der Überführung des Eigentums an der Kommende Bokelesch gleichzeitig eine intensivere Bewirtschaftung des Gebietes ermöglicht werden.

Die Vermessung des Kommendengebiets wurde in Verbindung mit einer Luftbildaufnahme durchgeführt. Während in den gro-

ßen Flurbereinigungsgebieten Moorriem, Scharreler Oster- und Westermoor und Garrel der jetzige Zustand als Unterlage für die Schätzung und Planung im Luftbild festgehalten wurde, ist in Bokelesch als erste Maßnahme dieser Art in Oldenburg eine Befliegung als Grundlage für die Herstellung von Katasterkarten durchgeführt worden. Damit soll erreicht werden, daß den Pächtern und Siedlern möglichst bald das Eigentum an ihren Höfen übertragen werden kann.

Otto Harms

Museen in Bremen, Niedersachsen und Westfalen

Es bedarf für den Leser des Heimatkalanders für das Oldenburger Münsterland wohl kaum eines Hinweises auf den Beitrag, der durch das Museumsdorf Cloppenburg, vor allem auch durch die wissenschaftlichen Arbeiten seines Direktors, zur Erhellung der Kulturgeschichte des südlichen Oldenburg und seiner Nachbarlandschaften geleistet worden ist. Der Leser wird gerade an diesem Beispiel erfahren haben, in welchem Maße ein Museum Kristallisationspunkt der Erforschung heimischer Vergangenheit sein kann. Gerne wird er sich über ähnliche Institutionen unterrichten wollen und, wenn er Gelegenheit dazu hat, diese auch aufsuchen. Hier können ihm zwei Veröffentlichungen, die einen Überblick geben über die Fülle an Museen in Bremen, Niedersachsen und Westfalen, wichtiges Hilfsmittel sein:

1. Museen in Niedersachsen und Bremen, herausgegeben vom Museumsverband in Niedersachsen (1958).
2. Westfälische Museen, herausgegeben von der Vereinigung westfälischer Museen (1955).

Beide Publikationen beschränken sich nicht darauf, Auskunft über Leitung, Anschrift und Eintrittspreise sowie Öffnungszeiten der einzelnen Museen zu geben, sie bieten darüber hinaus auch einen Überblick über deren Bestände und die Geschichte der Sammlungen. Dem Führer durch die westfälischen Museen ist eine Reihe von Photographien beigegeben.

Jedem, der die Museen seiner weiteren Heimat kennenlernen möchte, sei empfohlen, sich die Veröffentlichungen zu erwerben; er kann sie auch durch das Museumsdorf Cloppenburg beziehen.

Bernward Deneke



Rock'n Roll auf dem Lande

Es war einige Zeit nach dem zweiten Weltkriege. Da stand eines Tages der Ferdinand vor einem Häuschen außerhalb des Dorfes. Drinnen hörte man lautes Rufen, und die Tür wurde offen gerissen. „Ferdinand!“ — Seine Mutter, eine kleine, grauhaarige Frau, hatte ihn gesehen. Sie rief ins Haus: „Unser Ferdinand ist da!“ — Da erschienen ein Mann und zwei erwachsene Mädchen. Das war die Familie Bäckmann. Ferdinand wurde umringt unter Freudenstränen der Weiblichkeit. Wie armselig sah aber ihr Sohn und Bruder aus! —

Sie saßen alle um den Tisch, als er mit mageren Fingern das Brot und die Spiegeleier aß. Sein Mund schien größer geworden, aber das schien nur so, weil sein Gesicht vor Magerkeit uneben geworden war. Ferdinand war aber gesund geblieben trotz der schweren Fabrikarbeit, und das tröstete alle.

Mutter Bäckmann hatte vor Sorglichkeit nicht lange Ruh. Sie holte Ferdinands guten Anzug aus dem Schrank und das Unterzeug, das sie kürzlich gegen Speck noch beim Kaufmann bekommen hatte. Nachdem Ferdinand endlich satt geworden war, ging er mit seinen Sachen in die kleine Kammer. Hier zog er den alten schäbigen Uniformrock aus. Nachdem er sich prustend in der Waschkammer gesäubert hatte, stand er bald darauf wie ein sich selbst Fremder im zu weit gewordenen Anzug vor den Seinen.

Ferdinand war Klempnergeselle gewesen, und sein früherer Meister nahm den großen blonden, immer ordentlichen Jungen gern wieder in seiner Werkstatt auf. Aber, war er noch der nette Junge von einst? Er war nun oft so fahrig und unruhig. Kaum war die Arbeitszeit zu Ende, da war er draußen, unbekümmert, ob eine eilige Arbeit fertig oder nicht fertig geworden war. Abends bei Tisch sagte der Meister: „Unserm Ferdinand schmeckt die Arbeit gar nicht recht. Den hat der Krieg sehr verändert.“ — Er gab ihm pünktlich seinen Lohn, und nachher sah er ihn mit anderen jungen Heimkehrern im Clübchen auf der Dorfstraße stehen und ohne Pause Zigaretten rauchen.

Zu Hause blieb Ferdinand selten. Ofters nahm er seine Mutter beiseite: „Hör mal, deine Hühner legen gut. — Die Schweine sind teuer. — Gib mir etwas Geld!“ — Die

Mutter sagte betrübt: „Du verdienst doch was.“ — „Das ist heutzutage nicht genug. — Man muß sich ja auch mal zwischen den andern sehen lassen können.“ Sie langte dann in ihren Spartopf in der Kommode, und nachher schaute sie ihrem Jungen nach. Er wurde nun schon jeden Tag wieder hübscher, und sie wollte so gern stolz auf ihn sein. Aber sie wurde eine ungewisse Furcht nicht los.

Vater Bäckmann war ein ehrsamer Wegearbeiter der Gemeinde. Eines Sonntags stand er gegen Abend vor seinem Hause, das er an einem Gemeinde-Wegrand hatte erbauen dürfen, und rauchte seine Pfeife. Da kam sein Nachbar, Hinrich Janssen, heran. Hinrich hatte sich vorgenommen, mit Bäckmann auf gut Glück etwas zu besprechen. Im Schlendern und Pfeifchenrauchen überlegte er, wie er beginnen sollte. Und er begann natürlich mit dem Wetter, und das Wetter war lobenswert schön. Danach äußerte er sich dahin, daß die heimgekehrten jüngsten Krieger sich doch noch gar nicht wieder an den Dorfalltag gewöhnen könnten, und stellte fest: „Sie verbrauchen allesamt viel zu viel Geld.“ — „Ist richtig.“ — Was sie verdienen, das geht der alle durch, — weiß ich wohl“, seufzte Vater Bäckmann. — „Die Alten sollten ihnen den Brotkorb höher hängen.“ — Nun paffte Bäckmann eine Rauchwolke hoch: „Ja — du — ich will dir mal was sagen: So 'nen Jungen, der den Krieg und alles Unglück hinter sich hat und ist noch gesund und heil wiedergekommen, den bändige man.“ — „Das ist wohl so“, bestätigte Janssen, fuhr aber fort: „Dieses ewige Rauchen und große und kleine Lagen überstülpen! Und dann dieses Herumflitzen mit den Motorrädern! Ich versteh' nicht, wo sie das Geld alle herkriegen! — Ferdinand hat sich ja auch ein Motorrad gekauft, habe ich gehört!“ — So, nun war es gesagt. Es wirkte wie ein Blitzschlag. Bäckmann hielt die Pfeife von sich ab und starrte Janssen an. Er sah, daß der ehrlich besorgt war, und wisperte: „Mein Gott, Heinrich, was sagst du da?“ — „Anton, ich habe das gehört. — Ich bin bange, es stimmt.“ — Da drehte sich Bäckmann um und ging stumm ins Haus.

Beim Abendessen waren Bäckmanns einsilbig. Die Mädchen waren ausgegangen gewesen, aber Ferdinand war nicht da. Er kam



auch nicht, als es Zeit wurde, zu Bett zu gehen. Als er endlich um ein Uhr nachts durch die Hintertür, die sie seinetwegen offen gelassen hatten, hereinschlich und sich am Küchentisch ein Butterbrot schmierte, — Mutter hatte sein Abendbrot stehen lassen, — da ging die Kammertür, und der Vater erschien. „Na, bist du endlich da? — Das ist mal wieder ein bißchen spät“, begrüßte er seinen Sohn. Ferdinand senkte den Kopf ab aber schweigend weiter. Sein Vater beobachtete ihn. Da saß sein Junge, hatte guten Appetit und war nicht mehr mager. Das Gesicht war glatt, die Backen gebräunt. Das rötliche Bärtchen unter der Nase, das wäre französisch, hatte Ferdinand erklärt. Das hätte ihm trotz allem, was er drüben erlebte, gefallen. — Was für ein Unsinn! — Fein sah er im übrigen aus, sein Sohn, in seinem lockigen, hellen Haar. Er fragte ihn nun geradeheraus: „Junge, hast du dir ein Motorrad gekauft?“ — Ferdinands Schultern zuckten, aber dann besann er sich nicht lange und sagte: „Ja, das habe ich.“ — „Und das viele Geld, was so'n Ding kostet, wo hast du das her?“ — „Ich stottere meine Schulden ab“, kam es lässig, fast ein wenig übermütig, was den Vater aufbrachte: „Junge, Junge, ich warne dich. — Wenn du so weitermachst, geht das verkehrt mit dir. — Das viele Geld, was du alles verbrauchst, das hast du also gar nicht, und doch schaffst du dir so'n Ding an!“ — Ferdinand stand auf und ging zu seiner Kammer. Er sagte gelassen: „Gute Nacht, Vater, laß mich nur machen — schlafe gut.“

Ferdinand saß auf seinem Bett und bedachte das Leben. Tat denn wohl einer das, was er sollte? Sein neuer Anzug war gegen Butter und Eier erhandelt. Butter und Eier hätten abgeliefert werden müssen. Sein Unterzeug hatte dicken, schönen Speck gekostet. Das Schwein, das diesen Panzer getragen hatte, war schwarz geschlachtet. Allen im Dorfe ging es gut, sie hatten Kaffee und Zucker, erhandelten ganze Aussteuern gegen Nahrungsmittel, die zur Verteilung abgeliefert werden mußten. Er wollte jetzt auch endlich mal nach seinem Gefallen leben und alles Ungemach von Krieg und Gefangenschaft vergessen.

Andern Abends, als die Sonne in ein rosiges Wolkenbett versank und ihre weißen Strahlen quer durch die Baumreihe an der Chaussee nach Bremen schienen, standen sie wieder am Dorfausgang. Sie, das waren die jungen Leute. Sie rauchten und prüften Ferdinands Motorrad. — „Junge,

so'n Ding müßte man auch haben“, sagte einer, und alle waren ebenfalls dieser Meinung. Aber — das Geld — nicht alle verdienten schon gut. Da sagte der Fritz, ein pfiffiger Schuster: „Aber ich weiß was. Man muß Altmaterial sammeln!“ — „Fabelhafte Idee!“ — „Aus alt mach neu!“ — „Das bringt Geld!“ — Ja, sie wollten Altmaterial sammeln.

Was nun im Dorfe nicht alles gesammelt wurde! Der Althändler nahm einfach alles: Zeug, Eimer, Kessel, Draht. Alles unbrauchbar Gewordene brachte den Jungen und ihm Geld. Er kam ja schon mit einem Lkw. Zunächst war die Sammelei eine erfreuliche Dorfereinigung gewesen. Aber eines Tages riefen sich die Leute über die Straße zu, daß allmählich alle Gemütlichkeit aufhöre. Hier war ein ganzer Futterdämpfer verschwunden, der noch seine Dienste tat, und dort hatten sie Dachrinnen abmontiert. So was war doch nun schon stehlen. Wer das getan, wußte kein Mensch. Niemand hatte nächtlicherweile Verdächtiges wahrgenommen.

Im Nachbardorf war Kirmes und in allen Wirtshäusern lustiger Lärm. Schnaps, Marke „Alte Rübe“, und Bier waren zu der Zeit grausame Magenquäler. Egal, es mußte gesoffen werden. Und was war's für ein Vergnügen, unter den wackelnden Sternen und dem wankenden Mond nach Hause zu brausen. Ferdinand und seine Freunde hatten auf dem Feste Aufsehen erregt mit ihren Motorrädern. Und auf dem Wege nach Hause sangen und gröhlten sie in höchster Spritlaune, bis einer an einem Baum landete. Alle wurden vor Schreck still und stoppten ihre Vehikel. Sie hoben ihren Kameraden auf. Der Gestürzte konnte noch allein stehen, und da meinte einer: „Den Düvel uk, wenn'm so besaopen is, dann schall man nich Motorrad fäuern.“ — „Ji sünd uk besaopen!“ verteidigte sich der Gestürzte. „Helpt mi man wedder up't Rad.“ — Oh, das Rad! Sie untersuchten es, so gut es ging. Es ließ sich tatsächlich noch schieben. Sie beratschlagten, und dann schoben sie alle ihr Rad in ihr schon nahes Dorf, darin ein Polizist wohnte. Gefahren zu bestehen, waren sie vom Kriege her gewohnt, aber sich unnütz in Gefahr zu begeben, das war eine Unklugheit, die alte Krieger nicht begingen.

Wenn man bedenkt, was für ein schneider Junge der Ferdinand war, da braucht man sich nicht zu wundern, daß bald ein weibliches Wesen hinter ihm auf dem So-



ziussitz thronte. Finchen mit dem hellblonden Flachshaar, auch sie konnte sich sehen lassen. Und nun die Leute! — Nein, nun wurde es doch rein zu schlimm! — Alle Sonntag-Nachmittage flitzten sie herum. — Wohin wohl? — Daß dies Finchen sich nicht schämte! — Einmal saßen sie in einem Wirtshausgarten, wo vor ihnen zwei majestätische Schwäne auf dem Teiche ihre Kreise zogen. Die Wirtschaft war in einem stattlichen niedersächsischen Bauernhause. Anlagen mit Spazierwegen verloren sich in den Wäldern ringsum. Plötzlich stand ein Mann vor ihnen und verbeugte sich vor Finchen. „Ist dieser Platz frei?“ fragte er in gutem Hochdeutsch und zog auch schon gewandt einen Stuhl zurecht. „Darf ich mich zu Ihnen setzen?“ murmelte er, und schon setzte er sich. Ferdinand gab keine Antwort. Er blickte den Fremden von der Seite an. Der gefiel ihm gar nicht. Der Kerl musterte Finchen ungeniert, doch sie nahm keine Notiz davon. Sie saßen schweigsam, und als der Fremde einen Cognac bestellte, verständigten sie sich durch Blick und Miene. Das hieß, sie wollten den Kaffee austrinken und dann fort. Irgendwie mußte der Mann ihr Vorhaben im Gefühl haben; denn plötzlich sagte er „Schon weiter? Vielleicht noch 'n bißchen nach Bremen?“ Bei diesen Worten schaute er nach ihrem Motorrad. Ferdinand wehrte kalt ab. „Bremen, ne, was sollen wir da?“ — „Hier herum zu Hause?“ — Ferdinand krauste die Stirn, der Mann fragte: „Hier in der Gegend?“ Zu dämlich, dieses Interesse für sie. Ferdinand wollte aufstehen, da hörte er den Mann sagen: „Soldat gewesen?“ — „Frage!“ platzte Ferdinand unwirsch heraus. Der Hartnäckige fuhr unter der Nase her und fragte pffig: „In Frankreich gewesen?“ — „Allerdings. — Zuletzt.“ — „Siehste, dacht ich's mir doch. Also Kriegskameraden in Frankreich.“ — Da wurde Ferdinand unwillkürlich aufgeschlossener. Sie begannen ein Gespräch und wurden eifriger, und vieles Gemeinsame kam zur Sprache. Sie kamen sogar auf die Kunst der Soldaten, sich alles Fehlende zu besorgen. Da lachten sie beide, und der Fremde blickte mit verkniffenen Augen auf sein Gegenüber. „Darf ich fragen, was Sie von Beruf sind?“ — „Ich — Klempner. Will aber Autoschlosser werden“, entfiel es Ferdinand, der doch gar nicht mit dem glatten Stadtmenschen hatte sprechen wollen. Dieser machte große Augen, so als ob er betroffen wäre. Ferdinand stand nun aber auf,

und Finchen ging ohne Gruß hinweg. — „Oh, Sie wollen schon gehen? — Wohin geht denn die Reise?“ — „Das interessiert hier ja wohl keinen“, sagte Ferdinand im Fortgehen. — Der Fremde fragte hinterher den Kellner nach den beiden aus. Der Herr Ober sah so ländlich aus, und richtig, er kannte das Pärchen und wußte, wohin die beiden gehörten. — — —

Alle vernünftigen Leute im Dorfe konnten es nicht begreifen, daß die große Unruhe in den jungen Leuten sich immer noch steigerte, so als wäre ein unsichtbarer Anstifter da, der sie zu jedem Rummel im Umkreise hetzte. Der Pastor predigte: „Das ist der Satan. Der verhindert es, daß wir unsere Lage verstehen. Verbrechen über Verbrechen sind geschehen, aber man denkt nicht daran. Man tanzt und rennt von einen Vergnügen zum andern, auch in unserem Dorfe.“ Seine jungen Pfarrkinder hörten es, aber besserten sich nicht. Der Pastor konnte gut reden, der war ja nicht im Kriege gewesen. Sie wollten ja eben an nichts mehr denken, sie wollten frei sein und sich austoben. Ferdinand und Finchen waren überall, wo etwas los war, und eines Tages trafen sie den Mann, den sie in dem Wirtsgarten hatten ablaufen lassen. Er sprach sie einfach an: „Ach, welche Überraschung! — Das ist ein ganz besonderes Vergnügen für mich!“ — Ferdinand und Finchen waren offenbar nicht neugierig, weshalb sich der Mann über diese Begegnung so freuen konnte. Sie lachten und wollten weitergehen. Der Kerl war ja ein Schwätzer. „Ich wohne in Bremen und komme jetzt auch geschäftlich nach hier“, sagte er so, als ob er den beiden eine Freude damit machen könnte. Da wurde Ferdinand doch neugierig und wartete auf nähere Auskunft, und als der die freundliche Bitte äußerte, zusammen ein Bier zu trinken, gingen sie mit ihm ins Wirtshaus. Da erfuhren sie, daß sie es mit einem Althändler zu tun hatten, der mit einem Wagen unterwegs war, und Ferdinands Miene zeigte dem Fremden, daß er nicht mehr so abweisend war. Finchen setzte sich an einen andern Tisch zu einigen Mädchen, die sie kannte. Das Gespräch der beiden Männer war für sie langweilig. Bald schon meinte der Althändler, daß sie wohl auch ein Geschäft zusammen machen könnten. Ferdinand wurde hellhörig. „Ja, ich wüßte ein gutes Geschäft, an dem wäre viel zu verdienen.“ — Ferdinand war neugierig geworden. „Wissen Sie, wenn Sie mir — Sie sind Klempner — wenn Sie mir die

Bronzeplaketten dahinten in — Dingsda besorgen wollten, das brächte mal was ein.“ — „Sie meinen“, — Ferdinand staunte, — „Sie meinen die Kreuzwegstationen in —“ er nannte das nachbarliche Kirchdorf. Er fühlte eine Warnung in sich. — „Jawohl die — ja. Ist bestes Material.“ — „Aber die Kirche —“ — „Ach was, Kirche. Die Bauern sind reich. Die Kirche kann die Stationen im Nu wiederbeschaffen. Die Bauern regen sich über sowas schon gar nicht auf. Ist für die 'ne Kleinigkeit. — Und uns wäre weiter geholfen“, fügte er schlaun hinzu. In der Tat, Ferdinand hatte gerade wieder leere Taschen. Er dachte nun zurück an den Krieg, als sie sich einfach alles besorgt hatten. Das war ganz einfach gewesen und hatte keine Gewissensbisse verursacht. „Na, das wäre so'n Streich“, sagte er langsam. Der andere bohrte eifrig nach: „Das fällt heute alles weiter nicht auf. — Die Zeiten sind danach, alle wollen gut leben.“ — „Eine tolle Sache wär's doch“, meinte Ferdinand noch, aber sie reizte ihn unwiderstehlich.

In Bäckmanns Haus waren sie voll Sorge. Mutter saß in der Küche und schälte trüben Sinnes Kartoffeln. Der Meister ihres Sohnes war dagewesen und hatte über dessen Nachlässigkeit geklagt: „Er muß mal bald mehr Eifer zeigen und nicht so viel herumbummeln. — Sagt ihm das!“ — „Ja“, hatte sie aufseufzend gesagt, und ihr Mann hatte mit hängendem Kopf dageigestanden. Daran dachte sie nun und auch daran, daß er seit kurzem gar kein Geld mehr von ihr erbettelte. Woher mochte er denn das Geld für seine — Bummeleien haben? Oh, dieses Wort! Und ihr Junge war früher so fix bei der Arbeit gewesen! —

Inzwischen war Vater Bäckmann draußen beim Grasholen für das Vieh vom Grubeln überfallen worden. Er sah über seinem Dache einen Schatten. Eine unbestimmte Angst beengte ihm die Brust, auch nachher noch in der Küche, als er seine gute Frau so vergrämt bei der Arbeit antraf. Er stopfte die Pfeife. Der qualmende Knaster schmeckte bitter und roch so scharf, daß die arme Mutter husten mußte. Plötzlich zog er seinen Rock an und ging fort.

Was er fast nie getan — er ging ins Wirtshaus und setzte sich in der Dämmerung in eine Ecke. Es ging hier lebhaft zu. In der Stadt war Viehmarkt gewesen, und danach hatten sich hier heimkehrende Bauern und Viehhändler zusammengesetzt. Sie besprachen die Preise und die Güte des Viehs. Dann aber waren die unsicheren Zei-

ten an der Reihe. Und sie berichteten, daß die Rinder nicht mehr auf der Weide sicher seien, nicht mal hinterm elektrischen Zaun. Den nähme die Bande womöglich auch noch mit. Nette Schrottsammler! Alles nähmen sie mit, wenn's auch niet- und nagelfest war, — alles, ob's glänzte oder rostig war. Ein Bauer sagte: „Bei uns haben sie Stromkabel abgeknipst und eine Pumpe auf der Weide abmontiert.“ — „Dat ist dann 'n gaud Geschäft!“ — „Keine Auslagen, bare Einnahmen!“ — „Über Tag feine Leute, nachts Halunken!“ — „Man sollte sie alle niederknallen“, ereiferte sich einer. — Bäckmann hörte die argen Neuigkeiten, und eine Unruhe trieb ihn wieder nach Hause.

Samstags lief ein Gerücht durchs Dorf und kam auch zu Bäckmanns. Hinrich Janssen, der zu seinen Rüben wollte, kam bei Bäckmanns vorbei. Wenn er hier vorbeiging, mußte er immer an Ferdinand denken und wie es dem wohl noch ergehen würde. Er traf vor der Tür Bäckmann an und — „Hör mal, Anton“, sagte er, „da in —“, er nannte das Dorf — „haben sie den ganzen Kreuzweg gestohlen.“ — Sie standen beide in tiefster Empörung da und überlegten, wer doch wohl den Frevel begangen haben könnte. Im Fortgehen sagte Janssen, daß die Welt sich durch den Krieg, der doch eine Strafe gewesen sei, nicht gebessert habe. Das habe sie wirklich nicht. — Bäckmann blieb mit unbehaglichem Gefühl zurück. Ferdinand? Nein, das konnte nicht sein, das nicht. Aber er war auf leichtfertigem Wege. Mit besorgtem Herzen ging er ins Haus, sagte aber, sonderbar genug, seiner Frau nichts von dem Vorfall.

Andern Tages bestieg der Pastor mit umwölkter Stirn die Kanzel. Der vollbesetzten Kirche drohte ein Gewitter, und ganz beklommen war es den Leuten zumute. Mutter Bäckmann, welche den schuldvollen Diebstahl von ihren Töchtern erfahren hatte, saß mit schwerem Herzen neben ihrem Mann. Sie bebte innerlich in ungewisser Ahnung. — Eine Frage stand ihr im Sinn: Ferdinand? — Nein — Ferdinand nicht! — Lieber Gott, das hast Du nicht zugelassen, nein, — das konntest Du doch nicht zulassen! Sie saß still mit bebendem Herzen, als sie den Pastor erblickte. Im Turm standen die jungen Leute beisammen.

Der Pastor hatte die Publicanda verlesen und danach das sonntägliche Evangelium, beides mit schwerer, dunkler Stimme, so daß sich Erwartung und Spannung über die Kirchleute breitete. Nun reckte er

sich auf, atmete ein paarmal tief, um sich zu sammeln, ließ dann seine Blicke über das Volk hinschweifen und dann — ging kein Donner los. Dafür war er zu bestürzt und beeindruckt von dem, was im Nachbardorf geschehen war. Wie oft hatte er schon laut gegen die unzeitgemäße und ungeordnete Vergnügungssucht gepredigt! Jetzt war der Moment gekommen, die Menschen wachzurütteln und zur Umkehr zu bringen! Jetzt oder nie! — Er richtete den Blick empor: „Lieber Herrgott, hilf“, murmelte er und begann: „Meine lieben Pfarrkinder! Eine dunkle Stunde ist über uns gekommen. Ein schwerer Frevel ist in unserer Nachbarschaft begangen worden. Ihr habt es alle gehört, daß die kostbaren, bronzenen Kreuzwegbilder, die dem Herrn geweiht waren, nächtlich von ihren Steinsokeln gelöst und gestohlen worden sind. — Gestohlen! — Gestohlen!“ — Ganz betont sagte der Herr Pfarrer ge - stoh - len. Kein Atemhauch war mehr im Gotteshaus zu hören. — „Niemand kennt den Dieb, — aber, ihr wißt es alle: Gott, der Herr, kennt ihn! — Er kennt ihn, ob der Dieb noch seinen Herrgott kennt oder nicht. Die große Schuld wird im Jenseits gesühnt werden müssen, wenn auch kein irdischer Richter den Verbrecher wird aburteilen können! — Diese Schuld kann aber im Diesseits vergeben werden in einer reumütigen Beichte und mit dem festen Vorsatz, das gestohlene Gut wiederzuerstatten. Wenn also der Dieb seinen Gottesglauben nicht verloren hat, dann mag er, wenn er die Untat bereut, sein Gewissen in Ordnung bringen.“ — Der Prediger setzte die Mahnung hinzu, daß jeder mit ernstem Nachdenken und strengem Vorsatz sein Leben der ernsten, immer noch so gefährvollen Zeit jetzt anpassen möge. Nun habe man ja gesehen, wohin ein leichtsinniges Leben und Genußverlangen führen könne.

Alle Herzen klopften schneller bei den pfundigen Worten des Priesters. So ein Pharisäer war niemand, daß er sich von der Zeitschuld ganz frei fühlte. Irgendetwas stand jedem im Gewissen auf, das auszugleichen war. Und nach dem Hochamt waren noch alle in Gedanken mit der Predigt beschäftigt, so daß sie stiller als sonst und ganz betroffen nach Hause gingen. Die Bäkmanns Leute sahen sich nach Ferdinand um. Er war nicht bei den jungen Burschen, die auch im Fortgehen vor sich hin schauten.

Ferdinand hatte während der Predigt unter den Kameraden gestanden. Als die

finstere Miene des Pfarrers überm Kanzelrand aufstieg, war ihm plötzlich heiß geworden, und er fühlte, was nun kommen würde. Zuvor war nichts an Veränderung des Gemüts in ihm aufgekommen — aber was war nun das? — Was schlug ihm ins Gesicht? — Gestohlen — gestohlen — Dieb — Verbrecher! — Die Knie wurden ihm weich, als hätte ihn jemand niedergeschlagen und halb betäubt. Sein Herz brannte ihm wie eine glühende Kohle — Nun war er hellwach im Geiste. Wie konnte er die Wahrheiten in Krieg und Gefangenschaft so vergessen, und wie hatte er nur einmal von Besorgen reden können? — Wie lange hatte er nicht mehr an das Wort Sünde gedacht? Nun begriff er auf einmal, was sein Leben in der letzten Zeit bedeutet hatte. Dieses Leben in Saus und Braus. Ja, diese Redensart fiel ihm ein. So hatte er gelebt und war im Abgrund versunken. Feiern! Geld vertun! Was man nicht hat, sich besorgen! rief eine fürchterliche Stimme in ihm. Besorgen? — Stehlen! — Er begann zu zittern, der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Ihm wurde so schlecht, daß er vorm letzten Amen die Kirche verlassen mußte. Seine Kameraden blickten ihm erstaunt nach.

Die Eltern fanden ihren Ferdinand in seiner Kammer. Er hatte mit rasendem Kopfweh auf dem Bett gesessen, völlig geknickt. Als er die Seinen kommen hörte, raffte er sich auf und trat ihnen mit erzwungen harmloser Miene entgegen. Seine Mutter stellte jedoch gleich bei sich fest, daß er sehr schlecht aussehe, und sagte das auch, als die Familie beim Sonntagsmahle saß. Ferdinand aß fast nichts von der fettäugigen Hühnersuppe. „Junge“, sagte sie, „du siehst so blaß aus. — Du schläfst zu wenig. — Du gehst zu viel aus.“ — Alle verharrten darauf in Schweigen. Vaters finstere Gehaben ging Ferdinand so auf die Nerven, daß sie bis in seine Fingerspitzen vibrierten. Ahnte er etwas? — Blickten ihn nicht auch die Schwestern bedeutungsvoll von der Seite an? — Als nach dem Dankgebet der Vater vor dem Aufstehen so vor sich hinsagte: „Wer mag dieser Dieb sein? — Der wäre auch besser im Kriege geblieben. — So eine Schande möchte man um alles nicht in seiner Familie erleben“, da würgte es Ferdinand. Schwankend strebte er ins Freie. Dort mußte er sich erbrechen. „Was hat der Junge für einen Katzenjammer! — So geht's, wenn man zuviel trinkt und so — — —“, sagte Mutter Bäkmann und ging dem Sohn vorwurfsvoll nach und

riet ihm: „Geh man gleich ins Bett.“ Sie wunderte sich, daß er ihren Rat sofort befolgte, und wunderte sich noch mehr, daß er, ohne zu essen, im Bett blieb bis zum Montagmorgen. — Die ganze Woche wunderte sie sich weiter. Ihr kam es vor, daß Ferdinand jeden Tag magerer wurde. Er aß aber auch fast nichts. Abends ging er zeitig zu Bett, und doch wurde sein Gesicht immer fahler. Ob sie mal den Doktor holen solle, fragte sie ihn gegen das Wochenende. „Laß bloß den Doktor weg!“ erwiderte Ferdinand erregt. Was sollte auch ein Doktor gegen Seelenschmerzen machen?

Ferdinand hatte am Nachmittag nach der Predigt in wahnsinniger Angst im Bett gelegen. Er wurde bestimmt schon gesucht. Er lauschte nach draußen, um Schritte zu hören, er warf sich ruhelos im Bett herum. Ein innerer Krampf zerdrückte ihm die Brust, Angstschweiß lief ihm von der Stirn. Finchen trat vor seine Phantasie. Er sprang aus dem Bett. Er mußte zu ihr! — Aber nein, was wollte er dort? Er — ein Dieb? — Nie mehr durfte er sich unterstehen, an Finchen als seine Geliebte, — seine Braut zu denken. Er hatte sie verloren. — Verloren! Ein scharfer Stich fuhr in sein Herz, es stockte ihm der Atem. Jetzt, da er sie für immer verloren hatte, fühlte er in der Erinnerung die Freude, die er bei ihr gefunden hatte. — Was würde sie von ihm denken, wenn er nicht wie sonst munter mit ihr zum nächsten Dorf oder zur Stadt fahren würde —? Nie mehr mit ihr. — — — Es dunkelte — er fühlte weder Hunger noch Durst, obgleich seine Lippen trocken waren. Als seine Mutter nicht nach ihm schaute, da quälte ihn die Gewißheit, daß sie im Hause alles von ihm wußten. Sie packte ihn so eisern, daß er die ganze Nacht reuevoll mit sich einen furchtbaren Gerichtstag hielt. — Die Kameraden, die ja bestimmt von ihm Bescheid wußten, waren nicht halb so schlimm wie er gewesen. Immer war er der Tollste gewesen. Ein Draufgänger, wie Feldmanns brauner Hengst! Das hatte Clemens neulich lachend vorgebracht. Und zuletzt dieses — er konnte nicht daran denken, ohne Ubelkeit zu spüren, — dieses — — Natürlich waren sie zum mindesten auf den Verdacht gekommen, daß er es gewesen. Da rasten die Gedanken und Ängste wie die wilde Jagd in ihm: Schande für seine ehrbare Familie, — aus der Werkstatt verwiesen, — Finchen wandte ihm die blonden Locken zu und ging von ihm. Würde sie weinen? — Die Gedanken machten ihn rasend. Er

sprang siedendheiß aus dem Bett, wollte nun zu Finchen und an ihr Fenster klopfen. Er mußte sie sehen und ihr alles sagen. Die wilde Sehnsucht trieb ihn, sich in sein Zeug zu werfen. Plötzlich lehnte er sich keuchend an den Schrank. Ein Rest Vernunft fragte in ihm: Willst du wahnsinnig werden — oder bis du es schon? — Dann verlor er wieder die Besinnung. Er ging ans Fenster, wollte hinaus. Als der Drücker knackte, schlug der Hund an. — Da kam er zu sich, zog sich ermüdet aus, legte sich in die verwühlten Kissen, und dann kam endlich der Schlaf. Aber schon bald fuhr er, entsetzt um sich ins Düstere starrend, wieder hoch. Im Traum hatte ihn die Polizei vor vielen Leuten verhaftet. Dann wurde er inmitten der Feldpolizisten durch ein Dorf im Feindesland geführt, und er sollte vors Kriegsgericht. — „Wo bin ich?“ keuchte er. — Allein in der Kammer seiner Heimat, merkte er dann und dankte Gott. Aber nun fuhr die Wirklichkeit wieder über ihn her.

Als es endlich hell wurde, fand er seine Fassung dennoch wieder. Beim Schauen des frohen Tageslichtes gewann er Mut zum vernünftigen Überlegen. Man hatte ihn in der Nacht völlig in Ruhe gelassen. Daß seine Mutter sich nicht hatte blicken lassen, legte er jetzt günstig für sich aus. Sie hielt ihn einfach für erholungsbedürftig und wollte warten, bis sich sein Appetit von selbst einstellte. Wenn keiner ihn verfolgte, keiner ihn verdächtigt hatte, ja, dann mußte er aber nun um seinen guten Namen und den der Familie kämpfen. Zunächst wusch er sich und machte sich zur Arbeit fertig. Als er Mutter von der Diele kommen hörte, befiel ihn ein leichter Schwindel. Sie kam mit nassen Händen vom Viehfüttern herein. Er wagte sie vor Furcht nicht anzusehen. Sie aber trocknete schnell die Hände ab und kam mit der Kaffeekanne vom Herd zu ihm. „Guten Morgen! Hast du dich ausgeschlafen? — Es ist dir etwas spät geworden. — Du mußt dich beim Meister entschuldigen. Bist ja unwohl gewesen.“ — So redete sie auf ihn ein, offenbar ohne besondere Unruhe. Beim Zurechtstellen des Frühstücks fuhr sie fort: „Du mußt nun doch auch mal bald mehr an deine Zukunft denken und dein Geld sparen. Das muß man doch, das ist doch mal so.“ — Sie dachte bei diesen Worten an Finchen. Zwischen den beiden war doch etwas Ernstes im Gange, und das war ihr sehr recht. Ferdinand erfüllte den Gedankengang der Mutter und dachte nun auch an Finchen. Ob sie wohl auch nichts

von ihm wußte, und alle anderen Leute? — Fast verging ihm bei solchen unsicheren Überlegungen der Mut. — Aber er erhob sich mit einem energischen Ruck. — Es war nicht anders, er mußte hinaus in die Umgebung, die für ihn gefährlich, sehr gefährlich geworden war. „Dann bis nachher“, sagte er und ging klopfenden Herzens ins Dorf.

Sein Meister hörte die Entschuldigung und war dann wie sonst, die Mitgesellen desgleichen. Es gab eine neue Dachrinne zurechtzuhämmern. Die sollte eine abhanden gekommene ersetzen. Er packte sie mit schnellem Griff und werkte mit rundem Rücken, nur vor sich blickend. Als am Feierabend die Werkstatt still wurde, blieb Ferdinand bis zum letzten Hammerschlag an der begonnenen Arbeit. In den nächsten Tagen fühlte er manchmal die Augen des Meisters fragend auf sich gerichtet. Da merkte er, daß sein plötzlicher Arbeitseifer auffiel. Erregte er Verdacht? Was tun? — Lässiges Verhalten würde auch nichts verbessern. — Er ging stets durch Heckenwege nach Hause, und als er dabei einmal den Clemens traf, verlangsamten sie die Schritte, standen und blickten aneinander vorbei. Clemens rauchte. Da sagte Ferdinand: „Clemens, ich hab meine Zigaretten vergessen. Kannst mir eine leihen?“ — Nun rauchten beide. Das gab endlich einen Gesprächsstoff. „Mensch, diese Juno, das ist Sache“, sagte Ferdinand, der nie eine Juno rauchte. „Rauche ich nur“, sagte Clemens, und „Was fangen wir heute abend an? — Ja, du und Finchen — — —“ — „Nein, nein“, fiel Ferdinand ihm ins Wort. „Bin'n bißchen krank gewesen — noch müde, weißt du — bleibe noch'n bißchen abends zu Hause.“ — „So, so — ja, ich muß weiter“, sagte Clemens und drehte an Ferdi vorbei. Später guckte er sich nach Ferdinand um und dachte: Der ist auch ruhiger geworden. — Na ja — sie waren alle ruhiger geworden. Diese tolle Sache da hinten, die Leuterederei und die Predigt — das war eine Predigt! — Das alles hatte die Burschen doch auf einen sachteren Gang umgeschaltet.

Sobald Ferdinand außer Sicht von Clemens war, spuckte er vor Ekel und Qual die Zigarette fort. Verdammt übel war ihm zumute wegen dieser elenden Verstellerei, die er fortwährend üben mußte. Das sollte also immer so bleiben, er hatte sich harmlos zu geben, wenn ihn die Schuld noch so sehr plagte? Dazu diese fortwährende Angst vor

Entdeckung! Jeden Tag konnten sie den Bremer Halunken fassen, und dann würde der ihn verraten. Tag und Nacht überlegte er, ob er fliehen sollte, immer klarer sah er sein Vergehen als schwere Schuld, das Gewissen drückte täglich härter, und er fühlte sich allein und verlassen. Er war krank vor Grübeleien und Furcht. — Die Mutter versorgte ihn mit gutem Essen. Auch das regte ihn auf, weil sie ihn als einen kränklichen Menschen bemitleidete. Am Samstag endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt. Ehe Mutter nochmals vom Doktorholen anfangen würde, wollte er sich auf eine andere Weise gesund machen. Bäckmanns wundernten sich, daß Ferdinand nach Tische sein Motorrad herausholte und, ohne ein Wort zu sagen, davonfuhr.

— — —

Ferdinand kannte das Lokal im arg zerstörten Bremen, darin der Althändler oft Geschäfte abzuwickeln beliebte. Er fuhr in eine Ruinenstraße und stieg vor einem fast zerstörten Restaurant ab, aus dessen Keller Musik auf die Straße drang. Er stieg einige Stufen vom Gehsteig hinunter und befand sich dann, eine halbzersplitterte Tür öffnend, in einer dunklen Gaststube. In dieser Spelunke saßen schon jetzt rauchende und trinkende Gestalten. Sie sahen zum Teil verwahrlost aus in ihrem ungepflegten Zeug und mit Händen, die Ferdinand nicht hätte berühren mögen. Als er seinen Mann in ihrem Kreise fand, tat der so, als ob er eine ganz besondere Überraschung erlebe, Ferdinand zu sehen. Ganz wie einmal im Dorf, bevor sie das „Geschäft“ abmachten. Er sprang dann auf, schlug Ferdinand kameradschaftlich auf die Schulter, nannte seine Tafelrunde bei Namen, vermutlich nicht bei den richtigen, und schrie über den allgemeinen Lärm hinweg: „Hier ist ein prima Kerl! Kriegskamerad von mir — kommt aus Ostfriesland — na, wie heißt es da noch? Norden, ja wohl!“ — Ferdinand saß dann in ihrer Mitte. So übel war ihm noch nie zumute gewesen. Er war bei richtigen Ganoven gelandet. Sie lachten und witzelten über seinen Coca-Cola — über sein Milchbärtchen unter der Nase — über sein Musterknabengesicht. Ach ja, sie hatten es so gleich bemerkt, daß dieser Jüngling nicht zu ihnen gehörte. So etwas sah man an seinen guten blauen Augen, die schauten so fremd umher.

Der Althändler wollte erfahren, was Ferdinand hier von ihm begehrte, und ging bald mit ihm ins Freie. Hier herrschte er ihn

an: „Mensch, was tust du jetzt hier? — Wenn man uns auf der Spur ist, dann macht dich diese Fahrt mordsverdächtig. — Wenn sie uns nun beobachten? — Die Pol ist schlauer als du denkst. — Kann mir denken, daß du schon beschattet wirst. — Wenn sie's herauskriegen, untersteh dich nicht, mich zu verpfeifen.“ — Ferdinand hatte bei diesen Sätzen die Farbe gewechselt. Totenbleich schaute er die Straße auf und ab, die aber jetzt keine Polizei bewachte. Ferdinand sagte nun unvermittelt: „Ich muß meinen Anteil an dem Geld haben. Ich brauche es sofort.“ — Der Mann wollte heftig werden, bezwang sich aber und sagte wie anerkennend: „Es war ein gutes Geschäft.“ — Ferdinand war so klug zu bemerken: „Kann ich mir denken bei dem feinen Material.“ — Der Mann wollte ihn offenbar weiter verführen, und er ging ihm scheinbar wieder in die Falle. „Übrigens keine Angst“, sagte der Mensch, „die kriegen uns schon nicht. — Wenn Gras über die Geschichte gewachsen ist, drehen wir ein anderes Ding. — Abgemacht?“ Er hielt ihm die Hand zum Handschlag hin. Ferdinand aber stand stumm und starrte den Kerl an. Der spottete: „Doch Angst? — Hat das solche Eile mit dem Geld? — Das kannst du noch schnell genug verjubeln. — Na, denn komm.“ — In einer armseligen Kammer wohnte der Mann, der ihm hier das Geld, das sie ausgemacht hatten, aushändigte. Es ging alles in eine Tasche und wog nicht schwer. „Bis auf weiteres“, sagte der Händler im Geschäftston. Ferdinand ging rasch auf die Straße, der Mann folgte ihm. Ferdinand hatte das Geld und sagte nun sehr ruhig: „Kommen Sie, bitte, nicht wieder in unsere Gegend. Wenn Sie das tun, dann geht das nicht gut.“ Er sauste ohne weiteren Abschied von dannen und fühlte sich tief gedemütigt durch diese Berührung mit der Verbrecherwelt.

— — —

Der Pastor hatte an diesem Samstag lange im Beichtstuhl zu tun gehabt. Als er endlich fortgehen konnte, kam doch noch ein Beichtkind. Nach dessen Beichte sagte der Pastor zu Ferdinand: „Du kannst mir morgen in der Dämmerung das Geld bringen, dann bin ich allein zu Hause.“ — Aber Ferdinand bettelte: „Bitte, Herr Pastor, darf ich's nicht sofort abgeben, ich habe es bei mir und möchte auch noch mit Ihnen sprechen.“ — Der Pastor trat aus dem Beichtstuhl und überlegte: „Je nun, dann bete deine Buße und warte, bis es dunkel ist und

der Küster läutet. Dann gehst du seitwärts durch die Sakristei, ehe der Küster aus dem Turm kommt und alles abschließt. Ferdinand fühlte sich wie aus einer Tiefe gerettet. Er grüßte das Licht, das ihm still und vertraulich rot vom Altar leuchtete und das lebhafter glühte, je mehr der Tag versank. Er betete aus kindlich dankbarem Herzen. — Als er, wie verabredet, zum Pastorat ging, durch grüne Anlagenbüsche gedeckt, stand der Pastor schon in der Tür und geleitete ihn über den dunklen Flur in sein Zimmer: „Sprich leise“, flüsterte ihm der geistliche Herr zu.

Der Mond war schon vor einiger Zeit aufgegangen, aber vom Abendgewölk verdeckt gewesen. Jetzt ließ dieser Vorhang sich zum Horizont hinunter und die milden Mondstrahlen erhellten die Stube. Der Pastor hieß Ferdinand sich auf's Sofa setzen und sagte, immer flüsternd: „Das Licht lassen wir besser aus. Geld soll man gar nicht bei Lampenlicht sehen lassen. Heutzutage schleichen überall Späher und Spekulierer umher.“ — Ferdinand fühlte sich bei diesen Worten unwillkürlich getroffen. Er dachte an sein Tun und wurde heiß vor Scham. Er zog schnell seine Scheine hervor und legte sie schweigend auf den Tisch. Dem Pastor kamen seine letzten Worte nun erst zum Bewußtsein. Es tat ihm leid, daß er sie gesagt. „Freue dich, Ferdinand, daß nun alles gut wird“, sagte er leise und tröstend. „Herr Pastor, was ich verdiene, werde ich bringen, bis das Ganze ersetzt ist“, sagte Ferdinand, um sich zu rehabilitieren, aber er war sich dessen nicht klar bewußt. Der Junge tat dem Pfarrer leid, und es tat ihm auch leid, was er ihm nun zu sagen hatte: „Was du bringen muß, ist aber eine hohe Summe. Ihr habt ja nicht bloß die Bronze genommen, ihr habt das Werk eines Künstlers mitgenommen.“ Als Ferdinand die Summe hörte, sank er entmutigt in sich zusammen. Er würde wie ein Galeerensklave an seine Schuld gekettet sein, viele Jahre. Und dennoch konnte diese Aussicht nicht das Glücksgefühl überschatten, das ihn beseelte. Er war an der Seele reingewaschen. Ganz bald ließ diese frohe Überzeugung ihn mutig werden, und er kam in grader Haltung und einem Anflug von Galgenhumor mit dem Spruch: „Herr Pastor, dann muß ich aber fleißig abstottern. Ich komme jeden Monat mit meinem Verdienst.“ — Der Pastor dachte, der Junge ist doch ein prächtiger Bursche. Er überlegte die Sache und hatte plötzlich einen Einfall. „Ja, dann paß

mal auf: Dann kommst du jeden Monat mit deiner Rate zur Beichte und schiebst mir dabei die Scheine durch das Gitter, und niemand fällt das dann weiter auf, daß du mich so oft besuchst.“ — Der Pastor schmunzelte bei dieser Vorstellung. Ferdinand hätte, wenn er es auch bemerkt hätte, jetzt kein Verständnis dafür gehabt. Er hatte ja noch Furcht vor Entdeckung und sagte das auch: „Herr Pastor, ich habe Angst. Wenn ich nur nicht beschattet werde.“ — „Beschattet — wie kommst du darauf?“ — Das zu erzählen, genierte er sich. „Ob die Polizei mich wohl sucht?“, kam es ängstlich. „Die Polizei?“ Der Pastor dachte nach. „Der Pastor drüben hat keine Anzeige gemacht, das weiß ich“, sagte er dann. Auch hatte niemand im Dorf einen Verdacht gegen Ferdinand geäußert, das hätte er wohl durch seine Haushälterin erfahren. Freilich, was die Leute etwa bei sich mutmaßten, das konnte der Pastor auch nicht wissen. Er sagte freundlich: „Wir wollen beten, daß alles gut geht. — Aber, willst du denn wirklich das Ganze bezahlen?“ prüfte er ihn nun. „Das muß ich doch, der andere zahlt doch nicht.“ — Darauf kam keine Antwort, und Ferdinand verabschiedete sich. Er fühlte einen warmen Händedruck.

Zwei Pastöre waren in einer Studierstube beisammen. „Lieber Konfrater, ich bringe dir das Geld für einen neuen Kreuzweg. Hier — die erste Rate. — Das weitere wird kommen!“ Der Empfänger zählte das Geld nach, fragte:

„Stiftung?“

„Nein.“

„Ach so. — Ratenzahlung, sagst du? — Mag schwierig sein. Da fehlt ja leider noch allerhand zum guten Ende.“ —

„Ja, leider — mein lieber Pastor. — Wenn da jemand helfen könnte — das wäre in diesem Falle sehr gut.“ —

„Wir wollen sehen“, äußerte der geistliche Herr, und dann wurde die Angelegenheit nicht weiter besprochen. Beim Abschied gaben sich die beiden Herren so herzlich die Hände, als beglückwünschten sie sich einander.

Eine ganze Woche war vergangen, seit Ferdinands Fahrt nach Bremen. Nichts hatte sich bislang ereignet, was ihn hätte vernichten können. Wie glücklich war nun seine Mutter! Sein Appetit und sein Aussehen besserten sich zusehends. Hinrich Janssen und alle anderen Dorfleute gewöhnten sich an die Tatsache, daß die jungen

Leute vernünftiger geworden waren. Hinrich sagte zu seinem Nachbar: „Das muß ich ja sagen, Bäckmann, euer Ferdinand und auch die anderen, die kriegen nun doch den Krieg aus den Knochen. — Sie sind nun nicht halb so mal mehr als kürzlich noch.“ — Das wurde von Bäckmann als großes Lob hingenommen.

Ferdinand wagte nun auch wieder an Finchen zu denken. Er ging ohne das französische Bärtchen aus, um Finchen zu treffen. Finchen traf er auch, und als er sie zu betrachten wagte, kam sie ihm so mager vor. Sie hatte blaue Ringe unter den Augen. Stumm vor Schreck blickte er zu Boden und erwartete sein Urteil. Er war im Begriff fortzulaufen, um nicht ihre Meinung über ihn, den schlechten Kerl, hören zu müssen. Aber Finchen sagte ihm gar nichts. Sie stand da und machte ein Gesicht, als müsse sie weinen. Wenn Ferdinand noch lange stumm bleiben würde, dann würde Finchen weglaufen vor Verwirrung. Sie verstand das Getue von Ferdinand ja nicht. Aber was sollte Ferdinand sagen? — Wie überhaupt anfangen? — Keine Zeit gehabt, ging nicht, — zuviel Arbeit gehabt, ging nicht. — Er stieß endlich hastig heraus: „Finchen, ich bin krank gewesen.“ — „Krank gewesen? — Oh, ich dachte auch schon, was doch mit dir wohl wäre“, sagte sie leise und traurig. Der Ton sagte ihm, daß sie nichts Schlimmes von ihm vermutete, und nun beschauten sie sich. — „Du siehst auch noch nicht so gut aus wie früher. — Und dein Bart ist weg“, sagte sie, und war neugierig, wie er dazu gekommen, ihn abzuschneiden. „Tut es dir leid?“, wich er aus. — „Nein, gar nicht!“ — „Bist du vielleicht auch krank gewesen, Finchen? — Du siehst auch nicht gut aus“, wagte er zu bemerken. Ein inneres Wissen um Finchens Zustand erwachte plötzlich in ihm und bestätigte sich, als sie rot wurde und geschämig zu Boden sah. Da wurde er so froh. Er vergaß alle Bedenken. „Finchen, komm an, wir wollen zu meinen Eltern gehen, willst du?“ — Finchen blickte ihn erstaunt an, folgte ihm aber gern. Unterwegs erzählte er ihr, daß er sein Motorrad verkaufen wolle. Er müsse nun tüchtig arbeiten und sparen, um Autoschlosser werden zu können.

Und nun ging es Ferdinand immer besser. Sie waren ihm alle gut. Was war er doch für ein netter Junge!

Als er eines Tages über die Hälfte seiner Schuld abgetragen hatte, da flüsterte

der Beichtvater ihm zu: „Nun ist alles bezahlt. Nun hast du keine Schulden mehr.“ — „Aber —“ Der geistliche Herr winkte ab: „Wie ich sagte, es ist alles in Ordnung. Jemand hat dir geholfen. — Nun bleibe auch für immer brav.“ —

O felix culpa — glückliche Schuld! — Wäre Ferdinand jemals so hoch beglückt und kindlich froh geworden, dazu ein so gefestigter Ehrenmann, wenn er nicht gesündigt hätte? — Wie merkwürdig geht es zu in der Welt! —

Elisabeth Reinke

Hermann Düvell an seinen Bruder Conrad über die letzte Hinrichtung in Friesoythe

Friesoythe, den 26. August 1842

Lieber Conrad!

Wir freueten uns sehr aus Deinem lb. Brief Dein Wohlbefinden zu vernehmen und können Dir dasselbe unsererseits auch versichern; wenn sich gleich auch kürzlich viele Krankheitsfälle gezeigt haben. Unter anderen erkrankten vorgestern ganz plötzlich Beeken Flit und Pöttgers Balstert höchstwahrscheinlich an den Folgen des zu übereilten Wassertrinkens in dieser heißen Zeit. Beide waren anfangs ganz verwirrt, sollen aber jetzt schon viel besser seyn. Nost Helmerich lag auch schon eine lange Zeit an einer Lungenentzündung darnieder, welcher auch bedeutend besser ist. Daß der alte Noest Jan vor ungefähr vier Wochen gestorben ist, wird Dir wohl nicht mehr unbekannt seyn. Noch immer haben wir keinen Arzt, hoffen aber bald einen an F. Leiber, der täglich erwartet wird, zu bekommen.

Jetzt muß ich Dir mal eine ganz wichtige Begebenheit erzählen, die sich heute vor drei Wochen hier zugetragen. Heute vor drei Wochen (am Freitag) fand nämlich die Enthauptung des Ahrlich E. aus dem Kirchspiele Strücklingen statt, der, wie Dir bekannt, vor anderthalb Jahren auf eine so schaudervolle Art seine Braut ermordete. — Tags vorher kamen hier 250 Mann Soldaten an, welche hier bei den Bürgern einquartiert wurden. Wir kriegten 2 Unterofficiere. — Dann kamen drei Herren aus der Justiz-Canzlei zu Oldenburg nebst dem Pastor Kleikamp aus Oldenburg mit Extrapost von 4 Pferden. Ferner das Landgericht zu Cloppenburg, bestehend aus dem Assessor Driever und Oncel Hochharz, ebenfalls mit Extrapost von 4 Pferden. Des Nachmittags um 6 Uhr kam der Mörder, gesessen auf einem Korbwagen, neben ihm 1 Dragoner, vor ihm 2 Dragoner und hinter ihm 2 Dragoner, zudem war der Wagen noch von 6 reitenden Dragonern umgeben. Er wurde in die hiesige Schießerei

gebracht und daselbst bewacht, nur der Hl. Pastor von Oldenburg und Unserer hatten freien Zugang. Den ganzen Nachmittag kamen noch von allen Seiten Wagen von Fremden an; sowie auch die ganze Nacht hindurch. Alle Wirtshäuser waren so besetzt, daß durchaus kein Platz mehr war. In Pancratzhause sollen sogar 100 Vornehme auf dem Stroh geschlafen haben. — Bei Hanschen, Wittrocks, Flinks, kurz in allen Kneipen, war's voll. — Anderen Tages des Morgens um 6 Uhr besetzte die Wache eine auf dem Markte vor von der Horst Haus errichtete Estrade von 1½ Fuß hoch und 15 Fuß im Quadrat, worauf sich ein Tisch und ein Stuhl, von schwarzem Tuch umhangen, befanden. Um 8 Uhr begaben sich die 250 Mann Soldaten nach dem Amte und von da hinten um zur Schießerei. Hinter diesen folgten zwei und zwei der Herr Hofrath von Buttell — Canzleisecretair von Stein, ferner Onkel Hochhartz und Assessor Driever — Amtmann Tappenbeck — Auditor Driever — Landesherlicher Vogt — Bürgermeister Wreesmann. Die ersten sechs waren alle im großen costüm, mit goldgestickte Kragen und Aufschlägen, großem Hut a la Napoleon und Degen an der Seite. Dann folgte der Canzlei Bote mit den Acten und zuletzt der Scharfrichter, welcher von Hannover beordert war. Bei der Schießerei angekommen, wurde der Mörder, von beiden Geistlichen umgeben, vorgeführt und von 6 Dragonern nach der Estrade auf dem Markte gebracht, den dann der ganze Zug folgte. Der Mörder war gekleidet in einem greisen Kittel und Holzschuhen und bloßen Kopfes. Auf der Brust und auf dem Rücken hatte er eine Tafel, worauf mit großen Buchstaben „Mörder“ stand. Auf dem Markte mußte er auf dem mit Tuch umhangenen Stuhle Platz nehmen und zwar so, daß er mit dem Rücken nach der Moorstraße gekehrt den vor ihm stehenden Gerichtsherren in's Gesicht schauen konnte. Sodann wurde ihm noch zum letzten-



male die ganze Mordgeschichte vorgelesen und das Messer gezeigt, womit er die Mordthat verübt. Zuletzt, nachdem das Todesurtheil gesprochen, wurde von dem Hofrath von Buttell ein ihm vom Canzleiboten überreichtes Stäbchen von Holz gebrochen, worauf die rundum versammelten Militaire das Gewehr praesentirten und er unter ein langsames Läuten der Bethglocken zum Richtplatz geführt. Das Schaffot war gerade vor dem Langenstraßer Heiligenhäuschen errichtet und war 15 Fuß im Quadrat und 9 Fuß hoch. Dort angekommen, brachten ihn die beiden Geistlichen hinauf und fragten ihn noch zum Letztenmale, ob er vielleicht noch was auf dem Herzen habe, welches er mit Nein beantwortete und darauf von beiden Herren so rührend Abschied nahm, daß sie weinend das Schaffot verließen. Die Scharfrichters-Knechte banden ihm ein Tuch vor die Augen, worauf der Scharfrichter den Degen nahm und den Kopf in einem Schlage vom Rumpfe trennte. Die sämtlichen Gerichtsherren standen unmittelbar vor dem Schaffote, so daß sie dem Mörder ins Gesicht sehen konnten. Nach diesem Acte wurde der Körper mit Kleidern und allem in einen unbehobelten Sarg gelegt und von den Henkersknechten hinter dem Heiligenhäuschen, unmittelbar an unserer Hören, begraben. Mit welcher Ruhe der Mörder sich dem Richtplatze näherte und wie gelassen er sich die Augen verbinden ließ, kannst Du garnicht denken und beweist dies wohl eine völlige Aussöhnung mit Gott, wessen auch unser Pastor an dem darauf folgenden Sonntage in seiner Predigt erwähnte. Er habe nämlich gesagt: Man könne ihm nur auf die peinlichste Art das Leben nehmen, wenn er sich nur Oben der Verzeihung versichert halten könne. Eben vor dem Ansetzen des Schwertes rief er noch „Gott sey mir Sünder gnädig!“ Es war eine gräßliche Begebenheit, die seit ungefähr dritte halb hundert Jahren hier nicht stattgefunden hat.

Man wollte ihn anfangs auf dem Platze der Mordthat, nämlich da in der Wiese in Strücklingen enthaupten, fand jedoch diesen Ort zu klein für die Zuschauer, weshalb Friesoythe gewählt wurde als Sitz des Amtes. Man hätte es auch auf dem Wege nach Thülle, nämlich da bei dem ersten Berge, vornehmen können, was aber deshalb unterblieb, weil er von da aus nicht nach Saterland sehen konnte, was die Canzlei durchaus wollte.

Der Großherzog hat sich sofort nach Unterzeichnung des Urtheils nach Eutin begeben und wird daselbst noch wohl 4 Wochen ver-

weilen. Lisette und ich reisten 4 Tage vor der Hinrichtung mit Amtmanns Wagen, welcher nach Leer fuhr, um Wilhelm abzuholen, zum Besuch nach Saterland, wovon ich jedoch am Tage vor der Hinrichtung mit Bitter wieder zurückkam. Lisette hat 14 Tage da zugebracht und von der ganzen Geschichte nichts gesehen.

Soeben (Mittags um 3 Uhr) wird mit der Nothglocke geläuten: Der Unteroffizier Kösters, Halbbruder von Hl. Westerhoff, und Auditor laufen hinaus und alles verfügt sich zur Kirchstraße, wo in Balsters Hause Brand entstanden sein soll, ich muß daher das Papier vorläufig weglegen. — Der Brand ist nicht zum Ausbruche gekommen, was wirklich Schade ist, weil die Kirchstraße sonst schön geworden wäre. — Der Auditor Driever kommt nach Jever, wo Hl. von Heimbürg Amtmann geworden ist, und reist schon heute über 8 Tage dahin ab. Er läßt Dich vielmals grüßen. Wir kriegen hier einen gewissen Büsing wieder, welcher bis jetzt Auditor beim Amte Abbehausen war. Er ist erst kürzlich verheirathet und wird Roters Haus beziehen. Ein ganz kleines schwarzes Männchen. —

Wilhelm Tappenbeck, Mathilde, Netgen, Lisette, Nesgen und ich gehen jeden Abend 8 Uhr im Garten und spielen da Guitarre und singen bis 11 Uhr. Eine angenehme Parthie, nicht wahr? — Ich befinde mich jetzt ganz wohl, mein Husten ist gänzlich verschwunden.

Mariägeburt oder kurz nachher, gedenke ich wieder auf 14 Tage nach Cloppenburg zu gehen.

Jetzt, Brüderchen, muß ich aufhören zu schwatzen, sei herzlichst von mir und allen Deinen hiesigen Bekannten begrüßt.

Dein Bruder Hermann

Anm.: Vgl. Volkstum und Landschaft, Heimatbeilage der Münsterländischen Tageszeitung in Cloppenburg 1952 (12. Jahrgang) Nr. 14, S. 11. — Das Original des hier abgedruckten Briefes befindet sich im Besitz des Unterzeichneten.

Fritz Bitter

'n plattdütsken Snack

„Nu bin'k d'r achter“, sä de Jung, do löp üm de Kooh weg.

Franz Morthorst

Das Anschuß- oder Aufstrecktsrecht in unseren Mooren

Vor der Aufteilung der Marken und Gemeinheiten gaben die unregelmäßigen Grenzverhältnisse zwischen den einzelnen Kirchspielen oder Bauerschaften wiederholt den Anlaß zu heftigen Streitigkeiten über das Mitweiderecht (Compascuum) der Markgenossen. Aber auch die großen Grenzmoore, z. B. zwischen dem oldenburgischen Ammerlande und dem Niederstift Münster, riefen hinsichtlich der Nutzung manche Fehde hervor. So war es im Jahre 1756 in dem sogen. Hattener Vergleich zu einer genauen Festlegung der Landesgrenze gekommen. Dabei wurden auch die Mitweideverhältnisse geregelt, nachdem bereits im Jahre 1661 in dem sogen. Reinershausenschen Vertrag über den Gegenstand verhandelt worden war. Die Urkunden des Hattener Vergleichs sind durch den König von Dänemark als Graf zu Oldenburg und Delmenhorst und durch den Fürstbischof von Münster vollzogen worden. Gelegentlich einer späteren Auseinandersetzung wurde auch über die Eigentumsverhältnisse an den sogen. Erbmooren im Harkebrügger Gebiet, sowie über die Aufstreckung der Moorhufen verhandelt. Das Amt Friesoythe hatte dazu in einem Bericht vom 25. April 1843 ausgeführt:

„Die Friesoyther wie die Eingesessenen in den übrigen Kirchspielen des Amts haben sogen. Privatmoore seit unvordenklichen Zeiten im erbeigentümlichen Besitz. Dieser Besitzstand beschränkt sich auf eine gewisse Breite, wird aber in der Länge in ganzer Aufstreckung bis wo das Moor aufhört oder ein anderes Gebiet anfängt in Anspruch genommen und ist immer frei darüber disponiert.“

Man berief sich dabei auf das oldenburgische Aufstrecktsrecht, das als altes Wohnheitsrecht galt und auch in den ostfriesischen Mooren als „Upstrecktsrecht“ ausgeübt wurde. Die ostfriesischen Hofbesitzer verteidigten dieses Recht, in dem sie auf alte Kaufbriefe zurückgriffen, in denen Ausdrücke wie „dat Moor so lang dat strecket“ u. dergl. erwähnt wurden. Jeder Genosse habe Anspruch auf einen Torfstich am Rande des Moores, in der Regel hinter seinem Hoflande, und könne das Moor unter geradliniger Verlängerung der beiden seitlichen Grenzen soweit als zu seiner Rechtssphäre gehörig betrachten, bis diese Aufstreckung an einen Weg, Fluß, See oder an ein Heidfeld stoße.

Von der preußischen Regierung war die Ausübung dieses Rechts als „ein Akt heimlicher Besitzergreifung“ angesehen worden. Aus diesem Grunde und um die unregelmäßige Nutzung zu unterbinden, wurden Verhandlungen eingeleitet, die letzten Endes im Jahre 1765 zu dem „Urbarmachungsedikt“ Friedrichs des Großen führten. In diesem Edikt wurde verordnet, daß „die grünen Anger und Niederungen um und nahe bei den Dörfern, welche im Sommer Gras tragen und zur Weide geschickt sind, den Dorfschaften als Eigentum gelassen werden (§ 5). Die wüsten, unbebauten Heidfelder dagegen werden schlechthin für königliches Eigentum erklärt, an welchem der Gemeinde die bisher genossenen Nutzungen, Viehtrift und Plaggenhieb, solange verbleiben, bis die Kammer Kolonisten gefunden hat.“

Nach Oldenburger Auffassung war dies ein Eingriff in alte Wohnheitsrechte. Zwar war noch zu Graf Anton Günthers Zeiten bestätigt worden, daß „alles, was unbehaget, unbehauset und ungegraben im Wilden liegt, des Landesherrn eigen sei“, doch wurde im Jahre 1706 in der sogen. „Köterordnung“ anerkannt, „daß die Möhrten hinter den sotanen Bauen sowohl jetzige als künftige nach wie vor, für Erbpertinentien (Zubehör) der Bauen zu halten seien“; man betrachtete sie als Vorzugsrecht für eine spätere Einweisung. Die Verordnung ist im „Corpus Constitutionum Oldenburgicarum“ veröffentlicht und von König Friedrich IV. von Dänemark unterzeichnet. Sie enthält die Regelung „wie es zwischen denen Einhabern der Herrschaft und Gutsherrlichkeiten an denen wilden Möhrten anschließenden Bauen und denen von Ihnen darauf gesetzten Kötern, in Punkto die Benutzung gedachter Möhrten und Kötereien zukünftig in denen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst gehalten werden sollen.“

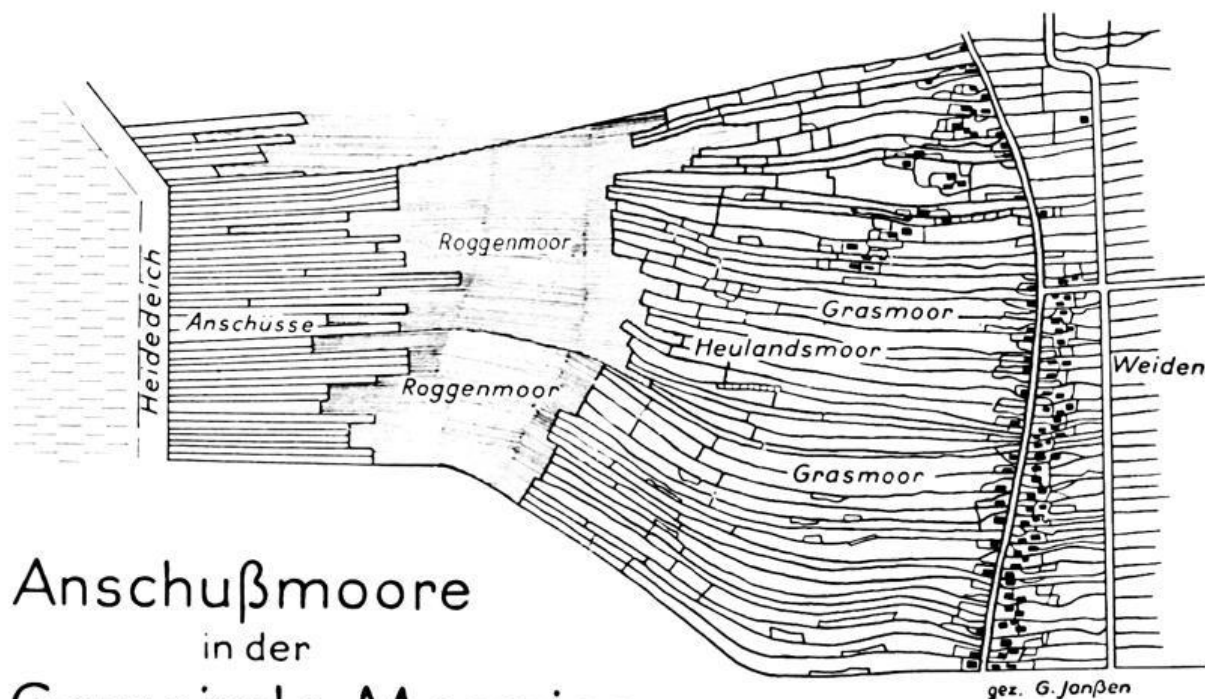
Sie war in erster Linie erlassen worden, um aufkommenden Streitigkeiten vorzubeugen, nicht zuletzt aber auch, um das kultivierte Land für neue Abgaben zu erfassen. Die Ordnung wurde dadurch eingehalten, daß entsprechend dem Kultivierungszustand von Zeit zu Zeit neue Zuweisungen stattfanden, bis die Grenze der Bauerschaft erreicht wurde. In der neueren Zeit ist das Anschußrecht hinfällig geworden, weil die Teilungsverfahren abgeschlossen sind. Durch das



Anschuß- oder Aufstrecksrecht haben sich in unseren Mooren die langen schmalen Besitzstücke herausgebildet, die als Moorhufen bezeichnet werden und bis auf den heutigen Tag — zum Teil mit Torfstichgerechtigkeiten belastet — erhalten sind. Viele dieser Flächen wurden, wenn sie unwirtschaftlich geformt waren, einem Flurbereinigungsverfahren unterzogen und neu aufgeteilt. Durch diese Maßnahme wurde

außer einer wirtschaftlich günstigen Einteilung erreicht, daß die Belastungen und Dienstbarkeiten abgelöst und gleichzeitig die Wege- und Wasserverhältnisse neu geregelt wurden.

Literatur: Zeitschrift für Verwaltung und Rechtspflege, Band 8, Hugenberg; Innere Kolonisation, Berlin 1896.



Anschußmoore in der Gemeinde Moorriem

Fritz Diekmann

Auswanderung und Heilerleutenot

Seit altersher gilt das Oldenburger Münsterland als das geburtenfreudigste Gebiet des Landes Oldenburg. Wie die „Statistischen Jahrbücher“ des Großherzogtums Oldenburg, des späteren Freistaates und des jetzigen Verwaltungsbezirks nachweisen, hat in jedem Jahre und in jeder Gemeinde des Münsterlandes die Zahl der Geburten die der Todesfälle überstiegen. Eine Ausnahme machten in der Zeit von 1875—1895 nur die Städte mit Krankenhäusern, wie Vechta und Friesoythe, wo die Zahl der Todesfälle überwog. Man dürfte also mit Recht annehmen, daß die Bevölkerung des Münsterlandes von einer Volkszählung bis zur nächsten (meistens alle fünf Jahre) zugenommen hätte. Eigentümlicherweise ist das aber nur der Fall im Gebiet des ehemaligen Amtes Fries-

oythe, wo die Bevölkerung von 5802 Einwohnern im Jahre 1816 auf 31 001 im Jahre 1950 anstieg, und wo nur im Zeitraum von 1871—1875 ein Rückgang von 199 Einwohnern zu verzeichnen war. Im Amte Vechta und im alten Amte Cloppenburg dagegen ist von 1835—1890 von Zählung zu Zählung eine Verminderung der Bevölkerung erfolgt.

Der Rückgang der Bevölkerung im Münsterlande ist zurückzuführen auf die Auswanderung nach Übersee (Nord- und Südamerika und Australien) und nach inner-europäischen Ländern (Ungarn, Siebenbürgen). Als Grund der Auswanderung geben die Jahrbücher an: Ungünstige Bodenverhältnisse, das Fehlen jeglicher Fabrik-tätigkeit, die den Erwerb eines Grundstücks erschwerende Geschlossenheit der Stellen, die

für aufgehoben oder ablösbar erklärten gutherrlichen Leistungen und vor allem und in erster Linie die *eigentlichen Heuerverhältnisse mit überforderter Hilfeleistung*.

In den anderen Teilen des Oldenburger Landes (Oldenburgische und Jeversche Geest und Marsch), in denen das Heuerleutewesen unbekannt war, trat die Auswanderung kaum in Erscheinung. Sie betrug z. B. im Jahrzehnt 1855—1864 im Münsterland 2217 = 34,5 Prozent, in der Marsch 352 = 5,1 Prozent und in der Old. und Jev. Geest 576 = 5,5 Prozent auf 100 000 Einwohner.

Im Münsterland wurde das Amt Vechta mit seiner großen Zahl von Heuerleuten und seiner dichten Bevölkerung am stärksten betroffen. Ihm folgte das Amt Cloppenburg, wo hauptsächlich im südlichen und östlichen Teil die Heuerleute stark vertreten waren. Im Amte Friesoythe dagegen, wo man das Heuerleutewesen nicht kannte, hat die Auswanderung keine nennenswerten Verluste gebracht.

Auf 100 000 Einwohner wanderten durchschnittlich jährlich aus:

aus dem	1843-1850	1851-1860	Einwanderer
Amte Vechta	1291	847	39
Amte Cloppenburg	853	436	36
Amte Friesoythe	132	150	12

Das ergibt für das Münsterland in dieser Zeit eine Gesamtauswanderung von 13 332. Von ihnen entfallen auf das Amt Vechta 7685 = 23,8 Prozent, auf das alte Amt Cloppenburg 15 Prozent und auf das Amt Friesoythe nur 2,43 Prozent. In den einzelnen Gemeinden war die Auswanderung ganz unterschiedlich. Um die Mitte des Jahrhunderts und späterhin betrug sie durchschnittlich 1 Prozent der Bevölkerung. Einige Gemeinden gingen aber weit über dieses Normalmaß hinaus, z. B. Neuenkirchen mit 1,33, Holdorf und Damme mit 1,09 und Bakum mit 1,04 Prozent. Andere Gemeinden dagegen wurden weit weniger von der Auswanderung betroffen. Die Gemeinde Essen erlitt von 1828—1875 einen Bevölkerungsverlust von 716 Personen = 21 Prozent der Bevölkerung von 1828. In Cappeln lag der Bevölkerungsschwund in den Jahren 1828—1858 bei 16,8 Prozent, in Emstek bei 6,5 Prozent und in Cloppenburg bei 5,8 Prozent. Allein im Jahre 1866 wanderten aus dem Münsterland 741 Personen aus (440 Männer und 301 Frauen), denen nur 27 Einwanderer gegenüberstanden. Von den Auswanderern waren

378 Personen in 73 Familien Landwirte. Im letzten Viertel des Jahrhunderts ließ die Auswanderung zwar nach, betrug aber immerhin noch 719 Personen in der Zeit von 1874—1879 (1874 = 237, 1875 = 120, 1876 = 79, 1877 = 88, 1878 = 136, 1879 = 59).

Zur Erklärung der Auswanderung aus den Kreisen der Heuerleute scheint es notwendig, auf die Notlage der Heuerleute näher einzugehen. Sie waren bis zu Beginn der Auswanderung hauptsächlich auf die Erträge ihres Pachtlandes angewiesen, die ihnen zwar den Lebensunterhalt sicherten, aber keine Gelegenheit boten, zu barem Geld zu kommen. Die Viehzucht beschränkte sich auf höchstens zwei Kühe, einige Schweine und ein paar Hühner, da es sowohl an Stallungen als an Weidegelegenheit mangelte. Viele Heuerleute verlegten sich daher notgedrungen auf eine Nebenbeschäftigung, auf den Flachsanzug und das Spinnen, auf das Stricken von groben Socken aus Heidschnuckenwolle, auf den Torfstich und den Torfverkauf, auf Buchweizenanbau und Bienenzucht, oder sie gingen als Torfgräber und Grasmäher nach Holland und Dänemark oder als Büsgänger auf Heringsfang. Die Verdienstmöglichkeiten waren aber sehr beschränkt, denn die Hilfe beim Bauern hatte immer den Vorrang. Traten dann plötzlich Tod und Krankheit, Brandunglück oder unvorhergesehene Notfälle ein, so geriet der Heuermann leicht in arge Verlegenheit, und er mußte bei seinem Bauern um Hilfe einkommen.

Einige Beispiele aus dem Anschreibebuch eines Bauern mögen die Not der Heuerleute in dieser Zeit demonstrieren. Da hatte z. B. der Bauer folgende Ausgaben für seinen Heuermann notiert: „Doktor zwei Rezipen = 12 Groschen, for Midez in = 22 Groschen, als seine Kinder die Kretze hatten = 2 Rthlr.“ Und dann folgt: „Ein Sark gemacht, Kienruss und Kreide = zwei Groschen, Nägel = zwei Groschen, das war alles!“ — „1828 kauft Dirk Wulf ein Ferken, bleibt einen Taler schuldig und zahlt am 11. 11. 30 noch 19 Groschen. Sind arm gestorben und ist dieselben geschonken“. — — Hermann Meyer quält sich von 1824—1850 vergeblich, aus seinen Schulden zu kommen, weil er immer für seine Kinder Brot kaufen muß. Obwohl er sogar seine Stubenuhr verpfändete, hatte er 1850 noch 56 Rthlr. Schulden. Und dann folgt als letzte Eintragung: „Er ist gestorben, und all sein Nachlaß ist durch den Untervogt verkauft, welches ich alles erhalten

habe für 26 Rthlr. Das andere bleibt er schuldig. Da er Todt ist, muß auch alles bezahlt sein!" — — Ein Knecht vom Hofe war unter Hinterlassung von zwei Talern und zwei Groschen Schulden, von denen er sich acht Groschen für die letzte Kermesse geliehen hatte, nach Amerika ausgekniffen. „Dort ist er gestorben, und ich muß es Ihn vor Not schenken.“

Der oberflächliche Leser mag den Bauern vielleicht der Hartherzigkeit zeihen, aber man muß auch bedenken, was der Bauer bei seinen Heuerleuten durchstreichen und was er selbst an Bitternissen erleben mußte. In seinem Büchlein steht nämlich am Schluß: „Meine vielgeliebte Frau Maria Catharina Gebohrene H. Starb am 19. April 1844 und Sie hinterließ mich fünf Kinder, das kleinste war 4 Stunden alt. Sie hat 18 lebende Kinder zur Welt gebracht und Sie ruhe in Gott.“

Die Auswanderung aus den Kreisen der Heuerleute setzte Ende der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein und wurde bis etwa 1885 unter verschiedenen Schwankungen durchgeführt. Bis 1845 stieg sie stark an, ließ 1850 nach, als aus Nordamerika Nachrichten über Arbeitslosigkeit und Mangel an Verdienst nach Oldenburg kamen. Bald aber traten günstigere Verhältnisse ein, und die Auswanderung nahm wieder zu, bis sie 1860 durch den amerikanischen Bürgerkrieg völlig ins Stocken geriet. Aber schon während des Bürgerkrieges wurden die Aussichten wieder günstig, da die Auswanderer nicht zu den Kriegskosten herangezogen wurden. Nach 1864 nahm sie wieder rapide zu, da nunmehr die größte Notzeit für die Heuerleute angebrochen war.

Die Hausindustrie, das Spinnen und Stricken, mußte den modernen Maschinen weichen, die Hollandgängerei hörte auf, und die Markenteilung verhinderte den freien Viehtrieb und das Schullenstechen. So blieb den bedrängten Heuerleuten als einziger Ausweg nur die Auswanderung zum Lande der unbegrenzten Möglichkeiten oder nach Siebenbürgen.

Das Hauptkontingent der Auswanderer stellten, wie schon erwähnt, die Heuerleute und ihre erwachsenen Söhne. Aber auch abgegangene Bauernsöhne, Handwerker und Lehrer suchten sich in einer neuen Welt eine neue Zukunft. Die ersten Lehrer in den Bauerschaften waren ja auch in vielen Fällen Heuerleute oder Heuerleutesöhne gewesen, die mit Erlaubnis des Pfarrers den

Schuldienst übernommen hatten. Da das Einkommen von dem Schulgeld der Kinder abhängig war, reichte es in kleinen Schulen kaum zum Leben, so daß die Lehrer nicht heiraten konnten und die Schulwohnungen leer standen. Als die ersten Lehrer, die den Weg über den großen Teich wagten, sind bekannt die Lehrerfamilie Stallo aus Grandorf und die Lehrerfamilie Högemann aus Bevern. Ihr Fortzug etwa um 1930/31 erregte damals im Münsterland berechtigtes Aufsehen.

In der Zeit von 1867—1884 wagten 19 Lehrer die Reise nach Übersee: 1867 Aug. Konerding aus Vechta und Joseph Lohmann aus Steinfeld, 1868 Bern. Köster aus Cloppenburg, 1869 Klausgrethe aus Uptloh, 1871 gr. Knabke aus Visbek, Joseph Grever aus Damme, 1872 Jos. Haarmann aus Cappeln, Cl. Willenbrink aus Lohne und Ferd. Mönnig aus Bakum, 1873 Wilh. Hölscher aus Stapelfeld, Bern. Grote aus Steinfeld, Aug. Rethmann aus Lohne, Joh. H. Muhle aus Rechterfeld und Aug. Baeker aus Markhausen, 1883 J. H. Emke aus Bösel und Joh. Fangmann aus Langförden, 1884 Bern. Hilgefert aus Dinklage, Herm. Middeldkamp aus Damme und Karl Meyer aus Oythe.

Nach langen Entbehrungen und mühevoller Pionierarbeit fanden viele Auswanderer in der neuen Heimat das ersehnte Glück. Heuerleute aus südoldenburgischen Gemeinden fanden in Siebenbürgen und Ungarn eine neue Existenzmöglichkeit. Sie gründeten deutsche Dörfer und gelangten zu Wohlstand und Ansehen. Einer der ersten Amerika-Auswanderer, Lehrer und Kaufmann Franz-Joseph Stallo, gründete die Stadt Minster. Sein Bruderssohn Joh. Bern. Stallo, dessen Vater Lehrer in Sierhausen war, wurde 1840 Lehrer am Jesuitenkolleg in Cincinnati, war dort von 1852—1885 Richter und von 1885—1889 Gesandter in Rom. Auswanderer, die in der Ferne eine gesicherte Existenz gefunden hatten, vertraten die Stelle der Werber, und so dauerten die Fortzüge an, bis endlich in der Heimat bessere Verhältnisse eintraten.

Bei vielen aber wurde das „Fahren im Kutschenwagen“, wie es sich mancher Heuermann erträumt hatte, nicht zur Wirklichkeit. So fanden um 1860 von 42 Auswanderern aus Essen sechs wieder den Weg in ihre, wie Zimmermann Brümmer sich aus-

Übersicht

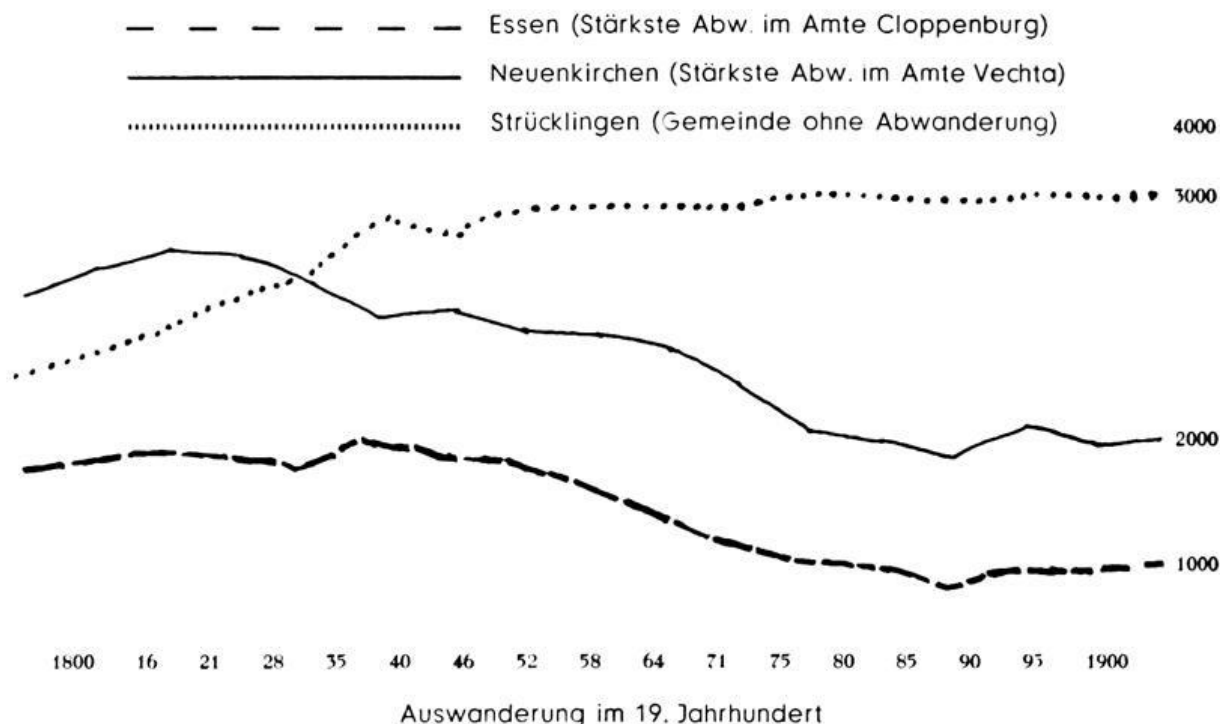
über die Zunahme (= +) oder Abnahme (= —) der Bevölkerung in den einzelnen
Gemeinden des Münsterlandes

Amt Cloppenburg	1816—1855	1855—1875			1875—1895			1816—1895
	Zu- oder Abnahme	Die Zu- oder Abnahme wurde veranlaßt durch Unterschied von						Zu- oder Abnahme
		Geb. u. Todesf.	Zu- oder Fortzug	Zu- oder Abnahme	Geb. u. Todesf.	Zu- oder Fortzug	Zu- oder Abnahme	
Cappeln	—151	+170	—268	— 98	+331	—228	+103	—146
Cloppenburg	+144	+117	+288	+405	+103	+262	+365	+914
Emstek	+116	+151	—335	—184	+329	—257	+ 72	—180
Essen	—135	+199	—501	—202	+476	—241	+235	— 98
Garrel	+374			+206	+322	—259	+ 63	+643
Krapendorf	+222			—114	+452	—329	+113	+221
Lastrup	— 13	+ 94	—253	—159	+176	— 52	+124	— 48
Lindern	+318	+ 75	—272	—198	+189	—100	+ 89	+209
Löningen	+569	+485	—828	—343	+488	—405	+ 93	+318
Molbergen	+465	+188	—222	— 34	+136	—230	— 94	+337

Amt Friesoythe								
Altenoythe	+383			— 94	+145	—172	— 27	+262
Barßel	+569	+326	— 33	+293	+482	—411	+ 71	+933
Bösel	+441			+126	+226	—251	— 25	+542
Friesoythe	+239	+ 76	— 6	+ 70	— 33	+163	+130	+439
Markhausen	+266	+157	—157		+113	—125	— 12	+254
Ramsloh	+303	+132	—106	+ 26	+ 21	—136	—115	+214
Scharrel	+707			+ 43			— 89	+661
Strücklingen	+289	+238	+124	+362	+509	+408	+917	+1568

Amt Vechta								
Bakum	— 15	+246	—462	—216	+361	—270	+ 91	—140
Damme	—469	+554	—950	—396	+851	—843	+ 8	—857
Dinklage	—659	+294	—396	—102	+717	—351	+366	—359
Goldenstedt	+ 76	+320	—406	— 86	+564	—283	+281	+271
Holdorf	—189	+294	—506	—212	+338	—440	—102	—503
Langförden	— 4	+247	—247		+295	—244	+ 51	+ 47
Lohne	+316	+637	—815	—178	+896	—440	+456	+594
Lutten	+303	+173	—235	— 62	+102	—155	— 53	+188
Neuenkirchen	—295	+307	—553	—245	+263	—460	—197	—738
Oythe	+ 52	+186	—152	+ 34	+145	—167	— 22	+ 64
Steinfeld	+347	+304	—999	—695	+690	—570	+120	—228
Vechta	+740	+ 20	+274	+294	—120	+586	+466	+1500
Vestrup	— 34	+ 88	—186	— 98	+134	—140	— 6	—138
Visbek	+379	+373	—501	—228	+447	—255	+192	+343

Aus vorstehender Tabelle seien jetzt drei Gemeinden des Münsterlandes (Essen, Neuenkirchen und Strücklingen) herausgegriffen, die in graphischer Darstellung die Kurven in der Bevölkerungsbewegung von 1800—1900 klar aufzeigen.



drückte, „unschöne aber doch gute Heimat“ zurück, wo sich inzwischen die Verhältnisse durch die segensreichen Folgen der Markenteilung wesentlich zum Besseren gewandelt hatten.

Zwar hatten die Heuerleute selbst keinen Anteil an der Teilung, da nur der Staat und die Grundbesitzer anteilberechtigt waren. Aber mit Hilfe der Heuerleute begannen jetzt die Bauern, größere Flächen des alten Markengrundes zu kultivieren, wobei ihnen die Erfindung des künstlichen Düngers sehr zustatten kam. Dadurch konnten entweder neue Heuerstellen geschaffen oder die bestehenden vergrößert werden. Hinzu kam, daß der um Bakum und Vechta, um Essen und Quakenbrück stark vertretene niedere Adel an Einfluß und Einkommen verlor, so daß viele Bauern sich loskaufen konnten und viele Edelhöfe zerstückt wurden, was sich letzten Endes auch wieder günstig für die Heuerleute auswirkte. Auch der Staat trat für die Heuerleute ein, indem er auf der von ihm erworbenen Tertia (dem dritten Teil der Marken) eine Reihe Neusiedlerstellen schuf.

Auch andere Momente begünstigten eine Besserung der wirtschaftlichen Lage, so der Bau der Eisenbahnen und des Hunte-Ems-Kanals, eine bessere Rationalisierung der Landwirtschaft, die Gründung durch Lupinen und vor allem die Erfindung des Kunstdüngers.

Zu der Übersicht über die Auswanderung in den einzelnen Gemeinden im 19. Jahrhundert mögen noch folgende Erläuterungen als Aufklärung dienen.

Von seiten der Behörden galten nur solche Personen als Auswanderer, deren Auswanderung zur Kenntnis der Behörden gelangte. Frauen, die durch Heirat das Heimatrecht erworben oder verloren hatten, wurden nicht als Auswanderer gerechnet. Die Nachweise der Behörden sind daher unvollständig, auch deshalb, weil die Auswanderung nur durch die Militärpflicht beschränkt war und die Nachweise für das Herzogtum Oldenburg erst mit dem Jahre 1850 beginnen.

In den Jahren 1885—1890 ist in allen Gemeinden des Amtes Cloppenburg ein geringer Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen, der aber noch nicht dem natürlichen Geburtenzuwachs entsprach, ein Beweis, daß die Auswanderung noch nicht ganz abgeklungen war. Erst bei der Volkszählung 1890 erreichte die Bevölkerung des Amtes mit 22 236 Einwohnern fast wieder den Stand von 1821 (22 396). Von nun an stieg die Kurve steiler aufwärts und erreichte 1939 fast das Doppelte von 1885 (44 088). Den letzten und stärksten Auftrieb erhielt die Bevölkerung durch den Zuwachs an Flüchtlingen und Ostvertriebenen in den Jahren 1946—1950. So wuchs die Bevölkerung des alten Amtes Cloppenburg auf

65 499, also fast auf das Dreifache von 1821. Die entsprechenden Zahlen für das alte Amt Friesoythe lauten 1821: 6312, 1885: 10 408, 1939: 24 510, 1950: 31 001. Während demnach die Bevölkerung Cloppenburgs um 192 Prozent zunahm, stieg sie in dem von der Auswanderung kaum betroffenen Amte Friesoythe um 391 Prozent.

Im Kreise Vechta (die alten Ämter Vechta, Steinfeld und Damme) war um die Jahrhundertwende noch nicht der Bevölkerungsstand von 1828 wieder erreicht (1828: 37 036, 1900: 36 263). Dann aber nahm die Bevölkerung rapide zu, stieg 1910 auf 39 949, 1925 auf 46 205, 1939 auf 52 176 und erreichte 1950 mit 80 710 den Höchststand.

Der Bevölkerungszuwachs betrug also in den letzten 130 Jahren 118 Prozent. Daß er nicht so stark war, wie in den Ämtern Cloppenburg und Friesoythe liegt darin begründet, daß einmal die Kultivierung der weiten Heide- und Moorflächen, die im Amte Vechta nicht vorhanden waren, vielen Neusiedlern Existenzmöglichkeiten gab, zum andern darin, daß auch nach der Jahrhundertwende erneut eine Reihe von Familien aus den südlichen Gemeinden nach den deutschen Ostgebieten: Posen, Westpreußen und Mecklenburg auswanderten, die jetzt außerhalb des Bundesgebietes liegen.

H. Bockhorst

Ein Hans Sachs unserer Heimat

(Tscha! Wenn ich mir so recht entsinne . . .)

Einmal habe ich in diesem „Kalenner“ über „Jann und Bernd“ berichtete. Die Leute hatten Spaß daran. Es war auch nix Schlimmes. Aber als mir die beiden neulich auf der Straße begegneten, bin ich doch zur Sicherheit auf die andere Seite gegangen. Bernd schwenkerte etwas magestätisch vorbei, als ob er sagen wollte: was macht's, wenn dieser Hund mich schönen Mond anbellt? Aber Jann zeigte mir doch die geballte Faust: Schode, dat du'n Geistlichen büst, sonst wuck die Dübel vermöbeln, dat die dei Damp ut dei Büxen slait! — Nun sollen die beiden erst mal Ruhe haben. Und wie im Leben alles gerecht verteilt werden sollte, so kommt auch heute ein andrer dran.

Nun, da dieses Unikum schon alt ist, beginnt er gewöhnlich: Tscha, wenn ich mir recht entsinne . . . Gestern abend war ich noch bei ihm. Ein arbeitsamer, ehrenwerter Bürger (schon zu seinen Lebzeiten!), dem der Schalk noch heute aus seinen treuen Augen schaut. Er sitzt noch immer wie vor 40 Jahren auf Hans Sachsens Schusterbock, ein wenig philosophierend (die verschlissenen Sohlen regen zum Nachdenken an), meistens aber fröhlich scherzend und singend, vor allem wenn die Sonne durch die matten Scheiben fällt:

Schön ist die Welt!
Schön ist die Welt!
Heute hab'n wir wieder Sonnenschein!
Blühendes Feld!
Lachendes Feld!
Wer wird da noch melancholisch sein?

Damals — wir wohnten Haus an Haus — kam ich als Junge täglich in seine Werkstatt. Unter dem Tisch mit dem Handwerkszeug eine „Baolje“ mit Wasser, um's harte Leder aufzuweichen. Über dem Tisch hing eine Petroleumfunzel, davor eine fast kübisgroße Glaskugel mit Wasser drin. Wenn ich reinschaute, hatte ich soo'n dicken Wasserkopp wie'n Globus. Stand mir aber gut. Durch diese Kugel ergoß sich das Licht der Lampe wie'n Scheinwerfer auf den Schuh, den unser nachbarlicher Meister versohlte. Es war eine prachtvolle Nachbarschaft, auch wenn er uns — und seine Kinder dazu! — rausschmiß, wenn wir zuviel Plüggen in den Tisch klopten oder sonst alles durcheinander brachten. Dann haute er mit dem Hammer auf den armen Schuh, daß ihm die Brille auf der Nase wackelte und der Schnurrbart dazu. Seine Frau brachte ihm dann zur Beruhigung eine Tasse Tee mit 'ner Klunntje drin. In dem Augenblick erkannte man wieder seine gutmütige Natur: ich danke dir, E-li-sa-beth-, wobei er wie gewöhnlich feierlich die Worte dehnte und auch oft ein klassisches Hochdeutsk zuwege brachte. Nach dem Tee war alles wieder gut, er strich mit seinem Handrücken unter dem etwas nach unten fallenden Schnurrbart her, schusterte weiter und erzählte, na, wie sein berühmter Kollege Hans Sachs.

An unserm Hause floß in unmittelbarer Nähe die Soeste vorbei. Dort, wo in meiner Kindheit noch die Schiffe anlegten, die über Leda und Ems zur Nordsee fuhren, war un-



ser Badeplatz. Wenn wir nun schwimmen wollten, rief Onkel D. — wie er im Volksmund heißt — besorgt zu seiner Frau: E-li-sa-beth-! Daß uns die Kinner nich an die Koje laufen! — Das iss gefährlich — Sie sollen nich eher ins Wasser, als bis sie schwimmen können! — Tscha, wo sollten wir anders schwimmen lernen als im Wasser? Aber Onkel D. sorgte dafür, daß wir Angst bekamen: Kuckt mal, Kinner — dabei zeigte er von weitem aufs Wasser — seht ihr da was drieben? Das iss schon ein Versoffenen! — Dabei hatte er vorher einen Kappeskopp reingeschmissen. Doch manchmal begann er auch von Minden zu erzählen, wo er Rekrut gewesen, oder von Rußland, wo er im ersten Weltkrieg eine besondere Auszeichnung bekam wegen „ruhigen Verhaltens hinter der Front“. Hier war er einmal in Verfolgung des Feindes („wo ich kam, hauten sie alle ab!“), hier war er einmal durchs Eis der Wolga gebrochen: Kinner, es war kalt unten. Mit den Hännen hielt ich mich an den Eisrändern fest. Das muß man tun, Kinner, wenn man schlau iss. Denn solange noch der Kopp aus'm Wasser kuckt, lebt man. Aber dann wurden die Hänne auch kalt, und dann biss ich mich mit den Zähnen ins Eis fest. Denn solange man die Nase noch über Wasser hält, kricht man Luft, und man braucht noch keine Angst zu haben, daß man tot iss. Aber — und dann wurde er wichtig und lehrhaft wie der Lehrer bei der Entlassung der Kinder ins Leben! — aber in disse poor Minuten Todesangst truck mien ganze Läben wie'n Kino an mienne Oogen vörbie, dat Gaue und dat Laipe. Und do, und do, ass ick so spaddeln deh, segg mie mien Schutzengel: Hei-ne-rich, du wirst gerettet. Und dat kööm uck so. Den lebendigen Beweis habt ihr vor euch. Aber Kinner, wecke hew so ein Schutzengel wie ick! Ick segge jau, wohrt jau vört Waoter!

Als er mir gestern abend dies wiederum erzählte, wobei er alles trotz seiner feierlichen Sprache mit temperamentvollen Händen und Gebärden unterstreicht, meinte ich: Onkel D., aber du wärest direkt in den Himmel gekommen. — Tscha, wenn ich mir recht entsinne, kann das wohl stimmen, wenn bloß nich dat Versupen dazwischen läge. Man muß selber mal ertrunken sein, um da ein ernstes Wort mitreden zu können. Das iss nich angenehm. Dann noch lieber 50 Jahre up'n höltern Buck as up'n Plüschsofa im Himmel!

Er erzählte uns früher, als Andenken habe er einen dressierten Floh von der rus-

sischen Zarin mitgebracht. Da durfte aber keiner ran, weil der „unter Naturschutz“ stand. Was er uns jedoch als Kindern niemals sagte, das plauderte er gestern: War ich da in Minden als hochangesehener Hilfspolizist mit sämtlichen Machtvollkommenheiten, die ich allerdings selten in ihrer Fülle gebrauchte. Kamen da zwei alte Jungfern zu mir, so vons bessere Volk, mit Kneifer auf und dreistöckige Hausbesitzer: Herr Wachtmeister, unserer Wohnung gegenüber auf der anderen Straßenseite spielen sich abends ärgerniserregende Dinge ab. Ein junges Paar hat sich dort geküßt. — Nun, ich sämtliche Gesetze durchstudiert betreffend diese Paragrafen und abends nix als hin, kucke durchs Fenster, sehe aber nix. — Nun, meine Damens, iss doch allens in Ordnung! Aber das war's eben nich! Die Jungfern rückten den Tisch ans Fenster, darauf einen Stuhl: Herr Wachtmeister, nun klettern Sie mal oben rauf und kucken mal genau durchs Oberlicht und was man da gestern abend beobachten konnte! — Das habe ich aber nich gemacht, oben aufgeklettert, aber'n Arzt habe ich ihnen geschickt, weil daß sie sich unnötigerweise mit Lebensgefahr verbanden.

Als wir noch in guter Nachbarschaft zusammen wohnten, hatte sich unsere Mutter trotz ihres sprichwörtlichen Humors geärgert. Sie hatte nach der Jahrhundertwende das erste Fahrrad der ganzen Umgebung. Es war neben Vater (ich war noch nicht da!) ihr ganzer Stolz. Aber es klappte meist nicht. Als sie vom Saterland nach Barbel kam und das Rad neben sich herschob, grinste Onkel D. hämisch: Kiek, Liebett, mit Rad sütt doch vornämer ut und gait uk flinker und bäter! — Darauf holte Mutter „Schauster's“ Eierkorb aus deren Keller (dort war die Abnahmestelle für Barbel), um nach einigen Minuten zur Frau Nachbarin zu laufen: Liese, kannst mi woll'n poor Eier leinen? — Wisse woll, Liebett. — Aber der Eierkorb war verschwunden. Darauf Frau D. in die Werkstatt rennend: Heinrich, wo iss dei Körv mit Eier? — Der Korb mit Eier, E-li-sa-beth, der muß in'n Keller sein! — Aber weg war er. Und Mutter auch. Kurze Zeit darauf hört sie Onkel D. auf der Straße mit einem Zigeuner rumoren: Sie Dieb! Wo haben Sie sie? Raus mit den Eiern! Da bekommt Mutter Angst und bringt sie schleunigst zurück. Mit drei Mann stehen sie nun nachdenklich um den Eierkorb herum, und da keiner so leicht an Wunder glaubt, brummt Onkel D. mit seiner Frau: Ick will



di Fent woll kriegen! Schickst mi achter dei Zigeuners her und holst mi vör'n Naaren! — Mutter beschwichtigt: Nu man sachte, kumt überall mal wat vör, und redet, redet (Redefreiheit ist bei ihr gelegentlich innere Verpflichtung!), um bei dieser Gelegenheit einige Eier einzustecken. (Häw ick aober bichtet!)

Wenn Weihnachten kam, freute ich mich immer auf Nachbars Tannenbaum. Der war immer schöner geschmückt als unser. Mehr Spekulatius dran und silberne und goldene Kugeln und soviel Engelhaare und so lang, daß ich glaubte, im Himmel könnten nur mehr Engel mit Bubiköpfen herumfliegen. Die glänzende Spitze des Tannenbaumes reichte immer bis unter die Decke der Küche. Wenn bei uns Bescherung gewesen war, stand ich ein zweitesmal bei Nachbars unterm Baum, mit glänzenden Augen und voller Erwartung. „Stille Nacht, heilige Nacht“, klang es dann aus unseren jungen Kehlen, als ob die Engel selber jubilierten. Onkel D. stand dann ergriffen dabei ob all der frohen Kinder in dieser feierlichen Stunde des hl. Abends. Ich glaube, er hatte manchmal Tränen in den Augen. In dieser Stille — Bumms! — fiel einmal der ganze Tannenbaum um: E-li-sa-beth! Da haben wir den Salat, da haben wir die Bescherung, fällt mich der Deubel noch um! — Dabei rutschte der Baum über das Herdgesims an einer schweren Zinnkanne vorbei, die runterfiel und Onkel D. auf'n Kopf. Er hält sich mit beiden Händen den Kopf und krümmt sich vor Schmerzen: iss allens noch gut gegangen, die Kanne iss heil! — Die Stimmung bei uns Kindern war flöten. Wir liefen dann unter unseren Baum und haben dort weiter gesungen. —

Nach der Weihnachtsandacht in der Kirche — sie lag nur 30 Meter von der Schule, in der wir wohnten, und von Nachbars Haus entfernt — gingen wir Kinder dann noch zur Krippe. Mit unseren Näschen (die waren feiertags meistens geputzt) stupsten wir dann gegen die blanke Messingstange, die um die Krippe ging, und beschauten uns die Hirten, die Schafe, den Hund, die Engel, die an der Krippe baumelten. Den meisten Spaß machte mir noch immer der kleine Neger, der zwischen den Hirten auf einem Opferstock im Moose kniete und mit dem Kopfe nickte, wenn man einen Groschen reinsteckte (Dat gung uck mit Knööpe!). Die Krippe war ganz von hohen Tannen umsäumt. Auf einmal erklingt aus dem Dun-

kel der Tannen eine Stimme: „Ich bin Jesus! — Ich bin Jesus!“ — Do wi dei Holsken in de Hand, dei Hacken unner'n Eers und up Haosensöcken mit Karacho rut! Dat was us tau gruselig. Dao wull'n wi nix mit tau daun hebbben. Die Stimme aus dem Hintergrund kam nämlich gar nicht vom Christkind, sondern von seinem humorvollen Diener Onkel D. —

Du! — meinte er bei unserer abendlichen Plauderei — iss dat allens vör denn Kalenner? Daor wick nich inn. — Ich versuchte ihn zu überzeugen, daß man den Landsleuten in Cloppenburg, Lohne, Vechta und überall Freude machen müsse. — Tscha, aober dann nix Laipes (könnte ich gar nicht!), und uck nich tau hoch: jedes Kind muß es verstehen können und auch viele Erwachsene! — Dann, so unterbrach ich ihn, mußt du bedenken, daß du ja kein gewöhnlicher Privatmann bist wie ich oder andere, denn du hast ja, Onkel D., in der Öffentlichkeit Reden geschwungen und hast auf der Bühne gestanden. — Dabei schwillt dem sonst so bescheidenen Meister ein wenig die Brust und mit nachdenklichem Lächeln: Jawoll! Wenn ich mir recht erinnere . . . und bei allseitiger Überlegung . . . iss anlässlich unserer goldenen Hochzeit mit meiner E-li-sa-beth ernstlich darauf hinzuweisen, daß ich ein Mensk der öffentlichen Meinung bin. Habe ich nich — deuker wo hett dat noch! — habe ich nich im Rampenlicht der Bretter gestanden, die die Welt bedeuten? Hatte ich nich die Möglichkeit, bei meinen Puplikumserfolg den ehrwürdigen Schusterbock an die Seite zu werfen und sämtliche Barriären einzuschlagen? Ich gestehe, das stimmt. Er blieb zwar bei seinem Leisten, aber wenn ich irgendwo ein Schauspiel sehe oder eine Oper höre, dann tun mir noch heute alle Größen dieser Kunst leid in Erinnerung des dramatischen Könnens unseres Hans Sachs aus Barßel. Selbst Gustaf Gründgens ist nur ein Onkel D. in Taschenformat!

Eine Kostprobe:

Ort der Handlung: Boss Saal.

Inhalt: Krippenspiel mit mystischer Umrahmung und echtem Jubilieren von Engeln.

Star Nr. 1: Onkel D. als Hirt. „Jann und Bernd“ in Nebenrollen.

Zuschauer: Barßeler Normalverbraucher mit Umgebung und Kinnern, proppen vull.

Loge: (sprich Loosche) ohne.

Der erste Akt geht ergreifend über die Bühne. Durch die feierliche Stille des zweiten Aktes hört man schon von den Kulissen her das Blöken von richtigen Schafen, denen

man anscheinend das Maul zuhält. Dann Onkel D. in andachtsvollem Schritt von den Kulissen aus auf die hl. Familie zuschreitend, ein Tau in der Hand. Aber die Schafe wollen nicht mit. Er zieht und zieht, aber mit Gewalt kriegt er sie nicht hinter den Kulissen her, Jann und Bernd helfen vergeblich ziehen und fluchen: Tau, nu komt doch rut, brükt doch nich bange tau wän — „Jann, giv ähr maol einen mit'n Faut vorn Achtern!“ — Die hl. Familie verkneift sich schon das Grinsen und ein Bersten von Lachen im ganzen Saal, als Onkel D. einen aufgeregten Bückling zum Publikum macht: Verehrte Herrschaften! Dies iss kein Theater mehr, dies iss pure Wirklichkeit! — Wir Hirten sind willig — auch die hl. Familie macht sich gut — aber die verdammten Biester von Skafe tun wirklich nich mit. — Lampenfieber! — Nix zu machen! — Halten Sie aber aus, meine Herrschaften, wir werden auch im dritten Akt unser Bestes versuchen. Dann komm' ich mit Engeln! (Zum Kulissenschieber: Wegg mit dei Schaope!) — Bauchschmerzen vor Lachen und Schluß.

Oder: Im selben Saal und im selben Miljö! Ein Räuberspiel: Onkel D. wird als Polizist im gruseligen Schein bengalischer Beleuchtung von Räubern (Jann und Bernd) überfallen. Ordnungsgemäß ein Dolchstich auf den Bauch, wo eine mit Blut gefüllte Schweinsblase unter dem Rock sitzt. Blut-spritzer bis in den Zuschauerraum — Polizist fällt um — tot —! Totenstille. — In diesem Moment der dramatische Höhepunkt, der nicht zum Spiele gehörte: die vier noch kleinen Kinder von Onkel D. springen angstvoll von ihren Bänken hoch: Papp! Papp! Sei maakt use Papp! dot! Hilfe! rufen Heini und Gert. Und Mariechen und Liesbeth weinen und heulen. — Der übrige Saal in atemloser Ruhe erstarrt. Darauf erhebt sich voll väterlicher Rührung der tote Leichnam: „Kinner, nu weint doch nicht! Liesbeth — Huhu! — Ich lebe ja! Ich muß ja bloß tot sein — Scheintod —“ und legt sich wieder. Die Kinder freuen sich und mit Tränen auf den Wangen krümmt sich ganz Barbel vor Lachen. Man vergißt, die Butterbrote auszupacken und an der Theke Brause zu kaufen! Der Vorhang fällt. —

Dann kommt die „Blutige Hand an der Kirchhofsmauer“, „Die verschwundene Leiche“, „Alarm auf Station drei“, alles Bomben! Die Beine wollten uns nicht mal einschlafen dabei! Jeder durchschnittliche Schauspieler wäre ohnmächtig geworden vor Neid. Aber — hierbei nimmt Onkel D.

gestern abend noch auf dem Schusterbock Haltung an, rückt die Brille auf der Nase zurecht und mit schalkhaftem Grinsen: Meinen Höhepunkt war doch „Onkel Dumstorfs Weltwunder, der Erfinder der Singmaschine“. Die Leute wollten doch alle mehr Eintritt bezahlen! Sei zu billig! War's auch, bei so ein Niwo und so'n Spaß! Kam mir da aber der Herr Pastor entgegen, ein guter Mann und auch so'n bisken humorig, du känns'n ja noch woll: Wo kommen Sie her? — Vons Theater aus Boss Saal, Herr Pastor. — Ahso! Was haben sie denn gegeben? — 50 Pfennig. — Nein, ich meine, was für ein Stück sie gegeben haben! — Ein 50-Pfennigstück! — Ach nein, Sie verstehen mich immer noch nicht, ich wollte wissen, was die Spieler auf der Bühne gegeben haben! Ahso! Das iss was anders, wir haben nix gegeben, dat war natürlich für uns umsons! — Dann habe ich's ihm aber doch gesagt. Denn in der Zeitung hätte er's eventuell ja doch gelesen. Aber gelacht hat er auch, unser guter Pastor seelig.

Du, stößt er mich an und legt den Hammer endgültig hin, Du büst ja'n studierten Mann und treckst mi alle Würmer ut dei Näse. Nu will ick di maol wat fraagen! Wo aolt iss jau Opa in Langförden wudden? — 92 Jahre! Kiek, so väl kann man jau Siemers glöben, jau Job behauptet: Unsere Familie ist nachweislich 500 Jahre alt und war immer in Oldenburg beheimatet! Soo'n Näsewies! Jüss so as du. Nix wätet ji, nix, nich maol Ichnoranten sün ji! Ich komme aus Neuscharrel und bin erst 84. — Dabei ging ein sieghaftes, philosophisches Schmunzeln über sein Gesicht.

Nun, Onkel D., wo kummt dat, dat du nu all so aolt büst und noch immer so arbeitsam und frisk? — Tscha, wenn ich mir recht entsinne . . . dabei schaut er auf seine Frau . . . alle wollen lange leben und keiner alt werden. Ich will aber auch woll alt werden. Und dafür gibt es ein gutes Mittel: Wenn man bis in sein hohes Alter hinein jeden Abend 'n kleinen Schluck trinkt, stirbt man nich jung. Kann's mal probieren! — Dabei probier ich's schon im Augenblick. Wir trinken beide einen, mit seiner Elisabeth und seinen jetzt großen Kindern, wir stoßen an auf unsere alte nachbarliche Freundschaft, auf die goldene Hochzeit, auf unsere Heimat. Und wenn dies auch im bescheidenen Maße geschieht, so zieht der Schnaps mir doch ein wenig in den Kopf, ihm in die Beine: Tscha, wisket hei sick um den Mund: Der Alkohol sucht beim jeweili-

gen Menschen immer den schwächsten Punkt aus. — Zack! Aber laßt uns von was anders erzählen, meint er.

Und das, lieber Leser, erzählt ein alter und erfahrener Mann dir und mir: Es gibt unter uns Leute, die nach dem Motto leben:

Tau, giv di in't Läben maol 'nen Ruck
Und griene kiene Träne,
Lach' di 'n Ast und sett di drupp
Und bammele mit dei Beene!

Dabei sind solche Menschen im Tiefsten oft sehr ernst und klug. Der weltberühmte Komiker und Gelehrte Grock gehörte dazu. Auch unser Hans Sachs aus Barbel gehört dazu. Der Humor ist ihm so ernst, daß er ihm Angelegenheit des Herzens ist. Und die menschliche Klugheit so tief, daß er die Kniffe sprachlicher Fehler verwendet, um Lachsalven zu erzeugen. Aber all das ist bereits zweite Natur, und mit dieser Begabung vermögen sie auf unseren Gemütern prächtig Klavier zu spielen. Gott Dank! Ob ihnen jedoch das Leben immer ein Himmel ist? Ich glaube nicht, aber sie bewältigen es, und zwar nicht schlecht! Uns aber bringen sie — und dafür sollten wir danken — Entspannung, Freude, Gemeinschaft, Heimat!

Kam ich da in diesen Tagen durch einige Mastställe unserer oldenburgischen Bauern. Was diese Schweine doch oft grunzen und quietschen! Warum? Onkel D. gibt uns Antwort: Haben ebend kein Humor! Humor iss das Öl im Getriebe des Lebens! — Warum

also grienst du? Warum machst du keinen Spaß oder erträgst ihn nicht?

Für mich wird's allmählich Zeit, Abschied zu nehmen aus dieser familiären Runde. Wir haben uns für heute genug erzählt. Nun schau noch mal, wie unsere alten Nachbarn durch Freud und Leid zusammenwuchsen. Sitzen sie da, die beiden Jubilare, als ob sie sich streicheln möchten, fast wie am ersten Tag: E-li-sa-beth, du biss doch immer noch die beste. Und sie: Heinerich, mein lieber alter Kaktus, und streichelt ihm den Stoppelbart.

Als ich auf dem Heimweg an unserer alten Schule um die Ecke biege, rechts im Dunkel der Nacht die Kirche und darüber die Sterne unserer Heimat, da ist mir, als ob ich's von Ferne summen höre:

Alle Englein lachen,
Wenn zwei Hochzeit machen,
Alles singt und klingt,
Wenn sie ihn umschlingt.
Alle Englein lachen,
Wenn zwei Hochzeit machen,
Und vom Turm ruft's bim und bam
Zwei frohe Herzen und ein Klang!

Es ist das Lied, das Vater oft spielte, als wir noch in dieser alten Schule wohnten. Wir Kinder und die Nachbarn lauschten, und Onkel D. sang. Ich glaube, Gott zieht in vielerlei Menschen durch unsere Welt. — —

P. Callistus Hans Siemer OP.

HEI KENNT SICK

Vör goud 60 Jaohr störf dei ole Meßmeiersbur. Dei Naobers müssen mit den Doen seggen, tou Foute faoken wiedlöftige Frönde inlaoden. Ein Velozipe han blos enkelde Rieke. Eine Korte tou schrieben, gült domaols as unfröndlick. —

Also Schötteldreiers August, dei Hürmann van Meßmeiersbur, stafkede Klocke seß mit sienen Zädel los. Unnerwägs kreeg hei al ümt lütke einen Stuck. Denn dei meisten Buerns han domaols 'n Buddel praotstaohn, dei wecken woll ein Fättken. — 't was gägen Middag, Brannwien har hei genoug hat, hei müß allmählick wat unner dei Ribben heben. Nu stünd dor up sienen Zädel noch ein groten Bur: Zeller Päpersack. Dor was't woll goud. Waohnde bi Dinklaoge up dei Höst. Wor ein Haoogen tou Ende güng, dor stünden

3 Melkdüppens an'n Weg, un son 70jöhriken stünd mit dei Schufkorren dorbi. August stürde up den Kerl tou un frög: „Wor mag hier woll Zeller Janhinnerk Päpersack waohnen? — Ick wull woll mit'n Doen seggen.“ — „Ja“, sä dei Ohle un trück dei Wörde langsaom hendaol, „dor gif dat hier twei van, un Janhinnerk heitet sei beide.“ — August nickde mit den Kopp un sä: „Dat weit ick woll. Aober mi is seggt worden: Wor ick henschull, dei har ne fixe Frou, man hei sülsen was ein Drömert, dei nich recht ut dei Stä köm.“ Dei annere luerde erst noch, dann sä hei up siene langsaome Ort: „So, dat hebt sei seggt. — Na, dann kumm man mit nao usen Huse!“ — — —

Hubert Burwinkel



Maientfahrt

einer westfälischen Lyzeumsklasse durch Südoldenburg

Von der Schönheit des Oldenburger Münsterlandes auf das angenehmste überrascht war eine Mädchenklasse aus Lippstadt, die Anfang Mai mit ihren Lehrpersonen unsere Heimat besuchte. Ihre Erlebnisse sind in dem nachstehenden Reimbericht festgehalten.

Alljährlich ruft mit frischer Kraft
Der Mai uns auf zur Wanderschaft.
Da breitet sich die Welt so schön.
Wer kann dem Locken widerstehn?
Wir selber folgen gern dem Drang,
Und unser Bus setzt sich in Gang.
Die Hecken stehen schon im Grün;
Auch sehen wir die Kirschen blüh'n.
Vom Schnee zur Blütenherrlichkeit —
Wie kurz war diesmal doch die Zeit!
Die Buchen in der Lenzeszier,
Die bilden rechts und links Spalier.
Die jungen Birken leuchten weit,
Die Lärchen stehn im Feierkleid.
Das Leben drängt im Roggenfeld —
„Wohlauf in Gottes schöne Welt!“
Wie uns das Herz im Leibe lacht,
Beim Anblick solcher Maienpracht:
Kaum glaublich, wie die Zeit verstreicht!
Schon ist das erste Ziel erreicht.
Vor dem, was hier nun ist zu sehn,
Bleibt unser Trupp vor Staunen stehn:
Zyklopfelsen, schön gereiht,
Als Zeugen nebelferner Zeit.
Ein Hünengrab, so imposant,
War keinem aus der Schar bekannt.
Der Wald hält drüber seinen Schild.
Wer wird vergessen dieses Bild?
Ein Stücklein nur des Weg's zurück,
Da steht das edle Gegenstück.
Das Felsenmal im stillen Hain,
Es lohnt die Fahrt für sich allein.
Ein and'res Wunder zeigt sich bald,
Ein regelrechter Hexenwald.
Uralte Eichen, wild zerknickt,
Stehn da, so weit das Auge blickt.
Ganz unwillkürlich denkt man hier:
Gespensterhaft ist dies Revier.
Windröschen nur und Hasenklée,
Sie scheuen nicht das Milieu.
Das Geisblatt und der Ilex gar,
Die finden's hier ganz wunderbar.

Doch, wie auch staunen mag der Chor,
Der Trumpf steht allen noch bevor.
Der Wagen rollt durch Wald und Feld,
Bis er vor einem Deiche hält.
Von Neugier sind wir jetzt erfüllt,
Was sich da oben wohl enthüllt.
Kaum ist die ganze Gruppe da,
Ertönt ein allgemeines: „Ah“.
Wir schauen hier von unsrer Höh'
auf einen wundervollen See.
Bestrahlt vom lieben Maienschein,
Erstreckt er sich in's Land hinein.
Birken und Tannen über'm Strand,
Sie sind sein festliches Gewand.
Ein Landschaftsbild von solcher Pracht,
Das hätte niemand sich gedacht.
Wie fesselt uns das kleine Meer!
Hier ist der Abschied wirklich schwer.
Zum Schluß der schönen Tagestour
Rasch noch 'nen Sprung in die Kultur!
Hier gibt es Feld und Wald und Torf,
Hier gibt's auch ein Museumsdorf.
Durch ein gediegenes Portal
Betreten wir das Areal.
Was jetzt sich bietet unserm Blick,
Läßt die Erwartung weit zurück.
Gehölze, so erhaben schön,
Sind in ganz Deutschland kaum zu seh'n.
Wie herrlich ist das Fachwerk hier,
Wie wunderbar der Giebel Zier!
Und diese Dächer da aus Reith,
In musterhafter Sauberkeit!
Und wie bestaunt die ganze Schar
Das formenreiche Inventar! —
Wer kann's verstehn, daß dieses Land
Bisher so wenig war bekannt?
Es birgt so viel an edler Pracht,
Obwohl es kaum Reklame macht.
Beim Abschied müssen wir's gestehn:
„Wie schön wär hier ein Wiedersehn!“

Franz Morthorst



Das Museumsdorf Cloppenburg in seiner Bedeutung für das Handwerk der Gegenwart

Manchem Besucher des Museumsdorfes in Cloppenburg mag sich beim Betrachten der hervorragenden Bauten, der prachtvollen Möbel und des gesamten Hausrats vergangener Jahrhunderte der Gedanke aufdrängen, ob diese überhaupt noch einen praktischen Nutzen für unsere heutige Zeit haben. Selbst wenn diese Frage verneint werden müßte, würde die kulturhistorische Bedeutung des Museumsdorfes trotzdem in keiner Weise verringert. Seine rechte Würdigung wird jedoch erst dann deutlich, wenn man die Ausstrahlungen dieser Kulturstätte auf unser heutiges Schaffen erkennt und auswertet.

Sofern die Mitwirkenden an der Gestaltung von Ausdrucksformen, die unserer Zeit entsprechen, sich um gültige Aussagen

bemühen und sich nicht in modischen Formspielereien verlieren, können sie dabei die Erkenntnisse, die sich unsere Vorfahren bereits erarbeitet hatten, nicht übersehen. Die Sammlungen des Museumsdorfes zeigen vielerlei Aussagen von zeitloser Gültigkeit, die nur unter Beachtung der inzwischen vollzogenen Veränderung der äußerlichen Gegebenheiten übersetzt sein wollen. Dem gestaltenden Handwerker bietet das Museumsdorf Cloppenburg eine wahre Fundgrube voll Anregungen hierfür.

Denn was zeigt die Statik des Balkenwerkes in diesen alten Häusern anderes, als Lehrbeispiele ingenieurmäßiger Konstruktionen, die unter Verwendung derselben Werkstoffe heute nicht besser zu lösen wären? Mit welchen Mitteln wollte man die



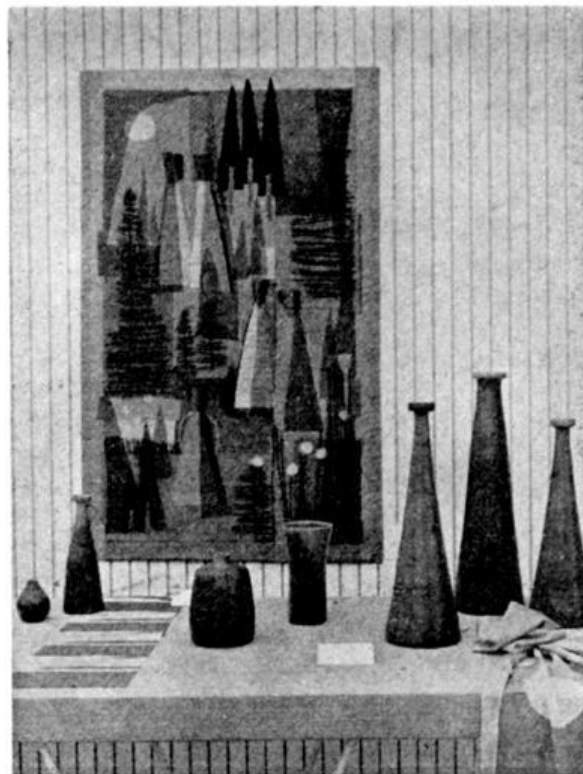
Ausschnitt aus dem Stand „Niedersachsen“ in der Gemeinschaftsschau des deutschen Kunsthandwerks auf der „10. Deutschen Handwerksmesse München“ im Jahre 1958. Dem in der Mitte stehende Stuhl und Armlehnstuhl (Eichenholz mit Lederbespannung auf Sitz und Rückenlehne) wurde die Goldmedaille der Bayerischen Landesregierung zuerkannt. Entwerfer und Hersteller ist Tischlermeister Hans Georg Müller, Worpswede

Foto: Georg Schodl, München

Geschlossenheit der Baukörper, das ihnen eigene harmonische Verhältnis aller Teile zueinander übertreffen? Wie könnte man die absolute Materialehrlichkeit besser demonstrieren, als an diesen Beispielen aus der Vergangenheit? Welche anderen Mittel sind uns gegeben, um die Funktionen und deren werkstoffmäßig differenzierte Betonung zutreffender darzustellen als das bei den Überlieferungen, die die im Museumsdorf gesammelten Sachgüter vermitteln, zum Ausdruck kommt? Was verdeutlicht uns den grundlegenden Unterschied zwischen echtem Schmuck und dekorativem Beiwerk eindringlicher, als die manchmal mit rührender Naivität oder auch mit großer Sicherheit ausgeführten Schnitzereien z. B. an den Möbeln? Ist nicht die zu beobachtende verblüffende Einfachheit der Konstruktionen an verwandelbaren „Mehrzweckmöbeln“ viel gebrauchstüchtiger als die teilweise „ausgeklügelte“ anmutenden Beispiele der Gegenwart?

Es ließe sich noch manches mehr aufzählen aus der Reihe dieser Schätze, was des eindringlichen Studiums derer wert wäre, die sich berufen fühlen, an der Lösung der gegenwärtigen Aufgaben mitzuarbeiten. Ohne die wirklich überzeugenden Leistungen, die auf diesem Gebiet von Zeitgenossen geschaffen werden, zu schmälern, mag in bezug auf manche Erscheinungen unserer Tage die Frage nicht unberechtigt anmuten, ob die Generationen nach uns diesen wohl dasselbe Zeugnis ausstellen können, das den Beispielen im Museumsdorf Cloppenburg zukommt. Sicher sind wir um manches Wissen und manche Erfahrung reicher als unsere Vorfahren. Daß wir aber die Kraft der Einfachheit, das Gefühl für die gesetzmäßige innere Ordnung, auf der sich alles Gültige dieser Welt aufbaut, und noch manches andere mehr, dafür einbüßten, nimmt uns jede Ursache zur Überheblichkeit gegenüber dem Überlieferten.

In diese Richtung gehen meine Gedanken, wenn ich über die Bedeutung nachsinne, die das Museumsdorf in Cloppenburg für das gestaltende Handwerk der Gegenwart besitzt. Vielleicht wird es erst denen, die sich nach uns an den gleichen Aufgaben zu bewähren haben, bewußt, welche Schätze Dr. Ottenjann in Erfüllung seines Lebenswerkes in dieser Kulturstätte gesammelt hat, die in nicht allzu ferner Zeit wahrscheinlich die einzigen Zeugen dieser Vergangenheit überhaupt sind.



Wandbehang in Applikationstechnik von Ursula Ahrens-Becker, Hildesheim, zum Thema „Spaziergang.“ Keramiken von Jürgen Riecke, Duingen, Kreis Alfeld

Foto: Keysseltz, München

Es ist zwar nicht unsere Aufgabe, das Vergangene in falsch verstandener Romantik zu kopieren, denn auch unsere Vorfahren schöpften aus ihrem Zeiterleben die Kraft, Dokumente ihrer Zeit darzustellen. Daß wir bei kritischer Betrachtung nicht alle Ergebnisse vorbehaltlos bejahen können, ist natürlich. Was uns jedoch bei dem weit- aus größeren Bestandteil nachdenklich stimmen sollte, ist das über alle Zeiten hinweg spürbare Bekenntnis zu einer „inneren Ordnung“, ohne deren Beachtung man keine Dinge in die Welt setzen kann, wenn sie — von ihrem materiellen Aufwand abgesehen — auch der Schönheit dienen sollen.

An dieser Aufgabe wird sich auch das gestaltende Handwerk der Gegenwart bewähren müssen, wenn es in der Zukunft noch ein solches geben soll. Trotz der allgemein zu beobachtenden Gefährdung dieses Bekenntnisses zu ethischen Werten vermag ich aus täglichem Erleben wohl zu beurteilen, daß es kein aussichtsloses Unterfangen ist, sich dieser Aufgabe zu widmen. Wenn es unserer bedrängten Generation auch nur gelingt, die hierfür noch vorhandenen Zellen in ihrem Dienst an der Allgemeinheit zu bestärken und in sich zu festigen,

damit aus ihnen neues Leben erwachse, dann wollen wir uns nötigenfalls damit bescheiden und auf die Zukunft vertrauen.

Eine dieser Zellen ist jedoch ohne Zweifel das Museumsdorf in Cloppenburg, denn seine Beispiele führen uns an das Fundament aller Erkenntnisse, die wir hierfür benötigen. Das sollten auch diejenigen einsehen lernen, die sich darüber bis heute keine besonderen Gedanken gemacht haben und vielleicht in diesem einmaligen Werk eine nur museale Einrichtung sehen. Wie bald würde diese falsche Auffassung der wirklichen Einsicht weichen, wenn es gelänge, inmitten des Museumsdorfes mindestens ein Ausstellungsgebäude zu errichten, in dem die lebensnahe Nutzanwendung echter Tradition an den besten Leistungen unserer niedersächsischen Handwerker bewiesen werden könnte. Diese Leistungen gibt es, und sie würden kaum irgendwo anders instruktiver wirken als in unmittelbarer Nachbarschaft der Schätze, die das Museumsdorf Cloppenburg seinen in der Zahl ständig steigenden Besuchern bietet.

Ich hatte bereits öfter Gelegenheit, diesen Plan mit Herrn Dr. Ottenjann zu erörtern, und weiß, daß dessen Verwirklichung nahezu die Krönung seiner Lebensarbeit wäre. Die von mir dazu geäußerte Bereitschaft des niedersächsischen gestaltenden Handwerks, die Räume dieses Gebäudes mit guten Beispielen auszustatten, muß leider so lange eine unerfüllte Zusage bleiben, bis es gelingt, die notwendigen ersten Schritte zu tun, nämlich die Mittel für das erforderliche Bauwerk zu beschaffen. Aber trotz der Etatsummen, die für Zwecke, über deren Nützlichkeit durchaus geteilte Meinungen bestehen, Jahr für Jahr bereitgestellt werden, war dieser relativ bescheidene Wunsch bisher scheinbar nicht erfüllbar.

Daß in dem Heimatkalender für das Jahr 1960 darüber Günstigeres zu berichten sein möge, dürfte der aufrichtige Wunsch aller Freunde und Förderer des Museumsdorfes Cloppenburg sein.

Georg Pollmann

Leonhard int Raothus

*Mit Arbeit, Geld un Heergottssägen
Har Essen nu ein Raothus krägen. — —
Ein Mann van liene, ole Ort,
Mit griese Hore, langen Bort*

*Güng nao dat neie Hus hendaol
Un kehrde in toun ersten Maol,
Wull mit den Börgermester kören
Un siene Meenung uck eis hören.*

*Hei seeg well achter up den Flur,
So ungefähr van sien Statur.
So mende hei. Doch wat för ein?
— Hei kunn nich allto goud mehr seihn.*

*Hei nöhm den Hout af, sä touqlik:
„Goun Dag, mien Heer, 'nen Ogenblick!
Wor mag dei Börgermester wäsen?
Sien Naome is hier narns tou läsen.“ —*

*Dei annere, dei sweeg un sweeg . . .
Wor dat van köm? — Wor dat an leeg?
Hei dachd', du mos man wiedergaohn,
Seeg dann den annern vör sick staohn.*

*Hei seeg den Kopp, hei seeg den Bort,
Hei seeg den Speegel, seeg sofort,
Dat was hei sülben wohr un echt,
„Goun Dag“ har hei sick sülben seggt. —*

Hubert Burwinkel

Wi scheet hier 'n bäten

Die sogenannte „gute alte Zeit“ liegt gar nicht so weit zurück, wenn wir uns mancher kleinen Geschichten erinnern, die vor nunmehr fünfunddreißig Jahren möglich waren. Eine lustige Jagdgesellschaft, die in Markhausen erfolgreich tätig gewesen war, stellte fest, daß einer der Jäger, es war der Müller W. aus Friesoythe, vorzeitig den Heimweg angetreten hatte. Das war für die übrigen Jäger Grund genug, ihm zur nächtlichen Stunde ein außergewöhnliches Ständchen zu bringen in der Form von krachenden Doppelsalven, die in unmittelbarer Nähe des Schlafzimmers abgefeuert wurden. Die ruhestörenden Salven riefen jedoch nur den Nachtwächter auf den Plan, der damals noch treu und brav seinen Dienst versah. „Wat makt Se denn hier?“ war die kurze Frage mit einem dienstlichen Unterton. „Wi scheet hier 'n bäten“ antwortete einer der Schützen. Als dieser von dem Nachtwächter in der Person des allseitig bekannten und geachteten Vermessungsrats J. erkannt wurde, entfernte er sich mit den Worten: „So, denn entschuldigen Se man, miene Herren — auf Wiedersehen — miene Herren.“

Fritz Diekmann



Traditionelles und landschaftgebundenes bodenständiges Bauen in der Krise unserer Zeit

Wirf Körner in die Zeit,
Wenn auch ungesehen . . .
Aus trüber Dunkelheit
Ins Licht sie auferstehen!

Das ökonomische Fundament unserer Volkswirtschaft ruhte durch mindestens ein Jahrtausend im flachen Lande und in der Landwirtschaft. Der Lebensstil unseres Volkes war dementsprechend ländlich im weitesten Sinne. Die verhältnismäßig kleinen Städte lebten in enger Fühlung mit dem umgebenden Lande. Sie waren noch nicht vom Boden emanzipiert. Viele ihrer Bewohner blieben als Gewerbetreibende und Handwerker zugleich „Ackerbürger“. Dieser Umstand prägte den städtischen Bürgerhaustyp mit aus.

Besonders in Norddeutschland war der Holzbau bis 1700 ursprünglich stilbestimmend für das Stadtbild. Die alten Fachwerkstädte Hildesheim und Braunschweig, oder Hannover und Osnabrück gaben davon vor den Bombennächten des letzten Krieges prächtige Beispiele. Viele kleinere Städte unseres Raumes erhielten ebenfalls den anheimelnden Charakter durch reiches Fachwerk an Straßen und Plätzen. Bis nach 1700 lebte im Schmuck am städtischen Bürgerhaus die uralte Überlieferung von Sinnbildern und Runenzeichen wie am Bauernhause fort, obwohl Renaissance und Barock anfangen, die bedeutungsleeren Schmuckformen antiker Herkunft zu bevorzugen.

Heute gründet unsere Volkswirtschaft auf Industrie, Handel und Verkehr. Technik und technische Erzeugung herrschen auf volkswirtschaftlichem Felde vor. Großstädte und Industrieballungen beherbergen den Hauptteil des Volkes. Ihre weithin entwurzelte Bevölkerung muß oft in düsteren Mietskasernen, beängstigenden Massensiedlungen und vielstöckigen Termitenbauten leben. Der Lebenszuschnitt der Städte beeinflusst mehr und mehr die gesamte Volkskultur. Selbst kleinere Städte verlieren die innere Beziehung zur ländlichen Umgebung. Größere Ortschaften auf dem flachen Lande streben nach städtischem Charakter. Seit Jahrzehnten gewinnt der städtische Villenstil auch dort für alles Bauschaffen wachsende Bedeutung.

So erlitten die alten, bäuerlich bestimmten Orte und ländlichen Kleinstädte einen folgenschweren Wandel ihres Antlitzes. Die Veränderungen greifen heute allmählich tief in die menschliche Substanz. Sie reichen bis in vitale und biologische Unterschichten hinab. Nichtssagende, häßliche Dorf- bzw. Kleinstadtbilder bringen den inneren Umbruch greifbar zum Ausdruck. Dieser Abschied von den Ordnungen der Vergangenheit berührt den Heimatfreund schmerzlich, weil nun auch an der so beständigen ländlichen Welt das Ungenügen des irdischen Zustandes allzu sinnfällig deutlich wird.

Mit dem unbefangenen Besitz des gemeinsamen Weltbildes, der gemeinsamen Lebenserfahrung und Lebensauffassung, des gemeinsamen Erlebens und Wissens geht allmählich ein wesentliches Stück der angestammten ländlichen Lebensordnung dahin. Ein Formzerfall überkam das Bürgerhaus und die öffentlichen Bauwerke wie das Bauernhaus. Im Bauwesen unserer geschlossenen Ortschaften verlor die Tradition das moralische Gewicht. Bodenständiges Baumaterial verschwand als gestalterisches Element. Die Abkehr von der einstigen Typenverbindlichkeit führte zum Verlust der Stabilität in der Weiterentwicklung.

So ist in den vergangenen Jahrzehnten das charakteristische Gesicht heimischer Kirchplätze und Ortsstraßen durch kurzlebige Baumoden willkürlich verunstaltet. Es gibt im Münsterland kaum noch irgendwo eine Erinnerung an die schöne Einheit, die einst bei aller Vielfalt der Einzelheiten das Gesamtbild zusammenfügte. Läden und Gasthäuser, schulische und behördliche Bauten, Rathäuser und Krankenhäuser, Bahn und Post boten reichlich Gelegenheit, die buntscheckigsten Bilder und albernsten Stilmischungen entstehen zu lassen. Das verwaschene Erscheinungsbild der heimischen Kleinstädte und größeren Ortschaften liefert hinreichend Beispiele dieses betrüblichen Wandels.

Leider entwickelte der ländliche Lebensraum selbst nur unzureichende Schutzvorrichtungen gegen die neuen Lebensverhältnisse. Bisher fehlte in überzeugender Form mit der inneren die äußere Anpassung. Solche Anpassung auf allen Gebieten —





Abb. 1. Vierfamilienhaus in Neuenkirchen

Foto: Alwin Schomaker, Langenteilen

ohne eigene Selbstaufgabe und in tragbarer Gestalt — bildet das Kernproblem von speziellen kulturpolitischen Forderungen, die jede wache Heimatbewegung erheben muß. Landmenschen spüren die Ohnmacht, mit der sie dem Wandel der Lebensgegebenheiten gegenüberstehen. Jedoch sie flüchten in unfruchtbare Skepsis und passive Resignation. Trotzdem wird der ländliche Lebensraum den Veränderungen in möglichst natürlicher Weise folgen müssen. Er braucht sich deshalb keineswegs selbst preiszugeben. Von unseren heimischen Bauernhöfen hier ganz abgesehen, sollte in geschlossenen Dörfern, größeren Ortschaften und vielleicht auch in den heimischen Kleinstädten wieder ein bauliches Bild geschaffen werden, das die drohende Entfremdung des äußeren Lebenskreises gestalterisch überwindet.

Wie über die meisten „Weltverbesserungen“ unserer Tage, ist auch über dieses Thema schon viel Interessantes, Richtiges oder Gescheitertes, aber auch Banales, Falsches oder gar Dummes geäußert worden. Man

kann der Frage weder mit kulturphilosophischen Gemeinplätzen noch mit akademischen Erörterungen wirkungsvoll beikommen. Auch das gute Wollen romantisch-idealistischer Heimattümelei wird ohne praktische Einflußnahme auf den verderblichen Zersetzungsprozeß keinen Erfolg haben. Die ungeheure alltägliche Bedeutung der Verstädterung des Landes in den einzelnen Lebensgebieten konkret zu durchleuchten, haben vorerst nur wenige gewagt. Der Zeitgeist macht ein solches Wagnis zu einem undankbaren Unterfangen. Nicht viele Architekten haben heute noch den Mut, eine stetige, an das landschaftliche Herkommen gebundene Baugestaltung zu pflegen und ihre bürgerlichen (nicht bäuerlichen) Auftraggeber dafür zu begeistern. Ihr geschäftlicher Erfolg liegt auf der Ebene des geringsten Widerstandes, wo fragwürdige Tagesbaumoden sich als „moderner Baustil“ gebärden.

Schon um 1900 kam das heimische Bauschaffen in die angedeutete Lage. Anstatt sie zu bessern, hat in jüngster Zeit die zu-

nehmende Allmacht verschiedener Baubehörden weiter an ihr gesündigt. Die nachstehenden Randbemerkungen zum „neuen“ Bauen auf öffentlichem Gebiete und zu offiziellen Formbestrebungen gründen auf klaren Erfahrungen der letzten Jahre. Wenn der Verfasser hier ins Horn stößt, verschone ihn die betroffene Seite mit dem billigen Vorwurf philisterhafter Böswilligkeit und einseitigen Unverstandes. Gegebenenfalls können einschlägige Vorgänge um die Genehmigung von Plänen landschaftsgebundenen Charakters offengelegt werden, um die Berechtigung der Kritik zu erhärten. Kein eingeweihter Heimatfreund darf länger zu solchen Tatsachen schweigen.

In bedenklichem Maße werden staatliche Zuschüsse dazu benützt, eine bauliche Geschmacksdiktatur zu errichten oder gesteuerte Wettbewerbe damit unzulässig zu koppeln. Bei fetten Planungen scheinen undurchsichtige Honorierungen — selbst innerhalb der Behörden — den kulturpolitischen Drahtziehern Vorschub zu leisten. Die Baumodediktatur merkantiler und behördlicher Observanz ist imstande, die wirtschaftlichen Lebensgrundlagen jener Architekten zu verkleinern, die in ihren Plänen bodenständige Neigungen bekunden. Auf diese Weise werden leicht alle schöpferischen Impulse solcher Art abgewürgt. Traditionelle Gestaltungselemente zählen heute nicht. Das ehrlich bemühte und gekonnte landschaftsgebundene Bauen hat in größeren Planungen keine Chance. Maßgebende Verwaltungsstellen lassen es unbeachtet oder unterdrücken es. Offenbar fehlt einflußreichen Behörden die innere Beziehung zu ländlichen Belangen und regionaler Eigenart. Je höher die Funktion, desto einseitiger öffnet man dem Allerweltsgeschmack des gegenwärtigen, hypermerkantilen baulichen Modernismus Tür und Tor. Anmaßende Unduldsamkeit begegnet den Plänen, die der offiziellen Richtung nicht bedingungslos folgen. So werden einer Kulturpropaganda Handlangerdienste erwiesen, die traditionsfeindlichen und antiheimatlichen Zielen dient.

Früher haben Bahn und Post mit ihrem überregionalen Einheitsgeschmack allerlei baugestalterischen Unfug in den Landbezirken angerichtet. Das ist durchaus kein Geheimnis. Ähnlich verfahren heute jene Ämter, die nur den allerneuesten Knüllern der Architekturmode — etwa: Pultdächer in V-Form, schräge Eingänge, schiefe Balkons oder irgendetwas Asymmetrisch-Sinnloses

usw. — den Vorzug geben, um „zeitgemäß“ zu sein. Wenn der Wechsel des jeweiligen „modernen Stils“ sogar im Münsterlande nacheinander Schulen wie Kasernen, dann wie Fabriken oder Scheunen, und Kindergärten wie Hühnerställe beschert hat, untergräbt er das Vertrauen zum sachkundigen Urteil und zur Formsicherheit beamteter Fachleute. Noch vor kurzem kam beispielsweise die stallartige, nach allen Richtungen hin schräge, eingeschossige Form im Schulbau mit energischer behördlicher Unterstützung zum Zuge. Gegenwärtig hat der Planer, der „persona grata“ sein will, eine Schwenkung auf die mehrgeschossige Bauweise zu vollziehen. Füglich läßt sich bezweifeln, daß die jeweilige offizielle Baumode guter „stilgerechter Zeitausdruck“ ist. Wo sie sich hauptsächlich in Negation traditioneller und landschaftsgebundener Eigenart erschöpft, wird sie auf weite Strecken steril und suspekt, wie die trivialisierte „moderne“ Malerei und Plastik.

Die Schlacht ist nicht endgültig verloren. Doch darf kein Feld mehr aufgegeben werden. Hüten wir uns, auch auf dem Lande die Chance zu verpassen, die im Wiederaufbau der Großstädte verpaßt worden ist, worüber langsam die Erkenntnis aufdämmt. Deswegen stemmt sich die Heimatbewegung gegen den fast übermächtigen Sog des farblosen baulichen Einheitsgeschmacks unserer Zeit. Es macht keine Freude, hier zu warnen und die Begriffe zurechtzurücken. Auch wäre es eine traurige Genugtuung, später feststellen zu müssen, mit Recht gewarnt zu haben, aber zu spät gekommen zu sein und kein Echo gefunden zu haben. In Mittel- und Süddeutschland blieb die Entwicklung seit je viel gemäßiger. Die dortigen Dorf- und Kleinstadtbilder erreichen nicht annähernd den Grad der Verschandelung unserer Kleinstädte und ländlichen Ortschaften, die Gefahr laufen, nur noch Schuttabladeplätze mißverständlicher und provinziell abgewandelter weltstädtischer Baumoden zu sein.

Die sich einander jagenden „modernen Baustile“ sind als solche zu entlarven und ihre Hohlheit ist aufzudecken. Man muß zeigen, daß schon seit Jahrzehnten immer so „modern“ gebaut worden ist, wie es jeweils die Bauherren, Handwerker und Architekten verstanden. Mauern, Wände, Dächer, Fenster, Türen und sonstige Einzelheiten vertragen in Bearbeitung, Aufteilung und Material entsprechende Spuren. Alles Modische wirkt nach wenigen Jahren altmodisch und





Abb. 2. Die erneuerte Küsterei am Kirchplatz in Damme

Foto: Alwin Schomaker, Langenteilen

abgestanden. Es erreicht keine zeitlose Form. Wie bei einem Kleid, einem Anzug oder Hut vollzieht sich dieser entwertende Prozeß je extremer, desto schneller. Häuser und Bauwerke lassen sich aber nicht wechseln wie abgetragene unmoderne Kleider. Außerdem enthüllt der groß offerierte „Fortschritt“ bald den formalen und handwerklichen Rückschritt.

Wenn unsere Architekten meinen, nur mit städtischem Modeabklatsch ihr Können beweisen zu müssen und damit sogar den Beifall allzu fortschrittlicher Baubehörden finden, wagen sie es nicht mehr, einen eigenen Weg einzuschlagen. Sie verfallen um der persönlichen Eitelkeit oder des geschäftlichen Vorteiles willen, die sie nicht zu opfern bereit sind, unerfreulicher Scharlatanerie. Selbstverständlich haben sie Räume zu bringen, die neuzeitlichen Bedürfnissen gerecht werden. Aber das allgemeine bauliche Bild des Landes ist grundsätzlich vom geschäftstüchtigen Wechsel der sich überholenden Baumoden zu befreien.

Stetigkeit tut not! Modische Stadtbauten wirken als Störbilder in der heimischen Landschaft. Am Ende einer solchen Fahrt steht die zerstörte Schöpfung, die doch ursprünglich aus Gottes Hand sein sollte. Was wir brauchen, sind echte Aufbaubilder in unserer Umgebung, deren Voraussetzungen deutlich auf der Vergangenheit ruhen, und deren gestalterische Linien schöpferisch in die Zukunft weisen. Wir vertreten die Meinung, daß dieser Sachverhalt landweite Beachtung verdient. Verantwortungsbewußte Baubehörden können an ihm nicht dauernd vorbeigehen. Mut zu planvoller Zusammenarbeit aller Beteiligten, Bereitschaft zum Verständnis der landschaftlichen Tatbestände und taktvolle Berücksichtigung geschichtlicher und räumlicher Besonderheiten sollten diesem Anliegen dienen.

Wolkenkratzer und Hochhäuser, Büropaläste und Fabrikbauten, Superverbauungsgebäude und Massensiedlungen sind schlechte Vorbilder für landschaftsgebundenes Bauen. Hierzulande, vorzüglich in unse-

rem heimischen Raum, vermählt sich das Holz des Fachwerks inniger mit seiner Umgebung, als Stahl und Beton es selbst im „Betonfachwerk“ je vermögen. Auch vom heutigen Lebensgefühl her atmen Holz und Naturstein mehr Wärme als die kalten Industriebaumstoffe: Stahl, Beton und Glas. Dächer mit spitzem Firstwinkel besitzen in unserem Klima größere Zweckmäßigkeit und mehr Ausdruckskraft als die importierten flachen Dächer. Damit sind nur die auffälligsten Dinge heutiger Baubestrebungen gekennzeichnet. Es gibt noch andere Einzelheiten formaler und materialmäßiger Art, deren Anwendung am Bau dem Heimatfreund hier bei uns als fragwürdig erscheint.

Beamtete Fachleute ohne bodenständige Bindung und ohne handfestes Wissen um die Überlieferungen und Eigenarten ihres zuständigen Bezirks können freilich kaum einen Zugang zu Art und Wert traditionellen Bauens finden. Wer die alten Häuser verstanden hat, der erfährt eine Erweiterung der Seele, die nie wieder auszutilgen ist. Vor ihnen überkommt uns das Gefühl des Bleibenden, des natürlich-ruhigen Fortbestandes, der durch vulkanische Zeitvorgänge wohl beeinträchtigt, nicht aber aufgehoben werden kann. Die alten Häuser sind vollendeter Ausdruck eines Sich-Geborgen-Fühlens und einer stetigen bewährten Ordnung. Ihr ruhevolleres Geborgensein kündigt von „zeitlicher Ewigkeit“. Den alten Häusern wohnt überdies eine verwandelnde Kraft inne. Sie haben die geheimnisvolle Fähigkeit, sich das Neue anzuverwandeln und in ein lebendiges Gebilde zu verschmelzen.

Allerdings wird die „Gefühlsbrücke“ (Guardini) zu ihrem Inhalt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in zunehmendem Grade schwächer, also der innere Zugang für den Außenstehenden viel mühsamer, weil nicht mehr von selbst gegeben. Das Problem hat große Spannweite zwischen konservativen und fortschrittlichen Polen. Es kommt auf die Hellsichtigkeit für die geschilderten Werte an. Diese aber fehlt häufig den autorisierten städtischen Fachleuten und prominenten Planungsbeamten. Der bürokratisierte und entwurzelte Baufachmann in den Behörden läßt sie weithin vermissen, wie entsprechende Erfahrungen dem Verfasser beweisen. Fachleute von Beruf sind hier nicht immer die fachlich Berufenen. Die Angesehenen brauchen nicht die Auserlesenen zu sein. Solche Feststellungen verfolgen keine provozierenden Absichten.

Es geht beim landschaftsgebundenen, bodenständigen Bauen um den Wert „beseelter Dinge“, um das Musische als Gegengewicht zur radikalen internationalen Technik. Dinge von innerem Wert stehen auf dem Spiel, für die man einführende Muße und materielle Opfer aufbringen muß, von anderen Voraussetzungen gar nicht zu reden. Die Glückseinbuße infolge seelischer Verarmung des baulichen Ausdrucks und seines abstrakten Funktionalismus tritt in neuen Großstadtstraßen und neuzeitlichen Massensiedlungen (dem Verfasser fielen die Vorstädte von Rotterdam und Amsterdam besonders auf) beängstigend vor Augen. Ethische und ästhetische Werte scheinen ohne Gewicht. Lebendige Architektur ist aber kein Objekt für das Schema unmenschlicher Superpläne. Die Vielfalt des Lebens und sein heimlicher Überschwang entziehen sich nüchterner Vermassung und bürokratischem Soll, was selbst ein Deckmantel aus Zweck- und Fortschrittsgläubigkeit nicht verbergen kann.

Aus diesem baulichen Gegenwartsbilde ragt nun seit einigen Jahren in unserer Heimat ein freischaffender Architekt sehr profiliert hervor. Dem Menschenschlage des westfälischen Münsterlandes entstammend, suchte und fand er — gleichsam auf den Spuren von Dr. Ottenjann — im oldenburgischen Münsterlande, und zwar bei Damme, heimatliche Seßhaftigkeit. Seiner Wesensart widerstrebte es, sich mit fliegenden Fahnen dem „Zeitstil“ geschlagen zu geben. So vermied Hermann Bild, der hier gemeint ist, mit Bedacht, sich von den neuen baumodischen Extremen einfach fortreißen zu lassen. Er ging nicht wie andere Kollegen aus geschäftlichen Gründen den Weg des geringsten Widerstandes und behielt trotz allem die Neigung zu landschaftsgebundenem Bauen bei.

„Aus einem alten Hause bin ich gefügt, daß es für vier Familien nun genügt; der Herrgott gab dazu den Segen, an anderer Meinung ist mir nicht gelegen.“ Dieser Spruch ist im Hauptbalken des neuen Vierfamilienhauses angebracht, das Pfarrer Janzen-Neuenkirchen im Jahre 1957 errichten ließ (vgl. Abb. 1). Im Nachsatz klingt die Haltung des Baumeisters mit an. Das Gebäude entstand auf neuem Platz aus dem Abbruch eines alten Fachwerkhauses. Nach dem Willen des Bauherrn sollte es den zukünftigen Familien ein echtes Heim gewähren. Die kurze lateinische Inschrift im Balken über dem seitwärtigen Haupteingang:



Abb. 3. Die Spar- und Darlehnskasse in Osterfeine

Foto: Alwin Schomaker, Langenteilen

„Domus pacis“ (Haus des Friedens) bekundet die obwaltende Absicht. Das Äußere des Baues verrät keine sozial-merkantile Zweckbestimmung, und das Innere besitzt Licht und Luft, Geräumigkeit und Bequemlichkeit wie die modernsten Musterbeispiele ähnlicher Zielsetzung. Die ganze Anlage hat rundum viel Raum und Freiheit. Sie ist außerdem in eine landschaftlich bevorzugte Umgebung gestellt. Nirgends beobachtet man die Lieblosigkeit sonstiger Mehrfamilienhäuser und Mietswohnungen.

Das baugestalterische Können fällt ins Auge. Harmonische Einheit verbindet Masse und Material. Alles bleibt im Rahmen der ländlichen Umgebung und ordnet sich der heimischen Bauernhauslandschaft ein. Das Haus wirkt nicht wie ein aufdringlicher Fremdkörper. Als Vierfamilienhaus weicht es von der üblichen Linie genormter Typen ab. Darin wollte man seine kalkulatorische Schwäche gegenüber den Einheitsmustern des „sozialen Wohnungsbaues“ sehen. Bei näherem Betracht erwies sich solche Behauptung als unzutreffend. Fachwerk als

Baumaterial bedeutet kaum Mehraufwand, verlangt aber mehr bauliche Erfindungsgabe als das anspruchslose Schema von Mietskasernen.

Die Neue Küsterei in Damme verdient gleiche Beachtung wie das Neuenkirchener Vierfamilienhaus. Sie entstand am alten Platz neu aus dem Abbruch des vorhergehenden Hauses (vgl. Abb. 2). Auch sie wurde im Jahre 1957 gebaut. Der Spruch: „Hier steh ich Trutz an alter Stelle; Gott bewahr uns vor der Hölle und schenke uns die ewige Seligkeit“, nimmt im Vorsatz ebenfalls andeutungsweise Bezug auf den Standort des Baumeisters. Das Gebäude bewältigt den örtlichen Niveauunterschied von Kirchplatz und Straße mittels des Untergeschosses, das nach der Straße hin die Pfarrbücherei aufnimmt. Neben der Wohnung des Küsters und der Büchereileiterin im Hauptgeschoß bietet es im Dachgeschoß weitere Wohnmöglichkeiten.

Die Vielseitigkeit der Verwendung des Gebäudes kommt außen nur verhalten zum Ausdruck. Altüberlieferte Behaglichkeit und

neuezeitliche Wohnlichkeit im Innern vereinigen sich mit der frischen Lebendigkeit und deftigen Ruhe des Äußeren. Mehr als die benachbarten banalen oder marktschreierischen Geschäftshäuser bzw. Bankbauten bildet die Küsterei wieder wie früher eine erfreuliche Bereicherung des alten Kirchplatzes, der ursprünglich ganz mit steilen spitzgiebeligen Fachwerkhäusern umgeben war. Im Gegensatz zu den roten Klinkerfüllungen von Neuenkirchen bringen hier freundliche weiße Fächer eine fröhliche Note ins Straßenbild. Besonders wohltuend ist straßenseitig in der Bücherei die Zurückhaltung der Schaufenster hinter den schlichten Säulen.

Das Gebäude der Spar- und Darlehnskasse in Osterfeine, das im Jahre 1955 errichtet wurde, zeigt ebensolche liebenswerte ländliche Zurückhaltung (vgl. Abb. 3). Dieser eingeschossige, langgestreckte Bau mit dem steilen und betont bergenden Dach ist Wohn- und Geschäftshaus zugleich. Derartige Bauwerke in unseren heimischen Dörfern bedürfen durchaus keiner dicken reklamemaßigen Aufmachung, worauf viele Neubauten ähnlicher Bestimmung in letzter Zeit leider meinen nicht verzichten zu können. Der Fachwerk-Frontspieß setzt den verstärkten bodenständigen Akzent. In seiner Richtung dürfte zukünftig die landschaftsgebundene Anwendung von Holz am heimischen Hause liegen. Ganzbauten in Fachwerk werden wohl eine seltene Ausnahme bleiben müssen (vgl. Heimatkalender Jg. 1956, S. 87 ff.).

Auf der gleichen gestalterischen Linie bewegen sich die Formen von zwei Häusern in Steinfeld. Es handelt sich um das Haus des praktischen Arztes Dr. Moorkamp und um das Haus des Fabrikanten Bunge (vgl. Abb. 4 und 5). Das eine wurde im Jahre 1951, das andere 1955 gebaut. In beiden Fällen unterstreicht der Fachwerk-Frontspieß den Haupteingang. Die Ausführung der Einzelheiten weicht von einander ab. Das Haus von Dr. Moorkamp wirkt trotz seiner lebhaften Fensterreihung wegen des dunklen Klinkers in den großen Wandflächen sowie in den Holzfächern schwerblütig und verhalten. Das Haus Bunge dagegen ist mit dem weißen Gesamtputz, den hellen Fächern lustiger und zugleich behäbiger. So können reiche Ausdrucksmöglichkeiten den schöpferischen Baumeister vor einem langweiligen Schema bewahren. Das Fachwerk wurde überall in freier Anlehnung an die Gestaltungsgrundsätze der historischen

Dammer Giebelkunst gearbeitet. Von unfruchtbarer Nachahmung ist keine Rede. Vielmehr haben wir es mit einer selbständigen Weiterentwicklung zu tun, worüber unten noch zu sprechen sein wird (vgl. Heimatkalender Jg. 1958, S. 81 ff.).

Wie sehr neugestaltetes Fachwerk den Charakter von ganzen Gebäudekomplexen bestimmen kann, wird am Hause der kath. Landjugend in Molbergen recht deutlich (vgl. Abb. 6). Der größere Bau des Komplexes beherbergt im Erdgeschoß neben mehreren Gruppenräumen die Pfarrbücherei. Das mächtige Dachgeschoß nimmt den eindrucksvollen Festsaal auf. Ein Verbinderbau schließt die Wohnung des Küsters mit an. Wiederum mußte den unterschiedlichen Zwecken eine bauliche Einheit gegeben werden. Außerdem erforderte der Standort des Gebäudekomplexes nahe bei der Kirche besondere Rücksichtnahme auf das Ortsbild.

Weil der bauliche Ausdruck der ersten Planung zu nichtssagend für das bäuerliche-ländliche Pfarrdorf schien, wurde der Dammer Architekt zugezogen. Er schlug die Anwendung von Eichenfachwerk für die an sich gute Gesamtkomposition vor, um die Beziehung des Bauwerks zur Landjugend äußerlich stärker hervorzuheben. Aus verschiedenen Entwürfen kristallisierte sich dann die endgültige Gestalt des Baukomplexes, der gegenwärtig (Sommer 1958) seiner Vollendung entgegengeht, heraus. Das Fachwerk erhielt gewissermaßen eine Doppelrolle, und zwar im Giebel der Küsterei sowie im erkerartigen Frontspieß des Hauptbaues. Beide versetzen als Gegengewichte die ganze Komposition in lebendige Spannung und fügen sie gleichzeitig zu höherer Einheit zusammen. Dadurch wurde jener unübertreffliche Grundcharakter erreicht, den die Anfangsplanung offenbar entbehrt hatte. Erst dem Fachwerk verdankt der Gebäudekomplex an diesem Platz das überzeugende Bild.

Sehr viel anderer Meinung waren die Baubehörden gegenüber dem solchermaßen veränderten Entwurf. Nach dem eingangs Gesagten wird ihre negative Stellungnahme nicht mehr überraschen. Die gegenteiligen Standpunkte entzündeten eine grundsätzliche Diskussion ohne Ergebnis. Schließlich blieben die Verhandlungen in der Schwebe. Eine klare Baugenehmigung wurde nicht erteilt, was hier entschieden festgehalten sei. Man ging in Molbergen trotzdem an die Ausführung, weil man ohne Zuschüsse auskam und deswegen keiner bürokratischen Formdiktatur unterworfen werden konnte.



Abb. 4. Haus Dr. med. Moorkamp in Steinfeld

Foto: Alwin Schomaker, Langenteilen

Hermann Büld hatte die Schwierigkeiten vorausgesehen und den Auftraggeber darauf hingewiesen. Sein Kampf gegen beamtete Kollegen zeitigte schon früher mancherlei Enttäuschungen und Mißerfolge. Aber er wich um der Sache willen nie dem Kampfe mit dem Fachmann im Behördenbüro aus. Sein baugestalterischer Platz war ohnehin seit je außerhalb des großen Haufens einfallloser Modenachahmer. Seine Entwürfe wuchsen immer aus eigenen Gedanken und verleugneten fast nie die — heute anscheinend unerwünschte — landschaftliche Eigenart. Mondäne Fachzeitschriften waren für seine Geschmacksrichtung wenig maßgebend. Selbst Fachblätter über sogenanntes „ländliches“ Bauen üben im Gestalterischen keinen entscheidenden

Einfluß auf ihn aus. Natürlich bekundet ein solcher Architekt wenig Neigung, sich als gehorsamer Famulus übermächtiger Baubehörden mißbrauchen oder zu deren Handlanger herabwürdigen zu lassen. Wie eine gewagte Herausforderung und fortwährend unbequeme Mahnung steht sein Schaffen in der Krise unserer Zeit. Deswegen bildet es auch den konkreten Mittelpunkt der Gedankenführung unseres Aufsatzes.

Werden hier nun Konglomerate aus der Rumpelkammer oder der Requisitenkiste eines verflossenen Zeitstils befürwortet? Sind solche Bauten in heutiger Zeit nur noch Attrappe und Kulisse? Stellt ihre „bäuerlich-ländliche Altertümelei“ ein Surrogat zur Schau? Sind solche Formen überlebt? Wir meinen Ausgangsformen, die ein gewisses

Alter haben und einer anders gestimmten Zeit entwachsen sind. Sind Inschriften und Sinnbilder ebenso altmodisch, wie es angeblich der Baustoff Eichenholz sein soll? Hat deren ornamentale Formensprache heute keine Aufgabe mehr? Mittels dieser Fragen und Glossen suchen wir die Plattform für eine stichhaltige Antwort zu finden.

Auch vom Standpunkt des modernen Menschen aus glauben wir, die Berechtigung des Fachwerks als Ausdrucksform sowie die Aktualität von Hausinschriften einschließlich religiöser und bäuerlicher Sinnbilder, wie Hermann Böld sie wieder verwendet, nicht nur anerkennen zu können, sondern sogar vertreten zu müssen. Wir sehen im Fachwerk, in den Inschriften und im sinnbildlichen Schmuck zunächst allgemeine zeitlose Wesensmerkmale am Bauwerk. Sie stellen für uns keine temporäre, d. h. eine an einen bestimmten Zeitstil gebundene Eigenart dar. Grundsätzlich legen wir ihren regionalen Verschiedenheiten untergeordnete Bedeutung bei.

So hat das Fachwerk als reine Holzkonstruktion seine gleichbleibende Zeitlosigkeit und überräumliche Bedeutung heute noch keineswegs verloren. Als solche kann es eigentlich gar nicht veralten. Deswegen kommt ihm unverminderte Allgemeingültigkeit zu, wo und solange das benötigte Holzmaterial sich natürlicherweise in ausreichender Menge dafür anbietet. Diese Feststellung mag für die Ohren der ausschließlichen Befürworter „modernen Baumaterials“ verblüffend klingen. Aber sie erweist sich bei einiger Aufklärung über die kulturgeschichtlichen Gegebenheiten im Holzbau als durchaus zutreffend. Tatsächlich haben die Zimmerleute das Fachwerk in den verschiedenen Zeiten und Gegenden in jeder Hinsicht sehr unterschiedlich gestaltet. Selbst Eichenholz ist keineswegs allein vorherrschendes Material. Im Egerlande und im Berner Oberlande, wo uns klassische Meisterschaft begegnet, brachten die Meister das Fachwerk in andere Formen als in Westfalen und Niedersachsen. Zur Zeit des Mittelalters, während der Renaissance und schließlich im Barock wechselte jeweils der gestalterische Ausdruck. Auch in unseren Tagen müßte das Fachwerk von der Konstruktion und vom Ausdruck her durchaus wieder in zeitgemäße Gestalt zu kleiden sein. Diese Möglichkeit ergibt sich besonders in Landbezirken, deren natürlicher Holzreichtum die Verwendung von

Fachwerk vernünftigerweise nahelegt. Holzfachwerk, von Könnern schöpferisch behandelt, könnte die Langeweile und Anspruchslosigkeit vieler neuerer Bauten überwinden. Es würde außerdem mit Sicherheit vom modischen Wirrwarr befreien. Stein und Fachwerk sind in gemeinsamer Verwendung auch kein Gegensatz, wie man häufig hören kann. In allen deutschen Landschaften gibt es zahlreiche Bauten, die über dem steinernen Erdgeschoß erst die Pracht des Fachwerks entfalten. Der gern gebrachte Einwand gegen das Holzfachwerk: Es habe keine Dauer und bedürfe laufend sehr aufwendiger Pflege, ist nicht ernst zu nehmen, wenn man weiß, daß es Fachwerkbauten gibt, die Jahrhunderte überlebt haben, und daß auch sogenannte „Massivbauten“ schon nach wenigen Jahrzehnten der Pflege und Unterhaltung bedürfen.

Der heutige Eichenholzbestand im Münsterland kann sich mit dem messen, der im 18. Jahrhundert vorhanden war, als noch ausschließlich in Fachwerk gebaut wurde. Diese Feststellung mag den oberflächlichen Beobachter überraschen; denn die landläufige Meinung neigt dazu, in jener Zeit ganze Urwälder einander an Mächtigkeit übertreffender Eichen anzunehmen. Diese Vorstellung muß von der Geschichte der Bewaldung unserer Heimat stark korrigiert werden. So hat die Bewaldung des Münsterlandes (auch die mit Eichen) in den letzten 100 Jahren entgegen den gewöhnlichen Meinungen zugenommen. Die Holzsammlung für den Neuaufbau des Quatmannshofes im Museumsdorf hinterließ trotz des großen Bedarfes an besonders mächtigen Stämmen keine sichtbare Spur. Auch die Bildschen Bauten hatten in keinem Falle echte Schwierigkeiten hinsichtlich der Beschaffung des Materials. Viele ähnliche Bauten würden das Münsterland kaum von Eichen entwalden. Die Anwendung von Fachwerk ist also mehr als eine Materialfrage. Sie enthüllt am Ende ein Gesinnungs- und Haltungsproblem.

Wie das Fachwerk zeitlich und örtlich seinen Ausdruck wechselt, verändern auch die Inschriften in verschiedenen Zeiten und Gegenden ihren Gehalt. Die Gestalt der Buchstaben unterliegt dazu ebenfalls einem großen Wechsel. Aber der eigentümliche Sinn der Hausinschriften bleibt davon unberührt. Er ist immer und überall der gleiche und besteht darin, vor der Nachwelt Zeugnis abzulegen für die eigene Lebens-einsicht und gewonnene Lebensweisheit,



Abb. 5. Haus Bunge in Steinfeld

Foto: Alwin Schomaker, Langenteilen

bzw. über die innere Haltung und religiöse Überzeugung, vielleicht auch für die eigene Leitung und das persönliche Eigentum. Dazu sollte späteren Geschlechtern der Name überliefert werden. All das geschah aus dem Gefühl der Kontinuität des Lebens, die in vergangenes Leben zurückreicht und über das gegenwärtige einzelne Leben nach der Zukunft hinausschwingt. Ebenso erscheinen die religiösen und bäuerlichen Sinnbilder als allgemein menschliche Urbilder (Heils- und Fruchtbarkeitszeichen) jeweils örtlich und zeitlich in wechselnder Ausführung, Zusammensetzung, Plazierung und Deutung. Die volkstümliche Phantasie ist durch Jahrhunderte, wenn nicht gar Jahrtausende unerschöpflich in ihrer Ausgestaltung. Auch unsere Zeit müßte den Hausinschriften und dem sinnbildlichen Schmuck neue Reize und neuen Ausdruck abgewinnen können. Die moderne Amulettsucht, die Maskottchenkultur und die Beliebtheit der astrologischen Tierkreiszeichen stellen doch nichts anderes dar als die irregeleitete Abart jenes menschlichen Urtriebes, am Hause, am Gerät und auch an der eigenen Person sinnbildlichen Schmuck anzubringen.

Die tonangebenden Zeitgrößen der Architektur und Götter der Moderne besitzen hier keine Zuständigkeit, ebensowenig wie die Vertreter des nachäffenden offiziellen

Baugeschmacks. Öffentliche Würdenträger sollten auf diesem besonderen Felde keine kurzsichtigen Hürdenträger sein. Allerdings verstehen wir die Scheu der verschiedenen „Beauftragten“, gegen den Strom der Zeit zu schwimmen. Es wäre unfair, die prekäre Situation mancher Baubehörden und Bau-sachverständigen im Behördenauftrag zu übersehen. Die nagelneue Seelenlosigkeit und tödliche Langeweile des „modernen Baustils“ tritt auf weiten Strecken unaufhaltsam ins allgemeine Bewußtsein, obwohl es vorläufig kaum jemand wahrhaben will. Der aufdringliche Modernismus modischer Fassaden in den Großstädten steht im Begriff, sich als kalt und leer zu entpuppen.

Der einfache Mensch und schlichte Zeitgenosse von heute weiß nichts mit dem gegenwärtigen intellektuellen Purismus im Bauwesen anzufangen. Er steht ihm, wo immer er ihm begegnet, verständnislos gegenüber. Für ihn hat der Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeitszirkus sogar etwas Verwirrendes. Er sieht im Hause immer noch das persönliche Heim, den eigenen Besitz und nicht die abstrakte Wohnmaschine. Er will auch gar nicht das nüchterne, genormte und mitteillos realistisch geformte Dasein, wie die Kulturmanager es propagieren. Allgemein spürt dieser Mensch heute die entseelte und herzlose Kälte der „modernen Sachlichkeit“. Glücklicherweise prägen die Fanatiker der mechanischen Gleichmacherei und nivellierenden Vermassung noch nicht allein das Bild des Gegenwartsmenschen. Gerade der Mensch in ländlichen Bezirken empfindet den Verdrängungskomplex der Traditionsfeinde als unnatürlich. Die gewaltsame Abwendung von der Vergangenheit widerspricht seinem ursprünglichen Denken und Empfinden. Ganz natürlich tendiert er einer Zukunft entgegen, die in Vergangenheit und Gegenwart wurzelt. Sein geistig-seelisches Gefüge bedarf der kettenhaften Verankerung nach rückwärts und nach vorn.

Der Mensch unserer Tage mag allgemein freilich gegenüber den überkommenen Formen wohl besonders kritisch sein. Man mag uns also mit dem Schein einer Begründung entgegenhalten, daß der heutige Mensch allen Symbolen und Sinnbildern entfremdet sei und nichts damit anfangen könne. Wer aber ist denn dieser „heutige Mensch“? Und wer vertritt solche Ansichten? Doch wohl nur der vom Boden restlos emanzipierte und total aufgeklärte Großstädter, nicht aber der noch sehr stark na-



Abb. 6. Küsterei mit Jugendheim in Molbergen

Foto: Alwin Schomaker, Langenteilen

turverbundene Landmensch. Auch der Stadtmensch ist gar nicht so ohne jegliches Verständnis für bedeutungsvolle Symbolik und festliche Gestaltung am Bauwerk. Selbst der Materialismus diktatorischer Staaten braucht und fordert das Zeremoniell und den architektonischen Effekt, von der aufwendigen, materiell völlig nutzlosen Effekthascherei unserer eigenen neuen Großstädte gar nicht zu reden. Freilich schafft der gottlose Materialist und wurzellose Kosmopolit keine echten Sinnbilder und Traditionen mehr. Dafür bedarf es immer des Rückgriffes auf die metaphysische und heimatlich-bodenverbundene Substanz des Menschen. Übrigens ist die Sehnsucht, den merkantilen Zweckbau wieder zu verlassen, unter vielen modernen und großen Architekten heimlich viel stärker vorhanden, als vorerst nach außen hin zugegeben wird. Das Interesse für den religiösen Sakralbau hat nicht nur geschäftliche, ruhsüchtige und sensationshaschende Beweggründe.

Man sollte überhaupt nicht mehr das weltstädtische Stil- und Ausdruckswollen mit dem der Landbezirke gleichsetzen. Wie die Erfahrung lehrt, ist auf dem Lande das Wollen nach Hausinschriften, nach persönlicher Gestaltung und nach sinnbildlichem Schmuck latent kräftig vorhanden. Wir sind

auf Grund dieser Erfahrung durchaus nicht der Meinung, daß die alte Form zur Formalität abgestorben und daß der Versuch ihrer Wiedererweckung nur noch ästhetischer Formalismus sei. Wer bodenständiges und traditionell ausgerichtetes Bauen mit Fachwerk, Hausinschriften und sinnbildlichem Schmuck ablehnt, der lehnt bewußt oder unbewußt die menschliche Verwurzelung unserer Landbezirke ab. Hausinschriften und der Wunsch nach ihrer Anbringung gründen immer auf einer klaren Einstellung zum Leben und zum persönlichen Eigentum. In der Regel ist eine solche festumrissene Einstellung durch echte Religiosität gekennzeichnet. Wenn man das schöne menschliche und familiäre Zeugnis der Hausinschriften für überflüssig hält oder aus materiellen und sonstigen Gründen opfern will, dann befürwortet man gewissermaßen die Selbstaufgabe einer heimatlichen bäuerlich-ländlichen Bevölkerung.

Auch der sinnbildliche Schmuck (Lebensbaum, Spirale, Sechsstern, Malkreuz usw.) hat nach wie vor eine aktuelle Bedeutung. Er setzt den naturverbundenen, dem Kosmos verhafteten und auf Gott bezogenen Menschen voraus. Die alten Sinnbilder sind ja aus der Welt des bäuerlichen Menschen genommen, dem noch alles voller Geheim-

nisse war: Werden und Fruchtbarkeit, Leben und Tod, Natur und Wachstum, Tag und Nacht, Feuer und Wasser, das Brot und das Blut. Dem ländlichen Menschen bedeutet die Sonne und ihr Aufgang noch etwas. Der Stadtmensch dagegen lebt fern von Sonnenaufgang und Sonnenuntergang. Synthetische Stoffe bilden heute weithin seine Umgebung, Wasser bezieht er aus dem Leitungshahn und künstliches Licht in jeder Menge und zu jeder Tageszeit aus elektrischen Leitungen. Er achtet kaum noch auf Blitz und Donner und andere Naturerscheinungen, sofern sie seine Urlaubsreise nicht stören. So muß es schwer sein für ihn, wieder Zugang zu dem hier charakterisierten sinnbildlichen Schmuck am Bauwerk zu finden.

Der Mensch, der Jahr und Tag keine Sonne mehr auf- und untergehen sieht und keine Saaten mehr fruchtbar wachsend erlebt, wie verstädterte Bürokraten oder entwurzelte Asphaltverwaltungsbeamte, muß unter der Verkümmern des Organs für beseelte Sinnbilder leiden. Das erklärt auch viele heutige Extreme in gestalterischer, geistiger und sogar sozialer Hinsicht bei Gelehrten, Künstlern und Politikern. Solch innere Beziehungslosigkeit zum sinnbildlichen Leben schlechthin kann nicht wünschenswert und vorbildlich sein. Die Betroffenen sollten menschliche Ehrlichkeit zeigen und aus ihrer Not keine Tugend zu machen versuchen, die dann anderen aufreglementiert werden soll. Durch Hausinschriften wäre beispielsweise wieder eine deutlichere Einstrahlung christlichen Geistes in öffentliche und private Bauten zu erreichen. Auch die besprochenen Sinnbilder könnten auf dem Grunde neuer Formen als heimliche Grundrisse schlummern, schon wegen der ihnen von Natur aus innewohnenden unverwüstlichen Bildkraft. Sie lassen sich durchaus umgestalten und im recht verstandenen Sinne „modernisieren“, so daß sie „ankommen“ und echtem Ausdruckswollen entsprechen. Das alles hat aber mit der künstlichen Auffrischung eines vergangenen Lebensgefühls nichts zu tun.

Wenn man durch die heimische Landschaft fährt und die hier besprochenen und sonstigen Bauten sieht, erlebt man eine unwillkürliche Freude an ihnen. Sie ziehen den Blick auf sich wegen ihrer schönen und gesunden Eigenart, während viele andere Bauten wechselnder modischer Provenienz uns gleichgültig lassen. In diesen Bauten wurden über die reinen Zweckerfordernisse

hinaus gestaltlich auch die Bedürfnisse der Menschen nach nicht materiellen Gewißheiten berücksichtigt. Deswegen strahlen sie eine heimliche Autorität aus. Die Bauherren solcher „unzeitgemäßen“ Häuser stellen zunächst noch eine einsame Elite dar, von der keine materielle Wirkung ausgeht. Doch die geistige Wirkkraft arbeitet hier um so nachhaltiger. So werden einzelne seelische Tiefenbewegungen schließlich zu breiter Realität. Kritisch-intelligente Begriffsbildungen des „modernen“ Baustils sind auf ihre Wirklichkeit nicht ohne weiteres zu übertragen. Man mag traditionelles und bodenständiges landschaftsgebundenes Bauen zu unterdrücken oder gar zu unterbinden versuchen, Wahrheit und Echtheit bleiben doch und gehen vor den Sensationen der vielgepriesenen Architekturknüller unaufhaltsam ihren Weg.

Alwin Schomaker

Gut heimgeleuchtet

Zwei Nachbarn in einer Bauerschaft. Der eine war sehr kirchenfromm. Er sang gewaltig im sonntäglichen Hochamt. Ja, er begnügte sich nicht mit dem gedruckten Liedertext, sondern sang vor manchen Worten des Textes noch zusätzlich durch die Nase ein „N“, was besonders deshalb auffiel, weil er in der Meinung, tonangebend zu sein, allen Gläubigen um eine viertel Sekunde voraus war. Auch stippete er, wenn der Klingelbeutel an ihm vorbeistrich, in hohem Bogen hinein. Der andere von den beiden Nachbarn nahm es mit seinen kirchlichen Pflichten nicht so genau. Eines Tages machte der neue Ortspfarrer bei den Schafen und Lämmern seines Amtssprengels Antrittsvisite. Er kam auch in die Bauerschaft und besuchte zunächst den lauen und dann den frommen Christen. Das wurmte den letzteren sehr. Und er konnte es nicht unterlassen, seinem Ärger dem Nachbarn gegenüber durch eine bissige Bemerkung Luft zu machen. Da erwiderte dieser: „So, spielet di dat? Mi dücht, dat hew dei Pastor recht maaket. Szüh, use Heiland güng uk erst immer nao den Sünder un dann erst nao den Pharisäer!“

Caspar Friedrich Landgraf

HALFPATT

Rieklück hunnert Jaore is't her. Dei waokelige Tied, de Napoleon us brocht har, löp sick langsaom wedder taurechte. Vål Neies was upstaohn. Wi in'n Mönsterlande wassen van'n Biskup van Mönster weg un an den Großherzog von Ollenborg kaomen.

Neie Herrns settet neie Hecksulen. Bi us int Mauer was dat nich klaor, wor dat Miene ute is un dat Diene anfang. Dei Scheien leg nich faste. Striet un Spektaokel har't aower tüsken dei Bräögeler un dei Aschener maläwe nich gäwen; sei wören Naoberslüe as vandaoge noch, hülpen sick gägensietig äöwern Patt un wassen un sünd vandaoge van beide Siet dei Äöwermäuersken.

Man nu möß dor 'ne Grenze wäsen!

Ale olle Schateken hebbt sei dor baoben döresket un up ole Kaorten so'n Strich söcht. Dat was aower ümzüß. Tauleßde fünnen sei noch so'n Stück Papier; man kunn't bolde nich mehr läsen, man sei kregen't spitz. Wat stünd dor inne? Vör väle, väle Jaore haren dei Graofen van Deifolt un dei van dei Vechte sick üm dat Mauer verdraogen. Dei Deifolter schull Tweidrüddel un dei Vechter Eindrüddel hebben. Dat was all wat, un so wullen sei't nu uck maoken.

Man, dat was lichter geseggt as gedaon. Wor schullen of kunnen sei ansetten? So'n Kanaol as vandaoge haren sei nich. Dat Waoter in dei modderigen Mauerpötte, un dor gew't genau van, fünd langsaom un hen un her den Wegg nao dei Kollen Hunte, drüddelde aower nich. Pätte un Körwäge wörn väle dor, un wel dorup Bescheid wüß un sick einigermaoten int Mauer utkennde, köm dor woll taurechte. Man dat was nich allermanns Saoke, un dei Herrns sünd dor uck achterkaomen.

Dei Geometers van düsse Siet und Güntsiet fungen an un aorbeiteten sick langsaom dört Mauer, sinnig un sachte. Sei wassen vorsichtig. Wor't 'nen bitken wiegelde, fäutkeden sei, un wel dei wenigsten Pünde in'e Büxen har, möß vörup. Ale 100 of 200 Meter setteden sei 'ne Baoken, eine lange Vizebonenstickel mit'n Tuß Heide baobenup. So bleewen sei einigermaoten in dei Richtung. Un vörut pielden sei an dei leipsten Mauerpötte vörbi, stürden up enkelde Böme tau un freieden sick, as sei dei Höchte tau pakken har'n. Up'n Ende keeken sei wedder trügge. Dat günk doch hen un wer in'n Zickzack, mätau nao'n Osten, mätau nao'n We-

sten. Är köm't up'n paor Pötte un Schlöte nich an, uck nich up'n Handvull Schäpelsaot Grund, van ales haren sei genau van.

Nu schull dat aower 'ne Grenze för ewige Tien werd'n, un ewige Tien holt dei Baoken nich. Dor müssen Steine her, anständige Grenzsteine. Junge, dat wassen di vlicht Kawenzmänner, so'n annerthalf Meter hoch, 'nen halwen Meter breit un nich ganz so dick. Elkein har siene Nummer; dat was doch tau schaode, wenn sick dor eine van verkrümlen wull. Up enkelde van dei Steine stünd uck 'ne Jaorestall: 1848, un bi ale was up dei breien Sieten van dei eine Kante ein grot H un van dei ännere Kante ein grot O inhauet. Dat har siene Bedütung, un dei Herrns wüssen Bescheid.

„Wenn ale Welt tausameholt
un ale sett't den Plaug dorvör —
kaomt wi woll dör!“

so singt wi vandaoge. Ick weit nich, of use Vöröllern uck so süngen; man sei hebbt so dacht und daon. Dei Bellos sünd dor henkaomen, wor sei hen schullen, un dat wunnert us hüte noch. Un wenn ein Stein stünd, schreben sei dei Nummer in ein dicket Bauk; dat mott doch ale siene Origkeit hebben. Un dann gungen sei üm den Stein herümme, straokenden üm un säen: „O — H“! Of't dornao 'nen Schluck ut'n Buddel gew, geiht di niks an.

Nu müssen noch van Stein tau Stein Grüppen schmäten werd'n; up dei Kaorten schull doch'n Strich tau seihnen wäs'n. Wor Schlöte un Pötte wör'n, löten sei dat so bewend wäsen. Man int högere Mauer naon Witten tau, dor bunken sei twei Spaon breit ut un backden dei Kluten bisiet up. Nu was uck dei Grenzgraoben, so'ne Aort Baukweitenlandsgruppen, farig. Dat Gesetz har sien Recht, dei Obrigkeiten kunnen taufrä wäsen, dei Landkaorte kreeg'n dicken Strich, dei Grenze stünd. —

Dei Grenze stünd. Man dat Kuckuckswiew van Güntsiet lä är Ei in dat Est van dei Heidsaotfinken an düssiet; dat Hägelämmken schilkede dör dei klaore Luft als alltied; dei Güttwelp drew sick in dat wiede Mauer herümme un sä an beide Siet vant Mauer upn Sand Bescheid, wenn't Rägen gäwen schull; dei Schittregers schrichden up beide Kanten van den Strich und dei Grüppen; Haosen, Rehe, Fösse un wat dort süß noch herümmelöpp, kümmerden sick'n Fleit



üm dei Steine un säen nich eis „O — H!“ Wenn dei Luft gaut drög, klünk dei Klank van dei groten Karkenklocken in Lohne aower dat brune Mauer un verkrümelde sick langsom in dat deipe Holt an'n Hogen Sünn un Anholn, un bi'n finen, sachten Osterhaor hörde man dei Klocken van dei beiden Drebber. Dei kennden uck kiene Grenze.

Un dei Mensken, wat maakt dei ut dei Grenze? Up Güntsiet an'n Vechter Damm setteden sei dor, wor vandaoge dei Wirtschafft Friemann is, dei Spannhaoke mit'n Tollhus, un Kamisen paßden up, dat dort bi un an den dicken Strich ales Recht blew, wat Recht was. Mangers güngen sei uck int Mauer herin, man bi leip Wer läöten sei uck Fiwe 'ne lieke Tall wäsen. Wat wunner nu, wenn dör dat Mauer an dei Kamisen un dat Tollhus wiet genau vörbi för dei Ummedrängers un Schmuggellanten Treidelwäge güngen, un wor kien Kläger, is kien Richter, un gaue Naoberlue könt ruhig utgaonen un Päre stälen.

Welschmanns Fritze — hei was all an dei Jaore — bedrew dat Ummedrängen all längere Tied. In'n Mauer wuß hei Bescheid as in siene Rumpstasken, un in Lohne kennde hei sick gaut ut; hei har lange Jaore up dei Karkenteigelei aorbeitet. Nu was üm dat tau schwaor, un an dei Straoten Steine kloppen, dat leeg üm nich; man so'n bäten Bitau künn üm fleien.

Eines Aobends in'n Harwste har hei sienen Holster ornlick vull packt. Dat was üm nich tau bestig tau Maue, man dor buten in'n Mauer schull dat woll sachte bäter werd'n. Hei güng sienen Patt hendaol; dei Haose fünk an tau brauen. Nao Lohne was't nich wiet. Döen dat nu dei Jaore of dei dicke Näwel, of har hei den Holster tau schwaor — hei köm nitske ant Schweugen, un dei Fäute wullen nich up den Patt bliwen. Dat wedde düster, un hei staopelde ein paormaol. Wat hülpe dat, hei möß sick 'ne Sette verpußen. Man dei Benauthheit blew. Hei rappelde sick wedder in dei Höchte, köm nao'n paor Träe an den Grenzgraoben, trieselde un stolperde äöwer'n Kluten un füllt dweck aower dei Gruppen. Ein paormaol hiemde hei noch, dann verlöt üm dei Puste; sien Ticktack wedde langsamer. Still wörd rund üm üm tau in dei brune Heide; dei Maond göt sien bleike Lecht ut sienen halfvullen Schoot up dei Ern — dor gintern in dei Siller Büske röp dei Ule, un dann deckeden Näwelschwaon Welschmanns Fritze mit'n witt Laoken tau.

Naogrienen dö üm an sick nich ein. Hei was Junggesell un mit dei Fraulue nich tau-rechte kaomen; hei was äben as'n Welschen hier behangen bläwen as noch ännere mer ut dei Landsknechtstied.

An'n ännern Morgen drew Kaorl, Scheper bin Siller Bur, siene Schaope langsom van'n Siller Dannenkamp int Mauer henut. Hei breidelde an dei wullen Haosen, un Karo, dei Hund, hült dei Schaope tausame. Nao 'ne Sette hünskede dei Hund heran un trück den Scheper bi dei Heiken. Dat har wat tau bedüen, vlicht har Karo ein Schaop funnen. Hei güng mit den Patt hendaol. Bold stünd hei bi dei Lieke. Wat nu? Dor möß hannig wat daonen werd'n, dat was klaor. Man wo? Dei Schaope alleine laoten, dat güng nich, un münnern künn hei nich eine. Up sienen Hund aower künn hei sick verlaoten. Hei bünd üm dat lose Bottersett ant Halsband un kreeg üm up'n Patt nao dei Burei tau. Wat läöter all bläde dei Hund bi'n Sillerbur. Hei un sien Naober Matfelds Wäwer dachden, dat den Scheper wat taustött wör und möken sick mit'n Knecht un wat Reskup forts up'n Weg. Man nee, dat mößt nich wäsen, sei seggen den Scheper dor staohnen. Hei was mit dei Schaope nich ut den Gestrich gaohnen. Kaorl freide sick, as Hülpe köm; dat was üm doch rein tau gruselik word'n.

Nu stünnen dei dreie bi'n Fritze. Schullen sei dei Lieke wegbringen? Drüffen sei dat? Dei Saoke was nich klaor. Also bleew dei Bur bi den Scheper un schickde den Knecht nao Aschen, naon Burmester. Dei frög dat genau nao, un as hei hörde, dat dei Lieke halvesheit up dei Grenze leg, möß dei Aschener Feldhüter forts nao Lohne hen un den Vaogt Bescheid gäben. Dei läöt bestellen, dat sei nomdags tüsken drei un halfeier in'n Mauer wäsen wullen.

Vaogt Rösener näöm sienen Feldhüter Bergmann un dann van Bräögel noch Tönnen Bernd un Alpsien Kleimens mit, dei beiden leßden kennen sick int Mauer gaut ut. Ale wassen rechter Tied dor. Nao dat stille Gedenken för den Fritze schull dei Saoke dann klaor kaomen. Dat wör'n eischen Fall, half up Lohner un half up Aschener Siete. Sick gägensietig dei Lieke tauschuwen, was unnosel; dorför wassen sei Naoberlue un äövernäömen sick nich gern. Seggen dö nich eine mehr wat. Dei Aschener Burmester hült dei Hannen up'n Puckel un schnackede mit dei Fingers, dei van Lohne nabbelden sick an dei Oren, sei wassen woll bange, dat sei



dat nich hörden, wat nich seggt wedde. Um Schierigkeit tau maoken, segg dei Lohner Feldhüter — hei was an'n längsten in'n Deinst — tauleßt: „Wi mäöt dor'n Wegg mit an!“ Un dat mennden dei ännern uck. Uck Matfelds Wäwer wull Klaorheit hebben: „Ick will jau'nen Vörschlag maoken. So, at dei Fritze hier ligg, mit'n Kopp un Harte bi dei Lohner un mit dat Ännere bi us, dräöwt wi annämen, dat siene Seele bi dei Lohner un bi usen Herrgott gaut uphaoben iß. Dann hebbt dei ären Deil, un wi nämt usen mit,

dann iß dat halfpatt!“ Dann haolde hei noch einmaol deip Aom, keek dei Riege rund un sä: „Iß't so recht?“

Un so wör't recht. Sei geben sick dei Hand dorup, un Welschmanns Fritze wedde nao Aschen henhaolt. Dei Grenzfall was klaor. Twei Daoge läöter wedde Fritze up'n Drebber Karkhof begraowen. Dei Lohner wassen uck dor. Dat leßde Vaterunser günk ditmaol aower nich halfpatt.

Clemens Tombrägel

Nu hebbt wi use „To-Huus“

Dor hebb ick all as Kind van dröömt: een Hus wull ick hebben, wiet aff van de Stadt. Een lütt Huus un een grooden Gaorn mit Appel- un Beerbööm un ne Bank to'n utrauhn. Häuhner, Anten, Gööse un Swien, dat al schull mien sien! Un een Mann wull ick leewhebben, de för allns, wat dor gräunt un bleiht un fleigt, een Hart hett.

Mit twintig heff ick dissen Mann funnen un mit dartig weern wi all ne richtige Familie mit Kinner, Häuhner, Hund un Katt. Sowiet weer mien Kinnerdroom Wirklichkeit. Man een Huus — een „To-Huus“, dat harrn wi noch nich. Un dat leet bold so, as wenn dat för ale Tieden een Droom blieben schull.

As wi bold nich mehr wüssen, wo dat mit us wiedergaohn schull — in us lütt Stuuw harr'n wi bold kien Platz mehr, de Fäute to setten — dor köm dat Wunnerbaore, dat wi us jümmer wünscht harrn. Wi kunnen siedeln. Graf van Merveldt hett dor dat Land to hergäven. Dat Huus steiht, un dat is ne moie Siedlung wurrn — een gräun Eiland.

De weer nich licht, de Anfang! Acht Jaor ist dat nu her, dor fungen de Siedler an, den Fuernkamp to roden; Bickbeerbüsk un Heidekruut aftoplacken un dat Land liek to maoken. De Lue van Katasteramt kömen mit Meßband un Stangen, un de Grenzsteen kömen in de Eer. Jeder Siedler kreeg jüst soveel Land as de ännere. In'n Sommer weern de Daoge bold nich lang naug, dat moss jao allns nao Fieraabend maakt weern, dat Utschachten van de Hüse un de Aorbeit an de Mischmaschien. De Hüser wussen ut de Grund, un in Gedanken seeten wi all ünnern Kasbeerboom un drünken Koffi. Man dat harr noch Tied, väl, väl Tied!

Jeden Sünndag sünd wi rutspaceert un hebbt us dat Wark bekeeken. Wi kunnen dor bold nich up täuwen, een richtig Dack övern Kopp to kriegen. Un doch, nu sünd dat all söss Jaohr her, dat wi introcken sünd un in de Graf-van-Galen-Siedlung waohnt. Wiet af van de Stadt. Wiet af van Larm un Unrast. Meist een lütt Paradies. Wi harr'n kiene Tied to'n Grillenfangen, as toerst de Katüffeln meist so lütt as Knickers weern, un as de Kaninken kömen un de jungen Arfken un Kohlplanten affreeten. Kägen de Kaninken geef dat een Tuun; kägen lütte Katüffeln Mess un rigoln, un hacken un wedder Mess. So hett sick dat mit de Tied allns inloopen. Twee lünke Hannen dögt nich to'n Anpacken. Man ick meen, dat hett sick lohnt. Wo moie smeckt doch so'n Ei, dat du noch warm ut'n Nest haoln kannst! Un van den Schinken, de bi di in'n Rook hangt, kannst driest ne Schiew mehr van afschnieden. De Kasbeerboom dreegt un de Appelbööm hebbt to'n tweedenmaol ansettet. De Eer, de anners blot Heid un Bickbeern to'n bleihn brocht hett, steiht nu dor in een wunnerschön bunt Kleed van Blumen. Allns, wat nu ut de Grund kummt, is dunkelgräun. Dicht steiht de Wald vör de Huusdöör, un dat Moor schuuwt sick an den Wald ran. De Kinner speelt den ganzen Dag buten. Sommerdaogs is de Sand so warm, denn könt se barfaut loonen. Wenn se man Ogen för de Natur hebbt, könt se väl seihn: Haas un Reh, Kat-eeker un Foss!

Wat ick mi as Kind dröömt hebb, dat is mi taufulln. Nu kann ick man blot noch wünschen: „Laot de Saat, de wi seiht hebbt, up gooden Grund falln!“

Erika Täuber



Dat kunn hei nich hebben

Et was en natten un düsteren Harwstaowend mit stiewen Wind. Gerd ut Kurrel, en Mann van ruum füftig Jaohre, har sick in Aithe enen Haohn besorget un wull mit den lesten Bus trügge fäuern. Aower den lesten Bus verpassede hei. Nu müß hei bi son Aoneweer ganz tau Faute heil äöwer Schlangenhöge, Bäötel, Pingsterlo un Kniepmöhlen nao Hus loopen, den Pappkasten mit den schworen Haohn inne Hand. Um sick för disse Straopaozie Maut tau maoken, kehrde hei erst eis in dei Wertschaft van Unkel Heini in un verteerde dor en braoden Hering un enkelde Klaoren. As hei dann uppen Padd wull, kööm dor (wat en Glücke!) en annern Mann ut Kurrel herin, dei har en leerden Jack an un sinen Benzinäsel buten staon. Dissen frög Gerd, off hei üm up sinen Soziussitz mitnähmen wull. Dat wul hei wisse woll, sei wören jao Kurreler. Sei drunken noch en Lüttken, un dann steeg Gerd bi sinen Kumpel achter up. Mit dei ene Hand hullt hei den witten Pappkasten uppen Schoot faste un mit dei andere Hand sick sülwen. Sei bruseden los. Dei stiewe Wind kööm schräg van vörn un pussede den Gerd däget dör dei Kleeder an Buuk un Bost. Dat was Gerd tau veele. Un hei wull all den Faohrer bidden, üm affstiegen tau laoten, as dei Haohn anfang, ale wisse weg tau roopen: „Dat vertüht sick! Dat vertüht sick!“ Do kneep Gerd dei Tänen noch ene Wiele tausaoenen. Man in Schlangenhöge würd üm dei Buuk so kold,

dat hei rööp: „Kerl, laot mi affstiegen! Ick holle et nich mehr ut!“ Dei Faohrer bremse un sei steegen aff. Dor meende dei Faohrer: „Dor weit ick Raot för! Du treckest dien Jack annersümme an, dat Achterste nao vörn, un ick knööpe di dat Jack achter uppen Rücken tau!“ Geseggt, gedaon. Gerd nöhm sinen Pappkasten wedder up un sei bruseden wieder. As sei dör Bäötel kömen, frög dei Faohrer: „Wo gäit et nu, Gerd?“ Gerd rööp: „Prima! Prima!“ Un dei Faohrt güng wieder äöwer Pingsterlo un Kniepmöhlen. Hier frög dei Faohrer nao achtern: „Gerd, wor schall ick di in Kurrel affsetten?“ — Gerd see nix. — „Wor wullt du affstiegen, Gerd?“ — Gerd schweeg. Dor keek dei Faohrer sick üm und söh, dat Gerd gor nich mehr achterup seet. Wat schööt üm dat in dei Knaoken! Aower kort entschlaoten dräihede hei ümme, üm Gerd tau säuken. As hei dann bolle bet Pingsterlo trügge jaoget wör, söh hei in sin schinschmieten Lucht drei Mannslüe un dei witte Pappschachtel up dei Straoten. Hei hullt an. Tüsken dei Kerls leeg Gerd uppe Straoten. „Wat is dit?“ frög hei, „heww hei wat affkrägen?“ Dei drei Lüe seen: „As wi üm hier äben funnen, do läwede hei noch. Wi dochten uck, dat schull woll so leip nich wäsen. Aower as wi üm dann dat Gesicht wedder nao vörn draiheden, do is hei doot gaohn.“

Caspar Friedrich Landgraf

Der Maler Heinrich Klingenberg

„Klingenberg, Heinrich, Maler, geb. 23. 5. 1868 in Visbek im Oldenburgischen, war zuerst Lehrling bei einem Dekorationsmaler in Münster, besuchte dann die Akademien in München und Düsseldorf. Tätig hauptsächlich in Lohne i. O. als Porträtmaler. 1911 malte er ein Bildnis des Großherzogs Friedrich August von Oldenburg für ein Offizierskasino. Beschickte die Ausstellungen des Oldenburger Künstlerbundes und der Vereinigung nordwestdeutscher Künstler.“

Literatur: Fr. Jansa, Deutsche bildende Künstler in Wort und Bild, Leipzig 1912. — Niedersachsen, 1913/14 p. 478 (Thedering;

mit Abb. des Bildes „Mütterchen“ und von Porträts). — O. Holtze.“

Diese Angaben sind in dem vielbändigen, in jedem größeren Museum vorhandenen Künstlerlexikon von Thieme-Becker zu finden, und ganz gewiß stellen sie keine erschöpfende Biographie dar, da doch zumindest nachgetragen werden mußte, daß der Maler Klingenberg 1934 in Lohne verstorben ist, und daß erst in diesem Jahr in seinem Geburtsort Visbek aus Anlaß der 90. Wiederkehr seines Geburtsjahres eine umfassende Ausstellung seiner hinterlassenen Werke stattgefunden hat. Dennoch reichen die zitier-





H. Klingenberg, Selbstporträt

ten Hinweise aus, um einigen weiteren Spuren seines Wirkens nachzugehen.

In den Ausstellungskatalogen aus der Landeshauptstadt Oldenburg taucht der Name Klingenbergs erstmals in dem umfangreichen Katalog der Nordwestdeutschen Kunstausstellung von 1905 auf, wo er mit dem großen Bildnis seiner Mutter „In Gedanken“ vertreten war. Auch in späteren Katalogen erscheint sein Name hin und wieder, und in dem wenige Jahre später gedruckten Verzeichnis der Mitglieder des Oldenburger Künstlerbundes ist er unter den 31 dort Genannten der Einzige, der aus dem Oldenburger Münsterland stammt. Von einer lückenlosen Aufzählung aller von Klingenberg beschickten Kunstausstellungen soll hier jedoch abgesehen und stattdessen ein Blick auf die Namen der anderen Künstler geworfen werden, die auf den gleichen Ausstellungen erschienen, um aus dem größer gewordenen zeitlichen Abstand eine Einordnung der Kunst Klingenbergs zu versuchen.

Vorher soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß der Arzt Dr. Franz Thedering in mehreren Zeitschriften, besonders häufig in den Heimatblättern für das Oldenburger Münsterland, über den Maler Klingenberg geschrieben und immer wieder auf ihn hingewiesen hat.

Er hatte schon früh erkannt, „daß hier ein Talent von eigenartiger Begabung im Stillen, von der Öffentlichkeit fast ganz unbeachtet, herangereift sei“. Ihm und anderen Freunden und Förderern des Malers, wie dem Rechtsanwalt Dr. Reinke in Vechta und den adeligen Familien des Münsterlandes, war es in erster Linie zu verdanken, wenn dem Maler Ausstellungen ermöglicht, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn gelenkt und schließlich lebensnotwendige Aufträge erteilt worden sind. Dr. Thedering hat den Werdegang Klingenbergs aus seinem engen menschlichen Kontakt mit dem Maler, besonders in dessen heimatlichen Voraussetzungen, feinsinnig schildern können, und es wäre vergebliche Mühe, gerade das besser tun zu wollen.

Es verbleibt somit nur die Möglichkeit, eine historische Einordnung Klingenbergs zu versuchen, um mit ihrer Hilfe vielleicht in jene unverwechselbare Individualität oder Eigenart einzudringen, die in dem Lebenswerk jedes echten Künstlers über alle zeitlichen Strömungen und lokalen Bindungen hinaus lebendig ist.

Unter 162 Bildern, die Dr. Thedering 1921 in einem Aufsatz zusammengestellt hat, sind nur 7 keine Porträts. Aus solchen Zahlen wird ersichtlich, daß das Bildnis im Gesamtwerk den ersten Platz behauptet, und daß — was nicht minder wichtig ist — in dem Umkreis, in dem der Maler vor allem tätig gewesen ist, ein echtes Bedürfnis nach dem Porträt — man wird sagen dürfen, nach einem Porträt von seiner Hand — bestanden hat. Spürt man den Gründen nach, die solches Bedürfnis entstehen ließen, dann wird man den Lebensumkreis des Malers und sein Kunstverhältnis, vor allem aber die Porträts Klingenbergs selbst näher beleuchten und eingehender befragen müssen.

In der Zeit kurz nach 1900, als Klingenberg die Ausstellungen in Oldenburg zu beschicken begann, stellte diese Stadt ohne Frage noch einen Kristallisationspunkt der Künste innerhalb des Großherzogtums dar, und gerade auf dem Gebiet der Malerei trafen sich in den genannten Ausstellungen die unterschiedlichsten Strömungen.

Die Ausstellungen des Oldenburger Kunstvereins fanden damals noch im Augusteum statt, unter den Deckenbildern Griepenkerls, der fest in der akademischen Historienmalerei des 19. Jahrhunderts wurzelte, und der in dem Delmenhorster Fitger — jedenfalls in dessen Wand- und Deckenbildern des Großen Schloßsaales — einen jüngeren Nachfahren gefunden hatte, während in den

Bildern Bernhard Winters aus dem bauerlichen Volksleben ebensolche Malerei mit anderem Inhalt gefüllt, und nicht selten als Produkt bewußter volkskundlicher Forschung dargeboten worden ist. Solches Interesse am Volkstümlichen im weitesten Sinne ist nun einmal gegensätzlicher Lebensweise entsprungen, und die Bilder des zuletzt Genannten sind, so könnte man es überspitzt formulieren, für den Städter gemalt. Dieser hatte aber bereits begonnen — wiederum aus Interesse an dem, was ihm am fernsten war — Landschaften in seine Zimmer zu hängen. Die Landschaftsmaler waren auch nach Zahl und Produktion bedeutender in jener Zeit, allen voran jene, für die Worpsewede ein Begriff zu werden begann, und die sich nach dessen Vorbild um ähnliche, neue Keimzellen der Freilichtmalerei bemühten. Bakenhus mit seinen Freunden am damals noch sichtbaren Kreyenbrücker Moor wäre hier zu nennen oder Müller vom Siel mit seiner Schule im nahen Dötlingen. Wie sehr aber die Gegensätzlichkeit, die Spannung zwischen Extremen überhaupt, auf die Malerei jener Tage gewirkt hat, zeigen besonders deutlich jene Maler, die, aus dem großstädtischen Dresden kommend, die wärmeren Monate alljährlich im oldenburgischen Danggast verbracht haben und von denen einer, Karl Schmidt-Rottluff, 1912 sogar einige Zeit in Damme im Oldenburger Münsterland verbracht hat. Diese, der heute auch schon wieder zu einem historischen Begriff gewordenen Künstlergemeinschaft „Brücke“ angehörenden Maler, führen bereits eine Richtung an, die später mit Expressionismus bezeichnet wurde. Diese Maler scheinen den Zusammenhang mit ihrer Umwelt bereits gelöst zu haben. Sie nehmen sich das Recht zur Bildgestaltung aus subjektivem Erleben und fragen nicht mehr danach, ob das Gestaltete auch von anderen ebenso verstanden werde. Dennoch ist auch bei ihnen die wirkliche Landschaft der wichtigste Ausgangspunkt für die künstlerische Bildwerdung, und dieser Ursprung spricht um so stärker aus den Bildern, je stärker der zeitliche Abstand zu ihrer Entstehung wird.

Eine Landschaftsmalerei aus dem Oldenburger Münsterland und für das Oldenburger Münsterland beginnt recht eigentlich erst um 1930. Sie ist mit dem Wirken des Paters Thaddäus Roth in Füchtel eng verbunden, der jedoch ebensowenig dem Münsterland entstammte, wie etwa die Malerin Ingeborg Magnussen, die 1856 in Rom als Tochter eines bekannten schleswig-holsteinischen Malers geboren wurde und erst nach



H. Klingenberg, Bildnis der Mutter, 1905

Foto: Landesmuseum Oldenburg

dem letzten Krieg in Vechta zur letzten Ruhe gelangte.

Heinrich Klingenberg gehört in keine dieser hier nur kurz angedeuteten Richtungen hinein, und auch insofern sind Stilbegriffe, wie Verismus, Impressionismus oder Expressionismus auf sein Werk nur schwer anwendbar, als bei ihm das „wie“ der Darstellung dem „was“ immer untergeordnet bleibt. Gerade bei einem näheren Betrachten seiner Bildnisse wird deutlich, daß sein Pinsel sich durchaus nicht einer immer gleichbleibenden Technik bedient, und daß die Bildoberfläche schon garnicht in ihrem Ergebnis demjenigen einer fotografischen Linse gleicht, welche mit unbestechlicher Präzision den empfangenen Eindruck bis in den letzten Bildwinkel hinein widerspiegelt. Dabei ist der Maler von vielen seiner wohlmeinenden Freunde wiederholt darum gebeten worden. Daß er diesen Rat nicht befolgt hat, beweist nur, daß ihm die Durchformung des Details nicht wesentlich war und daß er sie nur dort zuließ, wo mit seiner Hilfe die Aussage von etwas Wesentlichem notwendig war. Die von einem langen Leben in schwerer Arbeit durchfurchten, zugleich festhaltenden wie lösenden, wundersam beseelten Hände auf dem großen Bildnis seiner geliebten Mutter mögen hier als Beispiel dafür dienen. Dieses rührende, eine gleichsam überpersönliche Mütterlichkeit ausstrahlende Antlitz ist, so könnte man sagen, gebildet und geformt wor-

den durch jener Hände Tätigkeit; es wäre nicht denkbar ohne sie, es ruht unlösbar auf ihnen und ist mit ihnen zu einer Einheit, zu einem Gesicht in höherem Sinne, verwachsen. Auf anderen Bildern mag die Ordensschnalle eines Militärs, die Uhrenkette eines Fabrikanten oder ein Schmuckstück eine ähnliche Funktion besitzen, wobei das Ergebnis für den Dargestellten nicht selten ein negatives ist, da dieses Attribut von ihm um so stärker hinwegführt, je betonter und deutlicher es in den Vordergrund gerückt ist. Ähnlich verhält es sich bei Klingenberg mit der Bedeutung der Farbe, die von ihm als wesentliches Mittel der künstlerischen Bildgestaltung kaum benutzt wird.

Der wichtigste Ausdruck der Persönlichkeit eines Dargestellten war für Klingenberg das menschliche Antlitz und in ihm wiederum die Augen, in denen nicht selten alle mit Hilfe des Pinsels auf der Leinwand sichtbar gewordenen Eigenschaften zusammentreffen. Und nicht um jene Erscheinungsformen geht es, die an einem ganz bestimmten, nicht wiederholbaren Augenblick dem Auge des Betrachters offenbar werden, sondern um jene, die bei allem Wechsel im einzelnen, mag er nun durch Temperament, Stellung oder äußere Einflüsse bedingt sein, unveränderbar sind und bleiben. Nicht das Werden, sondern das Sein, nicht die Veränderung, sondern das Bleibende wollte Klingenberg gestalten, und aus eben diesem Grunde sind die Porträts von Kindern und Jugendlichen, von jüngeren Menschen überhaupt, so selten in seinem Werk, im Gegensatz zu den Bildern der Älteren und Alten, bei denen die Gesichtszüge zum Spiegel bleibender menschlicher Werte geworden sind. Es kam dem Maler nicht so sehr darauf an, daß das künstlerische Ergebnis „ein echter Klingenberg“ sei, vielmehr sollte unverwechselbar und in gleichsam zeitloser Individualität im Bildnis „der Bauer Nieberding“, „der Kaufmann Römann“, „der Lehrer Bramlage“, „der Offizial Meyer“ oder „der Graf von Merveldt“ entstehen, um nur einige Namen und Lebensbereiche zu nennen, denen die Dargestellten zumeist entstammten. Das Kunstwerk als Ergebnis war also wichtiger, als der, der es schuf.

Aus einem solchen Verhältnis zur Kunst spricht eine Auffassung, die der herrschenden Kunst seit langem fremd war und die im Grunde mittelalterlichen Geist entspringt. Hier ist an jenes Mittelalter gedacht, in dem der Mensch nur als Bestandteil einer grö-

ßeren, im religiösen Bereich gipfelnden Gemeinschaft denkbar war, in dem er es noch nicht wagte, sich selbst zum Maßstab aller Dinge zu setzen, und in dem die Kunst noch nicht als Selbstzweck, vielmehr an den höchsten Zweck gebunden denkbar gewesen ist. Oder, um es mit anderen, nicht immer richtig verstandenen Worten zu sagen: nicht subjektiv, sondern objektiv war solche Kunst. Und diese Kunst ist mit dem Mittelalter nicht zu Ende gegangen, sondern sie hat über alle Modeströmungen hinweg in der echten und wahren Volkskunst ihr Leben weitergeführt. Und Heinrich Klingenberg's Kunst ist Volkskunst in des Wortes ursprünglichem Sinn.

Es ist kein Zufall, daß Skizzen, Vorentwürfe oder auch Zeichnungen und Aquarelle Klingenberg's so gut wie gar nicht existieren, sondern lediglich Gemälde, fertige Bilder also, erhalten sind. Gewiß ist nicht daran zu zweifeln, daß dergleichen Skizzen und Vorentwürfe auch bei Heinrich Klingenberg, zumindest doch in seiner Akademiezeit, vorhanden gewesen sein werden. Entscheidend ist hier jedoch, daß solche Zwischenstufen des subjektiven künstlerischen Gestaltungsprozesses vom Maler nicht als wert erachtet worden sind, Zeugnis abzulegen, daß es ihm nur um das Endprodukt ging, welches wiederum nur zweckgebunden vorstellbar war. Und diese Zweckgebundenheit ist nun allerdings genau so ein wesentliches Kennzeichen echter Volkskunst, wie ihre feste Verwurzelung im heimatlichen Bereich. Und eben von hier erklärt sich auch die Bedeutung, welche die religiöse Malerei im Lebenswerk des Malers gewonnen hat. Auch bei ihr ging es nicht um die Entäußerung subjektiver künstlerischer Probleme, sondern um die Erfüllung eines hohen, eines höchsten Zweckes. Hier wie dort waren nicht Fragen zu stellen, sondern allgemeingültige Antworten zu geben. Nichts lag dem Maler ferner als das Bewußtsein, sich als großer Künstler selbst verherrlichen zu müssen. Er würde sich vielleicht schlicht und einfach als einen Handwerker bezeichnet haben, einen, der nicht über, sondern neben seinen Mitmenschen dem Höchsten zu dienen versucht. Die menschliche Qualität zu solcher Bescheidenheit hat er besessen, und sie wiegt um so schwerer, als er, Heinrich Klingenberg, ein Künstler gewesen ist.

Gerd Wietek

Johann Ernst von Heimbürg

zum 125. Geburtstage

In der Festschrift zum 650. Jubiläum der Stadt Friesoythe wurde der „Geldschrankdiebstahl in Friesoythe“ abgedruckt, aber dessen Verfasser, Johann Ernst von Heimbürg, dem Friesoythe nicht nur deswegen ein Dankeswort hätte widmen müssen, blieb unerwähnt.

Johann Ernst von Heimbürg wurde am 3. November 1833 in Friesoythe als erster Sohn des späteren Oberamtmanns in Jever, Hans Ernst Emil von Heimbürg, und seiner Frau Helene Marie geb. Scheer geboren. Nach der Versetzung seines Vaters nach Jever besuchte er dort das Mariengymnasium, wo er 1854 die Reifeprüfung ablegte. Nach dem Jurastudium und einem Vorbereitungsdienst in Jever, Oldenburg und Delmenhorst, wurde er 1871 Amtshauptmann in Damme. Hier veröffentlichte er bereits die Schrift: „Das Grunderbrecht in seinem Verhältnis zum Geiste unserer Zeit und in seinem Einfluß auf den Bauernstand seines Gebiets im Herzogtum Oldenburg“. Seiner Feder entfloßen aber nicht nur wissenschaftliche Abhandlungen, sondern auch humoristisch-satirische Gedichte, die ihn bald mit den links-liberalen Vertretern des Landtages in Konflikt brachten. Doch der Großherzog söhnte die Streitenden wieder aus, und von Heimbürg wurde Amtshauptmann in seiner Heimat Friesoythe. Von 1884 bis 1901 verwaltete er dann das Amt Cloppenburg.

Am 19. August 1863 hatte er Marie Therese Ohmstede, die Tochter des Bauern Ulrich Conrad Ohmstede auf Horum im Jeverland geheiratet und mit ihr neun Kinder: zwei Söhne und sieben Töchter. Nach dem Tode seiner Frau am 5. Juli 1880, vermählte er sich am 29. Dezember 1881 in Emden mit Agnete Karoline Preuss, der Tochter des dortigen Reeders und Kaufmanns Douve Preuss. Aus seiner zweiten Ehe hatte von Heimbürg zwei Söhne und vier Töchter, von denen die älteste Tochter, Frieda Elise, am 12. Dezember 1882 in Friesoythe geboren wurde. Eine große Zahl von Nachkommen von Heimbürgs lebt heute noch in Deutschland und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Amtshauptmann von Heimbürg wurde durch seine originelle Art rasch im Volke beliebt, zumal er sich große Verdienste als Jurist durch seinen Gerechtigkeitssinn und als Verwaltungsbeamter durch sein Wirken

in den damals noch sehr kargen und nur spärlich besiedelten Ämtern Friesoythe und Cloppenburg erwarb. Durch seine Schriften „Beitrag zur Frage der Beförderung öder und unkultivierter im Privatbesitz befindlicher Sand- und Moorflächen“ und „Entwurf eines Gesetzes für das Herzogtum Oldenburg betr. die Beförderung von Waldkulturen“ wußte er weite Kreise auf seine Anliegen hinzuweisen.

Durch Landstraßen und Bahnen verbesserte er die Verkehrslage seines Amtes und auch hierüber schrieb er: „Chaussee oder Eisenbahnen? Ein Beitrag zu der Frage: Wo liegt die Not der Landwirtschaft, und was tut der Landwirtschaft not?“ und „50 000 Kilometer landwirtschaftlicher Lokalbahn, ihre Notwendigkeit und ihre Durchführbarkeit im Wege der genossenschaftlichen Selbsthilfe“ und schließlich „Die Kleinbahn, ihre Bedeutung und ihr Platz im heutigen Verkehrsleben.“ In der Frage der Beforstung öder und unkultivierter Sand- und Moorflächen folgte er den Lehren seines Großvaters, des oldenburgischen Landjägermeisters, der sich durch die Beforstung der Osenberge ein großes Verdienst erworben hatte. Nicht nur in der Forstwirtschaft erzielte der Amtshauptmann gute Erfolge, auch in der Land- und Gartenwirtschaft, wofür er manchen Ehrenpreis bekam. In den letzten zehn Jahren seines Lebens arbeitete er an einem Werk, das ihm die Anerkennung vieler Wissenschaftler brachte, aber leider nicht gedruckt wurde, es enthielt „sämtliche in Deutschland und den angrenzenden Ländern vorkommende Pilzarten mit genauen Beschreibungen und mit über tausend handkolorierten Federzeichnungen“.

Als Sprachkenner übersetzte er eine umfangreiche Chronik der Familie von Heimbürg, die 1675 von dem Gelehrten Heinrich Meibohn verfaßt war, aus dem Lateinischen ins Deutsche. Außerdem übersetzte er ebenfalls aus dem Lateinischen die Reden und den Lebenslauf des Rechtsgelehrten und Verteidigers von Johann Huss auf dem Konzil zu Konstanz, Dr. utriusque iuris Gregor von Heimbürg. So nutzte er die zehn Jahre seiner Pensionierung, die er nach einem kurzen Aufenthalt in Oldenburg in Bad Schwartau bei Lübeck verbrachte, wo sein Bruder Karl Oberamtsrichter war. Im Alter von 79 Jahren starb er dort am 20. Oktober 1912.





Amtshauptmann Johann Ernst von Heimburg, der Verfasser des „Geldschrankdiebstahls in Friesoythe“ (Bild aus dem Nachlaß von Dr. Fritz Strahlmann.) Foto: H. Wehmann-Osnabrück

Außer seinem Wirken als Amtshauptmann und seinen wissenschaftlichen Werken, blieben aber besonders seine vielen Versgeschichten und Dichtungen, die er in Hoch- und Plattdeutsch verfaßte, im Volke lebendig. Seine Erzählungen wurden zu Bänden zusammengefaßt, die die Titel führen: „Heiteres aus trauriger Gegend“, „De Schapkrankheit“, „Bülau hett verloren“, „De Fiskotter“ und andere. Auch Weihnachtslieder schrieb er nieder. Von seinen Versgeschichten ist neben der „Kirchenvisitation in Rübenfelde“ der „Geldschrankdiebstahl in Friesoythe“ wohl am bekanntesten. Zum Friesoyther Jubiläum erschien dieses vielgenannte Epos zwar wieder einmal im Druck, aber es wäre ein Grund vorhanden gewesen, dieses Opus, wie es Dr. Fritz Strahlmann schon vor zwanzig Jahren anregte, einmal mit den Originalzeichnungen des Verfassers herauszubringen. Ist dieser Anlaß auch ungenutzt verstrichen, so werden sich in kommenden Jahren doch noch viele Friesoyther und Cloppenburgler dankbar ihres verdienstvollen Amtshauptmanns erinnern.

Lit.: Dr. Fritz Strahlmann: Über den „Geldschrankdiebstahl in Friesoythe“, Volkstum und Landschaft, November 1937.

Dr. Fritz Strahlmann: Amtshauptmann Johann Ernst von Heimburg. Volkstum und Landschaft, Oktober 1938.

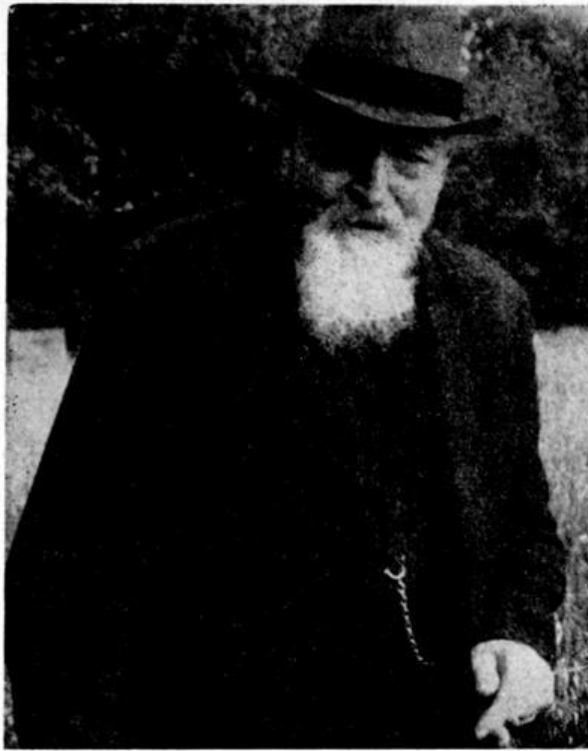
Berend Strahlmann

Vertellstücke öwer Leonhard Hemmen

Ein van dei besten Heimatfrönde was Leonhard Hemmen ut Bartmannsholte. Vörge Jaohr is hei storben. Den Utflug van den Heimatbund up „Peter un Paul“ möken hei un siene Frou alltied mit. Jederein kennde den feinen Mann mit den staotsken Vullbort, den man hütigen Daogs ja nich faoken mehr sūt. Öwer sien Läben bruk ick hier nich tou schrieben. As hei störf, stünden dei Blöre vull van üm. In den landwirtschaftlicken Verein was hei ja lange Jaohre dei Baos wäsen, un up dei Tierchouen har hei alltied einen hogen Posten verwohrt. Hei kreeg vull Mensken tou seihn un versöchde uck, dei Mensken gründlik kennen tou lernen.

Siene Frou Josephine wull üm maolen laoten un besöchde einen Künstler, den dei Krieg nao Cloppenburg verslaogen har.

Leonhard schull dor nich achterkaomen, dat hei maolt wörd. Wenn hei sienen 80. Geburtsdag fierde, dann schull dat Beld an dei Wand hangen. Aober dei Künstler wull üm nich blos nao 'ne Photographie maolen un sä: „Ich muß Ihren Herrn Gemahl einige Male sehen und beobachten.“ — Josephine wuß Raot. Et was ja in dei Kriegstied, un so sä sei: „Sie kommen zu uns, um zu hamstern. Einverstanden?“ — „Gerne.“ — Un hei köm. Leonhard, siene Frou un dei Künstler seeten bi Kaffei un Botterbrot üm den Disk. Dei Maoler har blos ein Oge för Leonhard un vertellde wisseweg. As hei nao'n goue Stunde hendaol güng, sä Leonhard: „Josephine, den Kerl mag ick nich lien.“ — „Worüm nich?“ sä dei Frou, „hei was doch ganz fröndlick.“ — „Dat is't ja jüst“, sä dei Bur, „hei nöhm den Mund so



Leonhard Hemmen

vull, un dorbi seeg hei mi so märkwördig un so stief in dei Ogen. As Hamster har hei uck rieklick Sittfleisk.“ — —

Veirtain Daoge löter köm dei Maoler wedder un dröp Leonhard buten: „Guten Morgen, Herr Hemmen! So fleißig?“ — „Jao“, sä dei kortaf, „Gaoht man int Hus! Dor is woll well.“ — Dei annere seeg üm noch'n Ogenslag int Gesicht un güng dann int Hus. Korte Tied löter röp Josephine ehren Mann uck int Hus, un wedder seeten

sei mit drei Mann üm den Disk. — As dei Maoler gaohn was, sä Leonhard: „Dei Kerl keek mi wedder so lange un so stief in dei Ogen, dat ick dachde: Dei hef et in den Brägenkasten nich richtig. Un wenn dei noch wedderkummt, brukst mi nich tou ropen, Josephine!“ — —

Dat Beld is goud worden un hef 'n Ehrenplatz in Hemmen Staoben. Leonhard un dei Maoler sind goue Frönde worden.

— — —

Einmaol reisde Leonhard nao Westfao-
len, nao dei Familge van sienen Vedder, dei
uck Hemmen hetde. Et was dei fufde De-
zember un all bolle Nacht, as hei dor an-
köm. Ale wören all upn Bedde, blos sien
Vedder was noch up. Naon korten Verpraot
mende Leonhard, hei wör all möu, un sei
kunnen sick morgen woll mehr vertellen, un
hei güng in dei Kammer. Dor slöpen up dat
eine Bedde all twee lütke Junges. An dei
Wand gegenöwer stünd dat tweede Bedde.
Dor steeg Leonhard up, lä sienen Vullbort
up den Pöl¹⁾ un slöp in.

Dei beiden Kinner wören in ehren Slaop
narns achterkaomen. — Den annern Mor-
gen — et was all lecht in dei Kammer —
waokden dei beiden Jungs up, reeben sick
dei Ogen un keeken nao dat annere Bedde.
Dor seegen sei den Kerl mit den Vullbort
liggen. Soglieks löpen sei in ehre Nacht-
büx herut un in dei Kammer van ehre
Ollern. — „Mama“, röpen sei beide in Up-
rägung un Fraide, „Mama, bi us ligg dei
Nikolaus int Bedde.“ — —

¹⁾ Oberbett

Hubert Burwinkel

Schicksal am Dümmer zwischen den Zeiten

Meinem Onkel Ludwig Schomaker-Dümmerlohausen zum Gedenken (1877—1958)

Mit ihm starb am 28. Januar 1958 einer der letzten Vertreter jener Generation am Westufer des Dümmer, die noch mit den Kinderschuhen in die bis dahin kaum veränderten, uralten angestammten Verhältnisse hineinwuchs. Als er das Zeitliche nach einem reichen, aber geprüften, opferbereiten, aber auch eigenwilligen Leben segnete, hatte die Eindeichung des Dümmer wenige Jahre vorher eine neue unübersehbare Entwicklung angebahnt. So steht sein Schicksal am See zwischen den Zeiten. Es erhielt die besonderen Antriebe aus dieser erregenden Spannung.

Mein Großvater Heinrich Schomaker hatte als weichender Sohn aus altem Hunteburger Bauerngeschlecht im Jahre 1864 die Wirtin und Hoferbin Maria Anna Geise auf der gleichnamigen Stelle in Dümmerlohausen geheiratet. Dort wurde ihm am 11. Juli 1877 mein Onkel Ludwig als jüngster Sohn geboren. Damals war das oldenburgische Ufer-
vorgebiet als allgemeines Hüder und Dümmerlohausener Moor soeben an die erb-
berechtigten Markgenossen aufgeteilt und durch Wege („Wälle“) erschlossen worden. Die neue Einzelparzellierung hatte den alt-
überlieferten Urzustand des Geländes nicht

verändert. Die westlichen Uferpartien des Dümmer waren ohnehin noch urwüchsige Natur wie seit je.

So erlebte der Knabe in Gesellschaft des Vaters, der Brüder und sonstigen Altersgefährten eine schicksalbestimmende Einführung in das fast paradiesische Naturgebiet. Das ganze Jahr hindurch bildeten Moor und Dümmerufer wechselnde Anziehungspunkte. Sie lagen in einer heute nicht mehr vorstellbaren und mit einer unerschöpflichen Tier- bzw. Vogelwelt gesegneten Unberührtheit.

Durch Viehtreiben, Distelstechen, Küehüten und Heuen kamen die Kinder von Dümmerlohausen immer wieder mit dem ausgedehnten Ufervorgelände des Dümmer in engste Berührung. Im Frühjahr lernten schon die Schuljungen das überall am See mit Kunst gepflegte Kiebitzeiersuchen. Das war in jener Zeit, als die vornehme Welt dank Bismarcks Geburtstag am 1. April möglichst frühe Kiebitzeier als Delikatesse verspeiste, im Dümmergebiet ein echter Wirtschaftsfaktor. Auf der vom Vieh zertretenen „verbülterten“ Weidetrift der Moormark besaßen die Kiebitze ideale Nistgelegenheiten. Unzählbare Scharen bevölkerten das weite Land. Das Absuchen der frühen Gelege hatte keine schädlichen Folgen, weil erst die späten Bruten förderliche Lebensbedingungen vorfanden.

Nach den Kiebitzeiern kamen bald die Enteneier an die Reihe. Das Dümmergebiet beherbergte ungeheure Entenschwärme. Die verlassene Moormark war willkommene Zufluchtstätte. Das Gestrüpp der verlandenden Torfkühlen bot beste Unterschlupfmöglichkeiten. Die Moorgräben erhielten aus der Verbindung mit dem See natürlichen Fischreichtum. Selbst die Torfkühlen wiesen Fische aller Arten und Größen auf. Die Dümmerlohausener Schuljungen übten gerade dort mittels uralter Tricks den Fischfang. Der beliebteste bestand darin, das moorige Wasser zu trüben („floom maken“). Dann trieben die Fische luftschnappend an der Oberfläche und waren in ihrer Hilflosigkeit leicht zu fangen . . .

Auch mit dem Dümmer selbst wurde der heranwachsende Knabe Ludwig Schomaker früh vertraut. Während der Überschwemmungen versuchte er sich im Hechtestechen. Das geschah mit der seit alters gebräuchlichen „Fischforke“, einer breiten Eisengabel, deren Zinken mit spitzen Widerhaken versehen waren. Oder er begleitete den Vater beim Setzen von Fisch- und Aalreusen. Dieser nahm den Sohn ebenfalls mit zum

Ziehen von Fischnetzen durch die seicht überschwemmten Wiesen und das Uferwasser. Nach der Schulentlassung mußte der junge Mann mit hinaus in den herbst- und winterlichen Rohrwald, um Reith zu schneiden. Die Winter brachten den ersehnten Schlittschuhlauf, zunächst auf den Dobbenwiesen, nachher auf der glatten Fläche des Sees.

In jener Zeit gab es an der abgelegenen oldenburgischen Dümmerseite weit und breit keine Straßen. Der Dümmer schlief einen Dornröschenschlaf. Fremdenverkehr fehlte gänzlich. Erst um 1873 war am Ostufer die Bahn Köln — Hamburg über Osnabrück — Diepholz — Bremen fertiggestellt worden. Das helle Pfeifen der Lokomotiven und das dumpfe Rollen der Räder klang fremdartig in die abseitige Stille der Dümmer-niederung. Jedoch ging es wie ein Erwachen um den See. Als endlich die Chaussee Damme—Lembruch, die bei der Markenteilung mitengeplant war, um 1885 vollendet wurde, rührte sich die verschlafene Gegend am Westufer spürbarer. Dümmerlohausen hatte nun Anschluß an die Straße Oldenburg — Osnabrück über Vechta — Damme und an die Straße Osnabrück — Bremen über Lembruch. Wenige Jahre später bekam Lembruch seinen eigenen Bahnhof, nachdem anfänglich nur in Lemförde und Diepholz Stationen gewesen waren.

Während der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts tauchten am Westufer Ausflügler oder „Touristen“ auf. Verschiedene ließen sich mit den plumpen altheimischen Kähnen (Schiebeboote) übersetzen. Die bekannte Wirtschaft Geise-Schomaker blieb von selbst Ziel- und Ausgangspunkt der Bootsfahrten. Mein Großvater hatte in weiser Voraussicht den bei der Schaffung der „Dümmerwehrteile“ entstandenen „öffentlichen Lösch- und Ladeplatz“ gepachtet und dort einen einfachen Bootsanleger eingerichtet. Man erreichte die Anlegestelle vom Dorfe aus über den aus der Markenteilung stammenden „Swatten Boodswall“.

Nur ein Kahn war vorerst zur Verfügung. Diesen hatte mein Großvater früher selbst gebaut. Er war nämlich gelernter Tischlermeister, hatte als Geselle weite Gebiete Deutschlands durchwandert und nach der Einheirat die neue Werkstatt auf dem Hofe Geise geschaffen. Die ortsüblichen schwerfälligen Schiebekähne oder Staakboote mit primitiver Segeleinrichtung dienten als Muster. Das Fahrzeug wurde ursprünglich nur zum Fischen, Reithschneiden



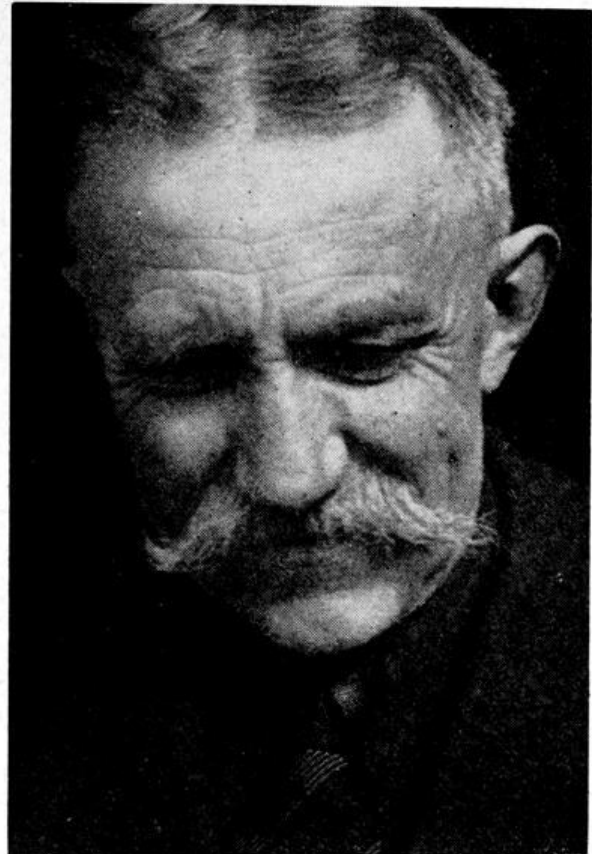
und Heutransport verwendet. Nunmehr erhielt es nach dem prominentesten Vertreter des großherzoglichen Hauses den Namen „Peter“. Aus ähnlichen Rücksichten war der Anlegeplatz als „Olgahafen“ bezeichnet worden.

Mein Großvater sah die neue Chance am See. Sein Tod im Jahre 1894 verhinderte deren Ausbau. Meine verwitwete Großmutter, die zu Lebzeiten weithin bekannte Wirtin „Geisen Jännken“, setzte alle Hoffnungen auf ihre Söhne. Doch nur der Jüngste von ihnen, mein Onkel Ludwig Schomaker, begann, den vom Vater vorgezeichneten Weg zielbewußt einzuschlagen. Er war seinem Werdegang und seiner Veranlagung nach mehr dazu prädestiniert als die älteren Brüder, von denen mein Vater Josef Gründer der Langenteiler und mein Onkel August Gründer der Lohner Familie wurden.

Ludwig Schomaker übernahm das Erbhaus in Dümmerlohausen. Der Dümmer rückte in die Mitte seines Sinns und Trachtens. Anfänglich auch als Bauer und Tischlermeister, später nur noch als Dümmerwirt, lebte er sein Leben zwischen fortschrittlichen und konservativen Polen. Die drei letzten Jahrzehnte seines Wirkens waren dem Ausbau der Position am Dümmer gewidmet. In ihrem Verlauf wurde Ludwig Schomaker zu jener originalen Wirtspersönlichkeit, die trotz eigenwilliger und manchmal einseitiger Grundhaltung steigendes Ansehen genoß. Der Weg dahin führte über Opfer und Enttäuschungen. Die persönlichen Marksteine bedeuten zugleich öffentliche Marksteine in der Erschließung des oldenburgischen Westufers.

Bald nach dem Tode des Vaters baute Ludwig Schomaker einen größeren Kahn, der auch für den Personentransport gedacht war. Vom Vater hatte er das Handwerk übernommen. Aus lokalpatriotischen und demonstrativen Gründen, über die unten zu reden sein wird, gab er dem neuen Kahn den Namen „Oldenburg“. Das Boot des Vaters, „Peter“, und das eigene Boot „Oldenburg“ haben bis nach dem I. Weltkrieg im alten „Olgahafen“ vor dem „Swatten Boodswall“ allsommerlich ihren Dienst für den Ausflugsverkehr und ansonsten für Fischfang und Reithschnitt versehen. Älteren Dümmerfreunden sind sie aus jener beschaulichen Zeit in freundlicher Erinnerung.

Nach dem I. Weltkrieg zwang die Verlandung des öffentlichen Lösch- und Ladeplatzes mit dem Namen „Olgahafen“ zur Suche nach einem Ausweg. Auch die Zu-



*Bauer, Tischlermeister und Gastwirt
Ludwig Schomaker, Dümmerlohausen*

Foto: Alwin Schomaker, Langenteilen

wegung über den „Swatten Boodswall“ schien für die Dauer recht umständlich. Am Uferstreifen vor dem „Kanalwall“ fand Ludwig Schomaker die geeignete Stelle für einen neuen Hafen. Das fragliche Gelände konnte käuflich erworben werden. Dort entstand im Sommer 1923 eine bescheidene Neuanlage. Sie umfaßte einen kurzen Stichkanal durch den Rohrgürtel zum offenen Wasser und am landseitigen Ende ein schlichtes Bootshaus, in dem während der Sommermonate einfacher Ausschank erfolgte. Diese Anlage bildete den Anfang des heutigen „neuen Olgahafens“. Altmodische Staakkähne versorgten weiter den Ausflugsdienst.

Inzwischen war auch der Bootsverkehr vom jenseitigen Ufer lebhafter geworden. Überhaupt stiegen die Ansprüche des Fremdenverkehrs. Schon vor 1930 kündete das Zeitalter des Kraftwagens sein Kommen an. Der Weg zum Dümmer war seit 1900 dank den unablässigen Bemühungen meines Onkels in mehreren Abschnitten durch das Dorf bis an den Moorrand gepflastert worden. Seine moorige Fortsetzung, der „Kanal-

wall“, reichte für den Verkehr zum neuen Hafen nicht aus. Mit persönlichen Opfern und Hilfe des Landrats Haßkamp setzte mein Onkel den Bau der festen Dümmerstraße durch. Diese letzte Strecke über den „Kanalwall“ vollendete die Erschließung. Sie wurde 1935 eingeweiht. Seitdem ist das oldenburgische Ufer an den modernen Straßenverkehr angeschlossen. Die Schomakersche Hafenparzelle erhielt eine feste Sandaufschüttung.

Beträchtliche Finanzen mußten investiert werden, um den Zeit-Bedürfnissen zu folgen. Die verkehrliche Erschließung zog bauliche Erfordernisse nach sich. Nur schrittweise erlaubten die verfügbaren Mittel eine Verwirklichung der dringendsten Notwendigkeiten. Die heranwachsenden Söhne, meine Vettern Heinrich und Hannes Schomaker, schalteten sich allmählich mit junger Unternehmungslust in die zurückhaltenden Planungen des Vaters ein.

So wurde nach Fertigstellung der Dümmerstraße vor dem Reithgürtel, in größerer Nähe zum See, eine geräumige Strandhalle gebaut — im Kern der heutigen noch erhalten — die bald erweitert wurde. Aus platzökonomischen Gründen errichtete man sie quer über den sumpfigen Bootsgraben hinweg. Ein großzügiger Neubau sollte im Jahre 1940 entstehen. — Die selbstgebauten Staakkähne hatten im Fahrgastverkehr ausgedient. Zwei große und mehrere kleine Segelboote mit moderner Takelage wurden angeschafft. Ruder- und Paddelboote kamen hinzu. Bei Beginn des II. Krieges umfaßte der Bootspark fast schon 20 Nummern.

Das Stammhaus auf dem Hofe im Dorf hielt mit der Entwicklung am Dümmer Schritt. Es hatte eine mehrhundertjährige Geschichte. Seine ehrwürdige Atmosphäre steckte voller Traditionen. Dieses altheimische Bauernhaus war seit vielen Geschlechtern Wirtshaus mit „Tönebank“ und offenem Herdfeuer. Mein Großvater hatte dazu im Garten mit eigener Hand eine Kegelbahn geschaffen. Sie galt im ganzen Dümmergebiet als Berühmtheit. Auch wurde im alten Hause ursprünglich ein Laden betrieben, der im Jahre 1902 einem Umbau zum Opfer fiel.

Damals, ein Jahr vor seiner Hochzeit, veränderte Ludwig Schomaker in größerem Ausmaß den Wohnteil des Erbhauses, ohne dessen überlieferten Kern zu zerstören. Bald darauf ließ er ein Telefon — das erste weit und breit — anlegen. Dasselbe überdauerte alle Veränderungen und wurde Vorläufer der Poststelle im Hause. Auch ein Gram-

mophon mit Groscheneinwurf war vor dem ersten Kriege jahrelang für viele Gäste atemberaubende Sensation. Mein eigenes Elternhaus, der Brokampsche Hof in Dümmerlohausen, in den mein Vater eingeheiratet war, lag benachbart. Ich verbrachte meine Jugend zwischen beiden Höfen. Der schüchterne Landjunge bestaunte den bunten Gästekreis bei Onkel und Großmutter, die erst 1914 nach zwei Jahrzehnten meinem Großvater folgte. Der erregende Wirbel der weiten Welt spülte so glitzernde Wellen an das Gestade meiner Kindheit. Er wirkte später stets neue Verkettungen mit dem Hause und Schicksal meines Onkels . . .

Der erste Weltkrieg brachte die Entwicklung, wie am Dümmer, so auch im Dümmerlohausener Betrieb zum Stillstand. Onkel Ludwig wurde Landsturmmann. Die Zeiten nachher bahnten andere Verhältnisse an. Zunächst erfuhr die Gaststube eine Vergrößerung. Im übrigen hatte mein Onkel mit dem alten Stammhaus große Pläne. Er wollte es in mehreren Bauabschnitten den Zeiterfordernissen anpassen. Das überlieferte Erscheinungsbild sollte sorgfältig erhalten werden. Am Dümmer gingen seine Bestrebungen trotz der eifrig betriebenen verkehrlichen Erschließung ähnliche Wege. Er suchte auch dort den Urcharakter der Landschaft mit allen Kräften zu erhalten.

Jedoch der Brand im Frühjahr 1930 zeitigte unerwartet eine gänzlich veränderte Lage. Wenige Vormittagsstunden genügten, den gesamten alten Hofkomplex in Asche zu legen. Nur der unschöne „Saal“ auf der gegenüberliegenden Straßenseite blieb erhalten. Mit den Nebengebäuden wurde auch die Tischlerwerkstatt vernichtet. Die ganze Anlage ging völlig verwandelt aus dem Schutt des Brandes hervor. Für einen Wiederaufbau im alten Stil fehlten leider alle Voraussetzungen. Mein Onkel tat entschlossen den Schritt ins reine Gaststättengewerbe. Er gab das Tischlerhandwerk auf. Die Landwirtschaft wurde hintenangestellt. Das neue Haus entstand als modernes Pensionshaus mit Fremdenzimmern und Klubräumen. Es nahm auch endgültig die örtliche Poststelle auf. Fortan bestimmte der Gasthausbetrieb im Dorf und am Dümmer mit der vergrößerten Bootsvermietung das Entwicklungsbild. Die erwachsenen Söhne wirkten bereits mit eigenen Gedanken in das Unternehmen hinein. Den vorhandenen großen Freundkreis erweiterten die neuen Möglichkeiten beträchtlich, zumal die deftige Gemütlichkeit und der traditionelle



Die Schomakersche Vogelsammlung in den Klubräumen des neuen Hauses (von 1930 bis 1955)

Foto: Alwin Schomaker, Langenteilen

Geist des alten Hauses wieder im Neubau Heimstatt fanden.

Während Lembruch mit seinem Bahnhof und dem verlandungsfreien Strand mehr die Masse des Fremdenverkehrs anzog, war seit der Entdeckung des Dümmer die unberührte Urwüchsigkeit des oldenburgischen Westufers von Anfang an Hauptanziehungspunkt für alle Natur- und Heimatfreunde. Hermann Löns weilte mehrfach in diesem „sagenhaften“ Gebiet. Die Schenke auf dem Hofe Geise genoß schon seit Jahrhunderten bei allen Reisenden hohes Ansehen. Ihr altbäuerlicher Charakter zog nun die auswärtigen Besucher des Westufers besonders in Bann. Ihr Ruf klang bald über die örtlichen Grenzen hinaus. Der Buchweizenpfannkuchen von „Geisen Jännken“, meiner Großmutter, war selbst für verwöhnte Gäste als Spezialität eine gastronomische Berühmtheit, wie heute der gebackene Aal. Nach 1900 ließ ein weiterer denkwürdiger Umstand das Haus bekannt werden.

Der See und seine Gefilde waren meinem Onkel in jeder Tages- und Jahreszeit wie die eigene Westentasche vertraut. Ludwig Schomaker erlebte dort Wind und Wetter. Er kannte die windstillen, schwül-heißen Sommertage ebenso wie die einsamen, frostklirrenden Winternächte und hatte den Schrecken vor den regelmäßigen Über-

schwemmungen verloren. Von Jugend auf oblag er mit leidenschaftlichem Eifer dem Fischfang in allen vorkommenden Formen. Seine Erfahrungen lockten Interessenten von nah und fern herbei. Vorzüglich war er passionierter Jäger. Zahllose Morgen- und Abenddämmerungen sahen ihn auf Entenstreich. Im Spätherbst und Winter hinderte keine Wetterunbill die Jagd auf Wildgänse, die in großen Scharen vorkamen. Das edle Waidwerk war ihm Lebensinhalt bis ins hohe Alter. Es führte immer neue Jagdfreunde in sein gastliches Haus.

Ludwig Schomaker begriff früh den großen Wandel in der Dümmerlandschaft und die notwendigen Veränderungen ihres unzureichenden Kulturzustandes. Er erkannte auch die damit verbundenen Gefahren für die reiche Vogelwelt. Mit einem lachenden und einem weinenden Auge unterstützte er Maßnahmen zur Erschließung der Gegend. Das ureigenste Lebensinteresse seines Betriebes gebot solche Förderungsbestrebungen; aber er suchte als Naturfreund zu retten, was zu retten war.

So lag der Gedanke einer Vogelsammlung nahe. Zudem trug mein Onkel eine familienbedingte Sammelleidenschaft im Blut. Während der Zeit vor der letzten Jahrhundertwende bis zum ersten Weltkrieg ließ Ludwig Schomaker nach und nach alle be-

sonders schönen und seltenen Dämmervögel, die er erlegen konnte, für die Gaststube präparieren. Sofort nach dem Kriege setzte er diese Liebhaberei fort. Damals wurde Museumsdirektor Dr. Reichling, Münster, Stammgast in Dümmerlohausen. Sein Rat und seine Unterstützung gaben dem Ganzen die Richtung. Seinen Empfehlungen und Beziehungen verdankt die Sammlung den vollendeten Ausdruck der einzelnen Exemplare, die von Meisterpräparatoren gestaltet sind. Der Brand im Jahre 1930 vernichtete mit wenigen Ausnahmen die vorhandenen Bestände. Unentmutigt ging mein Onkel an den Wiederaufbau und entwickelte die Sammlung schöner und umfangreicher denn je. Die neuen Klubräume boten günstige Voraussetzungen für eine wirkungsvolle Darbietung. Immer mehr selber erlegte und geschenkte Vögel bereicherten dann diese vielbesuchte Sehenswürdigkeit unserer Heimat.

Sein eigentliches Lebenswerk schuf mein Onkel in den ersten vier Jahrzehnten unseres Säkulums. Neben der Strandhalle und der Bootsvermietung übten Haus und Vogelsammlung im Dorfe steigende Anziehungskraft aus. Von allen Gegenden Deutschlands und sogar vom Auslande fanden Gäste nach Dümmerlohausen. Geistliche und Politiker, Gelehrte und Künstler erschienen im alten und neuen Hause. Selten verfehlte die charakteristische Persönlichkeit Ludwig Schomakers an diesem besonderen Platze den besonderen Eindruck. Das Gästebuch enthält prominente Namen. Leider beginnt es erst gegen Mitte der 30er Jahre. Das neue Pensionshaus Schomaker blieb trotz seines erweiterten Aufgabenkreises auch der beliebte Treffpunkt der Einheimischen. In seiner unnachahmlichen Atmosphäre fühlten sich hoch und niedrig gleichermaßen wohl, wenn auch mein Onkel durchaus nicht immer ein bequemer Wirt war . . .

Der zweite Weltkrieg brachte einen folgeschweren Einbruch der verheißungsvollen Entwicklung. Er drohte das Lebenswerk von Ludwig Schomaker zu zerstören, weil beide Söhne, die den Vater wesentlich unterstützt hatten und in dessen Werk eingelebt waren, fielen bzw. starben. Einer von ihnen, der vorgeschichtlich interessierte Hannes, gab durch eigene Funde und Beobachtungen Veranlassung zu den sensationellen Ausgrabungen an der Hunte kurz vor dem Kriege. Die Strandhalle mit Anlieger und allen Booten war lange Zeit von der Besat-

zung beschlagnahmt. Auch die Fremdenzimmer in Dümmerlohausen mußten vielfach englische Offiziere beherbergen, die nach eigenem Ermessen auf dem See zur Jagd gingen. Bis zur Währungsreform im Jahre 1948 stockte das gewohnte Leben am Dümmer fast vollständig.

Die harten persönlichen und dinglichen Schicksalsschläge vermochten meinen Onkel nicht umzuwerfen. 1948 stand Ludwig Schomaker mit 70 Jahren ungebrochen in den Sielen, gewillt, noch einmal anzupacken wie in seinen besten Mannesjahren. Auch war er gesundheitlich ungebrochen und konnte oder wollte sich nicht geschlagen geben. Körperliche Greisenhaftigkeit blieb ihm überhaupt erspart. An die Stelle der toten Söhne traten zwei andere, um das Werk des Vater zu übernehmen. Vorerst aber war dieser nicht geneigt, sich von den Geschäften zurückzuziehen und die Führung abzutreten. Jedoch die Zeiten hatten sich stark gewandelt. Wenige alte Freunde überlebten den Krieg. Der Abstand zu früher vergrößerte sich von Tag zu Tag, wenn er auch das alte Ansehen der Person meines Onkels weder zerstörte noch verminderte. Die gewandelten Verhältnisse brauchten junge Kräfte. Der Nachholbedarf eines Jahrzehnts verursachte Schwierigkeiten, auf deren Bewältigung der Nachwuchs wartete. Nach langem Zögern überließ Ludwig Schomaker sein Werk den Söhnen zur selbständigen, eigenverantwortlichen Führung.

Um so inniger wuchs dem alten Dümmergänger die Vogelsammlung ans Herz. Sie war der ganze Stolz seiner späten Tage. Die Zahl ihrer Besucher stieg mit jedem Jahr. In gleichem Maße stieg der menschliche Respekt vor ihrem Gründer, dessen eigene Führungen durch die Sammlung allmählich echte Originalität gewannen. Die unerschöpflichen Naturerfahrungen eines langen Lebens in der Urlandschaft des Dümmer hatten das Denken und Fühlen Ludwig Schomakers mitgeprägt. Am Ende durfte er 1955 noch erleben, wie sein Herzenswerk aus der Enge der Klubräume im neuen Saal würdige Repräsentation fand. Ohne Bedauern sah er den „Saal“, den er 1920 aus einer Gefangenbaracke als Provisorium errichtet hatte, einem Parkplatz weichen, obwohl viele Erinnerungen daran knüpften. Fast bis zuletzt übte er die Jagd aus. Ganz bis zuletzt währte das Interesse dafür. Das Gelände am Dümmer war für diesen geborenen Jäger und Waidmann das erkorene Lieblingsrevier auch im Alter.



Überschwemmungen in der Nähe des neuen „Olgahafens“ am unteren Ende der Dümmerstraße vor der Eindeichung (aufgenommen 1938)

Foto: Alwin Schomaker, Langenteilen

Freilich hatte die Eindeichung um 1950 dort ebenfalls große Veränderungen eingeleitet. Mein Onkel war kein Freund dieses Unternehmens trotz dessen offenbaren Nutzens. Aufmerksam und kritisch verfolgte er die langjährigen vorbereitenden Arbeiten. Er wehrte sich mit den Anliegern noch gegen die Deichung, als die Vorteile längst offen lagen. War doch durch einen Teil des Aushubs vom Randkanal die ganze Hafenzelle mit Sand überspült und entscheidend befestigt worden, was sonst beträchtliche Kosten verursacht hätte. Ludwig Schomaker lehnte seiner Natur nach alle verwaltungsmäßigen Eingriffe und behördlichen Reglementierungen am Dümmer ab. Hartnäckig setzte er den Kampf seines Vaters um alte Rechte der Bootsfahrt, des Reithschnitts und des Fischfangs fort. Der Name des Bootes „Oldenburg“ war Demonstration gegen den hannoverschen Domänenfiskus. Zwei einschlägige Prozesse um die Nutzung des Anwuchses und um freie Bootsfahrt endeten mit kostspieligen Mißerfolgen, die das unabhängige Gerechtigkeitsgefühl meines Onkels nie verwinden konnte. Über dem ganzen Komplex liegt eine gewisse Tragik, weil heute endlich Ansatzpunkte aufzutauchen scheinen, die eine vernünftige und gerechte Lösung der anstehenden Fragen in Aussicht stellen. Dieses weite Feld soll von mir an anderer Stelle beackert werden.

Ludwig Schomaker lebte aus der Einheit der Wechselwirkung von familiären Interessen und sachlichen Bezirken öffentlicher Belange. Daran bildete sich seine Persönlichkeit mit allen Vorzügen und Schwächen zu originalem Format, dessen Ausmaß mit dem zeitlichen und räumlichen Abstand wächst. Die Spannung zwischen Altem und Neuem, zwischen Bewahrung und Fortschritt, die sein Leben kennzeichnet, bezog ihre Kraft aus dem Streben nach der Entwicklung des Hauses und der Bootsfahrt, aus dem Bemühen um die verkehrliche Erschließung der oldenburgischen Seite, aus der Liebe zur Natur und Heimat und aus dem Gefühl der Verpflichtung zur Wahrung alter Rechte. Der Bogen der großen Wandlung am Dümmer — von der paradiesischen Urlandschaft der Jugend bis zur technisch bezwungenen Kulturlandschaft im Alter — war wohl für ein Menschenleben zu stark gespannt, um die Auflösung aller Zwiespältigkeiten zu gestatten. Das Lebensschicksal Ludwig Schomakers verlief zwischen dem einstigen Dornröschenschlaf und dem heutigen Fremdenverkehrsgeschäft des Dümmer. An seinem Anfang stand noch über dem See das beseelte Schweigen des lautlosen Sternenhimmels, in sein Ende prasselte das merkantile Feuerwerk des „brennenden Dümmer“.

Alwin Schomaker

Den gefallenen katholischen Lehrern des Oldenburger Münsterlandes zum Gedenken

Bald nach Kriegsende erfüllte mich der Gedanke, den kath. Lehrern des Oldenburger Landes, die im zweiten Weltkrieg gefallen sind, in Form eines Gedenkbuches ein Denkmal zu setzen. Der Kath. Oldenb. Lehrerverein gab mir den Auftrag, die Namen und Biographien der 49 gefallenen kath. Lehrer zu sammeln. In mehrjähriger, mühsamer Arbeit ist es fast ganz gelungen. Da die Herausgabe eines eigenen Gedenkbuches sich aber nicht ermöglichen ließ, mögen die Namen im Heimatkalender ihren Ehrenplatz erhalten.

Besonderer Dank gebührt dem Verleger und dem Herausgeber des Heimatkalenders, die sich bereit erklärten, in diesem und in den beiden nächsten Jahren im Heimatkalender für diesen Zweck Platz einzuräumen.

Hermann Brüggemann

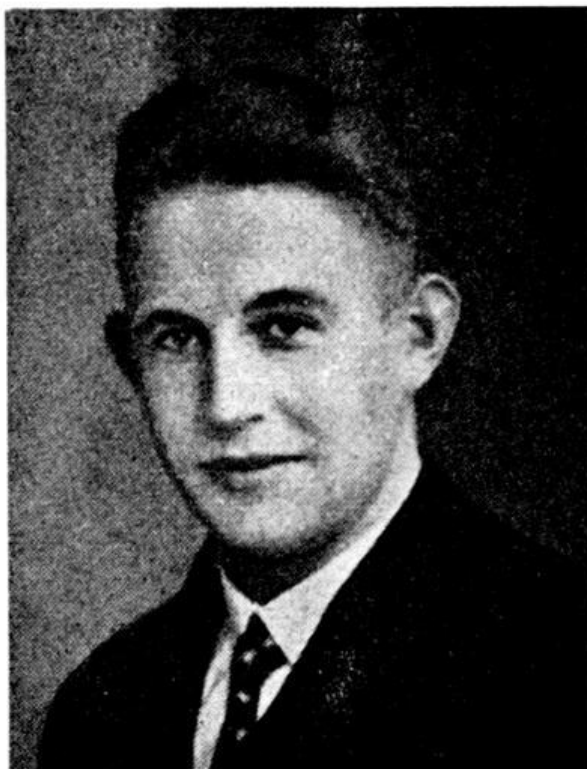
Clemens Arlinghaus, geboren am 11. Oktober 1900 in Emstek, besuchte von 1915 bis 1921 das Lehrerseminar in Vechta. Von 1921 bis 1925 war er als Lehrer in Bösel und Augustendorf tätig. Im Jahre 1925 wurde er zum Hauptlehrer an der Schule in Ramsloh ernannt. Bereits im 1. Weltkrieg wurde er 1918 Soldat in einem Garderegiment. Im 2. Weltkrieg wurde Clemens Arlinghaus von August 1939 bis März 1940 zu einem Bau-Bataillon einberufen. Es folgte darauf seine Entlassung von der Wehrmacht und die Wiederverwendung im Schuldienst. Aber bereits im Juni 1940 wurde Arlinghaus erneut einberufen und tat Dienst als Unteroffizier im Landesschützen-Bataillon 680. Im März 1945, als sich das Ende des unglück-

lichen Krieges bereits abzeichnete, kam Arlinghaus an die Ostfront, wo er bei der Kapitulation in russische Kriegsgefangenschaft geriet. Infolge der Leiden der Gefangenschaft erkrankte er schwer und starb am 20. Dezember 1945 in Adjadari bei Suchumi am Schwarzen Meer.

Der Verstorbene war ein charaktvoller, aufrichtiger Mann mit großer Herzensgüte, ein fleißiger und erfolgreicher Lehrer und Erzieher, der an allen Orten, an denen er wirkte, die Hochschätzung der Eltern seiner Schüler genoß. Unter seinen Kollegen erfreute er sich größter Beliebtheit. Seine Grundsatztreue zur kath. Kirche war ihm Richtschnur seines Handelns auch in schwerer Zeit. Durch seinen frühen Tod verlor seine Familie ihren treusorgenden Mann und Vater, die Schule einen erfahrenen Lehrer, der nach dem Zusammenbruch noch wertvolle Dienste hätte leisten können.

+

Franz Athmann, geboren am 13. Januar 1914 in Wichel bei Lohne, besuchte von 1928 bis 1934 die staatliche Aufbauschule in Vechta mit bestem Erfolg. Dann folgte ein Jahr Arbeitsdienst in Schwaneburgermoor und Dinklage. Zwei Jahre Studium auf der Lehrerakademie in Bonn brachten Franz Athmann das Lehrerzeugnis und der Mutter, die seit 1918 Witwe war, die Erfüllung ihrer Wünsche um die Existenz ihres einzigen Sohnes. Nur ein halbes Jahr konnte Athmann den Lehrerberuf ausüben, und zwar in Falkenberg und in Vahren. Im Herbst 1937 erfolgte seine Einberufung zur Ableistung der Wehrdienstpflicht bei einem Pionier-Bataillon in Hamburg. Gegen Ende dieser Ausbildungszeit brach der 2. Weltkrieg aus. Es folgten die Einsätze seiner Truppe in Polen, in Frankreich und auf dem Balkan, bei denen der junge Pionier-Unteroffizier ganz seine harte Pflicht tat. Das Eiserne Kreuz und



Clemens Arlinghaus



Franz Athmann

das Sturmabzeichen sind Zeichen der Anerkennung für seine Einsatzbereitschaft. Mit der 6. Armee stand Franz Athmann in den schweren Kämpfen um Stalingrad im November 1942. Am 17. November 1942 erlitt Athmann eine schwere Verwundung durch einen Granatsplitter, an deren Folgen er am gleichen Tage starb. Mit 14 Kameraden wurde er auf dem Friedhof von Goroditsche, einem Vorort von Stalingrad, begraben.

Aus Franz Athmanns Briefen kommen immer wieder seine Sorgen um seine Mutter, seine Braut und seine Schwester zum Ausdruck. Bezeichnend ist aber auch seine Liebe zur Natur. Zum Greifen nahe bringen seine Naturschilderungen oft die durchkämpfte Gegend, aber am Ende überstrahlt seine Liebe zur Süddoldenburger Heimat und zu ihren Menschen auch das schönste Bild der Fremde.

+

Theodor Beckermann wurde geboren am 25. April 1912 in Dinklage als Sohn des Kaufmanns Heinrich Beckermann

und seiner Frau Johanne, geb. gr. Kohorst. Nach dem Besuch der Volksschule und der Bürgerschule in seinem Heimatort bezog Theodor Beckermann die Staatliche Aufbauschule in Vechta, wo er 1931 sein Abitur absolvierte. Anschließend besuchte er den Pädagogischen Lehrgang in Vechta und bestand 1933 seine erste Lehrprüfung. Von April 1934 bis Oktober 1935 war Beckermann aktiver Soldat. Als Lehrer war er u. a. tätig in Dinklage und zuletzt in Varenesch bei Goldenstedt. Bei Ausbruch des 2. Weltkrieges wurde er als Reservist zur Wehrmacht einberufen und nahm zunächst am Krieg gegen Frankreich teil. 1941 kam er mit seiner Truppe zur Ostfront. Bereits am 26. August 1941 fiel Leutnant Theodor Beckermann beim Vormarsch in Rußland nördlich von Pillowo.

Mit Theodor Beckermann verlor der Lehrerstand einen aufgeschlossenen, fähigen Kollegen, dem es leider nur kurze Zeit vergönnt war, als Lehrer und Erzieher tätig zu sein.

+

Bernhard Bellm, ältester Sohn des Schulrats Bellm, wurde am 3. Juli 1914 in Cloppenburg geboren. Nach bestandem Abitur am Gymnasium in Cloppenburg Ostern 1933 diente er zwei Jahre als aktiver Soldat im Infanterie-Regiment 58 in Minden



Theodor Beckermann



Bernhard Bellm

und ging 1937 zur Pädagogischen Akademie nach Oldenburg. Seine erste Lehrerstelle erhielt er in Jethausen bei Varel. Im August 1939 wurde Bernhard Bellm wieder zur Wehrmacht einberufen. Mit seinem Regiment nahm er am Polenfeldzug teil und kam dann zum Westwall. 1940 wurde er mit der Luftlandtruppe in Holland eingesetzt. 1941 erfolgte sein Einsatz im Rußlandfeldzug, und zwar in der Ukraine. Im Dezember 1941 erhielt Bernhard Bellm einen längeren Studienurlaub. Nach erneuter Einberufung im Juni 1942 kam er zum Einsatz nach Kreta. Ein schwerer Kradunfall bedingte längeren Lazarettaufenthalt, und die Genesung brachte ihm einen erneuten Studienurlaub. Nach abermaliger Einberufung wurde Bernhard Bellm zum Leunant befördert. Weihnachten 1944 vermählte er sich mit Martha Kraus aus Offenbach. Ende April 1945 war Leutnant Bellm in Kurland eingesetzt und fand bei einem Meldegang als Ordonnanzoffizier den Soldatentod.

Ein offener Blick für die Vielgestaltigkeit der Natur und Kultur zeichnete Bernhard Bellm aus. Davon zeugen seine stilvollen

Reiseberichte. Seit seiner Schülerzeit trieb Bernhard Bellm heimatkundliche Studien und führte als Primaner manche Gäste durch das damals unter Dr. Ottenjanns Leitung im Entstehen begriffene Cloppenburg Heimatmuseum. In Oldenburg schrieb er eine volkskundliche Arbeit mit reichem Bildmaterial, das er durch eigene Aufnahmen gewonnen hatte. Ernst und Frohsinn waren in Bernhard Bellms Gemüt harmonisch gepaart, besonders, wenn in Mußestunden im Familienkreis ernste und heitere Musik gepflegt wurde. Mit der Familie Bellm hat auch die Süddoldenburger Heimat einen hoffnungsvollen Sohn verloren.

+

Hans Bojert wurde am 20. August 1911 in Delmenhorst als Sohn des Konrektors Georg Bojert geboren. Nach der Versetzung seines Vaters nach Vechta wurde Hans Bojert Schüler des Gymnasiums in Vechta, das er im Frühjahr 1930 mit dem Reifezeugnis verließ. Von 1930 bis 1932 besuchte er den Pädagogischen Lehrgang in Vechta. Nach bestandener Lehrerprüfung war Hans Bojert an den Schulen in Oythe und Lutten-Osterende tätig. Von Oktober 1934 bis Oktober 1935 war er Soldat im Pionier-Batl. in Holzminden. Als Unteroffizier und Offiziersanwärter entlassen, wurde er anschließend Lehrer in Neuscharrel. Im Juli 1939 erneut zur Wehrmacht einberufen, nahm Hans Bojert als Feldwebel am Westfeldzug teil. Nach Beendigung der Kampfhandlungen erfolgte seine Beförderung zum Leutnant und seine Verwendung als Ausbildungs-offizier in einem Gebirgs-Pionier-Btl. in Krems an der Donau. Am 20. Mai 1942 vermählte sich Hans Bojert mit Käthe Jansen aus Oberhausen. Im gleichen Jahre kam Oberleutnant Bojert als Kompanieführer an die Ostfront, wo er an vielen schweren Kämpfen der Südfront, besonders am Kuban-Brückenkopf, teilnahm und mit dem EK I ausgezeichnet wurde. Am 27. April 1944 wurde er in einem Gefecht beim Brückenkopf Speia durch Bauchschuß so schwer verwundet, daß er trotz sofortiger Operation am 29. April 1944 auf dem Hauptverbandsplatz Kobuska verstarb. Wenige Tage nach seinem Tode traf bei seiner Kompanie die Nachricht von der Beförderung Bojerts zum Hauptmann ein.

Hans Bojert berechnete als Mensch und Erzieher zu den schönsten Hoffnungen, da er mit vorzüglichen Gaben an Geist und



Hans Bojert

Körper ausgestattet war. Die Trost Worte des Batl.-Kommandeurs an die junge Witwe des Gefallenen mögen Hans Bojert charakterisieren: „Das Batl. verliert in Ihrem Mann einen seiner tüchtigsten und beliebtesten Offiziere und ich einen stets hilfsbereiten und aufrichtigen Kameraden.“

Bernhard Bünнемeyer, geboren am 9. Dezember 1912 als Sohn des Landwirts Bernard Bünнемeyer und dessen Ehefrau Maria, geb. Börgerding in Schwege, ging nach beendeter Volksschulpflicht in Schwege auf die Staatliche Aufbauschule in Vechta, die er 1932 mit dem Reifezeugnis verließ. Im Reichsarbeitsdienst von 1932 bis 1933 in Köln, bezog er 1933 die Pädagogische Hochschule in Bonn. 1935 legte er seine Lehrerprüfung ab und war anschließend als Lehrer in Handorf und Evenkamp tätig. Am 12. Februar 1940 zum aktiven Wehrdienst einberufen, wurde er der 3. Komp., Inf.-Regt. 46 — Neumünster zugeteilt. Im Sommer 1940 gehörte er der Besatzung von Pa-

ris an und wurde anschließend dem Küstenschutz der französischen Kanalküste zugeteilt. Vom 22. Juni 1941 an nahm Bernard Bünнемeyer mit seinem Regiment an dem Vormarsch in Rußland teil und machte den Vorstoß in Richtung des Ilmensees mit. Bei einem Gefecht in der Nähe der Stadt Noworschew fiel der Gefreite Bernard Bünнемeyer am 18. Juli 1941, kaum vier Wochen nach Beginn des Rußlandfeldzuges.

Mit Bernhard Bünнемeyer ist ein begeisterter junger Lehrer dahingegangen. Nur wenige Jahre war es ihm vergönnt, als Lehrer und Erzieher in der Schule tätig zu sein. Wo er eingesetzt war, war er bei Eltern und Kollegen angesehen und beliebt. Kurz vor Ausbruch des Rußlandfeldzuges konnte Bünнемeyer seine 2. Lehrerprüfung mit Erfolg ablegen. Gott hat es anders gefügt. Der grausame Krieg setzte einem hoffnungsvollen Leben ein jähes Ende.

+

Reinhold Buschmann wurde geboren am 5. September 1906 in Lohne. Für den Lehrerberuf bereitete er sich am Lehrerseminar in Vechta vor. Als Lehrer war



Bernard Bünнемeyer



Reinhold Buschmann

er tätig in Addrup und Wildeshausen, sowie anschließend als Hauptlehrer in Varnhorn und Lehrer in Delmenhorst. 1934 vermählte er sich mit Hedwig Kramer aus Wildeshausen. Am 18. August 1939 folgte er dem Rufe des Vaterlandes zu den Waffen. Mit dem Inf.-Regt. 65 — Delmenhorst kam er zum Westwall und nahm als Unteroffizier am Hollandeinsatz, sowie am Frankreichfeldzug teil. Als Oberzahlmeister in einer Einheit der 22. Division unter Generalleutnant Postell erfolgte seine Teilnahme am Feldzug in Rußland. Als Buschmann Ende Mai 1944 von Kischinew aus einen Heimaturlaub antrat, auf den er, seine Frau und seine Kinder sich schon lange gefreut hatten, wurde er auf der Fahrt in die Heimat auf dem Bahnhof Szolnok (Ungarn) das Opfer eines Fliegerangriffs. Auf dem Friedhof in Szolnok wurde Buschmann zur letzten Ruhe bestattet.

Reinhold Buschmann war ein edler Charakter mit einem gewinnenden, allzeit freundlichen Wesen. Allen Angelegenheiten der Schule und des Lehrerstandes brachte er sein größtes Interesse entgegen. Als Lehrer, der ein gütiges Herz für seine Schulkinder

der hatte, war ihm keine Aufgabe innerhalb und außerhalb der Schule zu schwer. In Kirche und Gemeinde war er jederzeit zu helfen bereit. Allzufrüh wurde Reinhold Buschmann einem überaus glücklichen Familienleben entrissen. „Möge es Ihnen ein kleiner Trost sein“, so schrieb ein Offizier des Regiments an die Witwe des Gefallenen, „daß das Tun und Handeln Ihres Mannes immer mit dem Gedanken an seine Lieben durchwirkt war.“

+

Ludwig Bußmann, geboren am 9. Oktober 1905 in Hausstette, besuchte von 1912 bis 1920 die Volksschule in seinem Heimatdorf und erhielt von 1920 bis 1926 seine Lehrerausbildung am Lehrerseminar in Vechta. Als Lehrer war er tätig von 1926 bis 1929 in Kneheim, von 1929 bis 1930 in Steinfeld und von 1930 bis Ende 1933 in Augustendorf. Vom 1. Januar 1934 bis zum Beginn des 2. Weltkrieges war Ludwig Bußmann als Schulleiter in Evenkamp tätig. Vom 13. Mai 1939 bis zum 15. August 1939 genügte er seiner Wehrpflicht im Inf.-Regt. 65 — Delmenhorst. Am 15. Dezember 1939 erfolgte seine Einberufung zum Kriegsdienst bei der 2. Komp. des Inf.-Regt. 257, 83. Inf.-Division. Nach einem langen Marsch



Ludwig Bußmann

durch Holland und Belgien wurde seine Truppe in den Kämpfen in Frankreich, und zwar an der Aisne und Marne, eingesetzt. Als sein Gruppenführer, der Lehrer Engelbert Behrens aus Vestrup, bei der Bildung eines Brückenkopfes an der Marne infolge schwerer Verwundung zu verbluten drohte, verband ihn Ludwig Bußmann mitten im feindlichen Feuer und rettete ihm das Leben. Es erfolgte seine Auszeichnung mit dem EK 2. Klasse. Nach dem Frankreichfeldzug wurde Bußmann vorübergehend in die Heimat entlassen. Im Februar 1941 erneut einberufen, wurde Bußmann von Frankreich aus mit seinem Regiment an die Ostfront verlegt, wo er bis 1945 verblieb. Auf dem Rückzug wurde er am 27. März 1945 bei Danzig verwundet und kam mit einem Verwundetentransport nach Dänemark, wo er am 22. April 1945 starb. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Soldatenfriedhof in Kopenhagen.

Tiefe Frömmigkeit, liebevolle Sorge für seine Familie und unermüdliche Arbeit in Unterricht und Erziehung der ihm anvertrauten Jugend waren der Inhalt seines Lebens. Als treuer Sohn der kath. Kirche und seiner Süddolnburger Heimat war Ludwig Bußmann ein hilfsbereiter Mensch, ein echter Christ, ein froher Lehrer, ein mutiger Soldat. Nicht vergessen ist den Bewohnern von Evenkamp, daß Lehrer Bußmann führend an ihrem Kirchenbau mitwirkte, indem er die schwierige Arbeit der Schriftführung übernahm und nach der Kircheneinweihung 1936 erster Organist und Chorleiter wurde.

Seiner geliebten Gattin und seinen vier unversorgten Kindern wurde Ludwig Bußmann allzufrüh entrissen.

+

Johannes Eveslage, geboren am 6. Oktober 1910 in Carum als neuntes Kind des Landwirts Heinrich Eveslage und dessen Ehefrau Wilhelmine, geb. Blömer, besuchte nach beendeter Volksschulpflicht in Carum die Deutsche Oberschule in Vechta. Er bestand seine Reifeprüfung mit sehr gutem Erfolge und nahm von 1931 bis 1933 am Pädagogischen Lehrgang in Vechta teil. Seine erste Lehrprüfung legte er 1933 „Mit Auszeichnung“ ab. Da im Oldenburgischen vorerst mit einer Anstellung nicht zu rechnen war, nahm Johannes Eveslage eine Lehrerstelle an einer privaten Mittel-



Johannes Eveslage

schule in Lübeck an. Ein halbes Jahr später war er Lehrer an der katholischen Volks- und Realschule in Hamburg. Seinen Aufenthalt in Hamburg benutzte er dazu, in der freien Zeit Vorlesungen an der Universität zu hören. Dann rief ihn die Oldenburgische Schulverwaltung in die Heimat zurück. Johannes Eveslage wurde zunächst Lehrer in Hamstrup, dann in Ermke. In Ermke legte er die zweite Lehrprüfung ab. Der strebsame Lehrer bewarb sich darauf bei der Wehrkreisverwaltung Münster um eine Anstellung als Heeresfachschullehrer. Im Juli 1939 legte er seine Prüfung als Heeresfachschullehrer ab. Seine soldatische Grundausbildung erhielt Eveslage 1937—1938 beim Inf.-Regt. 65 Delmenhorst. Bei Kriegsausbruch 1939 wirkte Eveslage vertretungsweise einige Wochen als Lehrer an der Schule in Molbergen. Am 23. Oktober 1939 erfolgte seine Einberufung zu den 65ern nach Delmenhorst. 1940 kam er mit seiner Truppe als Feldwebel nach Dänemark, dann nach Frankreich. Bei einer Gefechtsübung durch eine Handgranate verwundet, weilte er vorübergehend in Oldenburg. Im Sommer 1941 erfolgte seine Beförderung zum Leutnant. 1941—1942 war er vorübergehend als

Heeresfachschullehrer in Minden tätig, wurde 1942 wieder zu seiner Truppe, die an der Scheldemündung lag, einberufen und kam im Februar 1943 an die Ostfront. Am Donez hatte sein Regiment schwere Abwehrkämpfe zu bestehen. Am 14. August 1943 wurde Oberleutnant Eveslage, der als Batls.-Führer eingesetzt war, vermißt. Erst 10 Jahre später — 1953 — teilte das Rote Kreuz mit, daß Eveslage nach Kameradenaussagen am 14. August 1943 gefallen sei, und zwar südostwärts Charkow.

Johannes Eveslage war ein Mann, der mit den besten Geistesgaben ausgestattet war. Er war ein Lehrer von großer Gewissenhaftigkeit und ernstem Streben. Durch sein frohes Wesen und seinen lauterer Charakter war er bei allen, die ihn kannten, beliebt.

Josef Frye, am 27. November 1914 in Langförden geboren, war von 1926 bis 1935 Schüler des Gymnasiums in Vechta, das er 1935 mit dem Abitur verließ. Im gleichen Jahre noch erfolgte seine Einbe-



Josef Frye

rufung zum aktiven Wehrdienst. Vom 1. November 1937 bis zum 30. Juni 1939 studierte Josef Frye an der Hochschule für Lehrerbildung in Oldenburg und bestand daselbst am 26. September 1939 die erste Prüfung für das Lehramt an Volksschulen. Als Lehrer war Frye an der Volksschule in Lindern tätig. Aber bald wurde seine friedliche Arbeit durch den Kriegsdienst abgelöst. Als Reservist machte er die Feldzüge im Westen und Osten mit. Am 17. Februar 1944 ist Leutnant Josef Frye, Inhaber des EK 1. und 2. Klasse und KVK 1. und 2. Klasse mit Schwertern bei einer gewaltsamen Erkundung als Stoßtruppführer in der Nähe von Reidepylla, 22 km westlich von Narwa, nach heldenmütigem Kampf gegen russische Übermacht gefallen. Auf dem Ehrenfriedhof in Toila wurde er zur letzten Ruhe gebettet. Kurz nach dem Tode von Leutnant Frye traf die Mitteilung von seiner Beförderung zum Oberleutnant ein.

Aus den Briefen Fries spricht eine tiefe Liebe zum Elternhaus und zu seiner Heimat. Den Eltern war Josef Frye ein treuer und dankbarer Sohn, seinen Geschwistern ein guter Bruder, seinen Berufskollegen ein beliebter Mitarbeiter. Sein Batls.-Kommandeur nannte ihn einen tüchtigen, tapferen Offizier und einen guten Kameraden.

Bernhard Geers wurde geboren am 11. Mai 1910 in Neuscharrel. Nach dem Besuch der Volksschule seiner Heimat erlangte er auf der Höheren Schule das Abitur. 1932 bestand er seine erste Lehrprüfung und war von da ab mit Unterbrechungen als Lehrer in Friesoythe, Lastrup und zuletzt in Molbergen tätig. 1939 zog er als Leutnant ins Feld. Nach Einsätzen an verschiedenen Kampffronten wurde er zum Oberleutnant befördert und war Kompanieführer in einem Inf.-Regt. Am 4. Februar 1942 fand er an der Ostfront den Soldatentod.

Bernhard Geers war ein fähiger Lehrer. Leider konnte er sich dem Schuldienst nur wenige Jahre widmen. Noch nicht 32 Jahre alt, wurde er ein Opfer des Krieges.

Albert Heil, geboren am 1. Juli 1911 in Lohne als Sohn des Postbetriebsassistenten Bernhard Heil und dessen Ehefrau Rosa geb. Kruse kam 1925 als begabter Volksschüler auf die Staatliche Aufbauschule nach



Bernhard Geers

Vechta, wo er 1931 seine Reifeprüfung bestand. Albert Heil kam zunächst noch nicht zum Studium. Nachdem er zum Arbeitsdienst nach Munsterlager gegangen war, erfolgte seine Einberufung zum Artillerieregiment nach Oldenburg. Dort verunglückte er während des Dienstes so schwer am Knie, daß er entlassen wurde. Nach seiner Genesung entschied er sich für den Lehrerberuf und bezog die Pädagogischen Hochschulen in Beuthen und Bonn. 1938 bestand er seine erste Lehrerprüfung. Nach kurzfristiger Verwendung an der Schule in Nordlohne wurde er Lehrer in Molbergen, wo er sich 1939 mit Martha Twickler verheiratete. Darauf folgte seine Versetzung in den Warthegau. Von Posen aus wurde er zum Wehrdienst einberufen. Im Januar 1945 gelangte das letzte Lebenszeichen von ihm an seine Angehörigen. Seither fehlt von ihm jede Nachricht.

Paul Heitkamp wurde am 7. März 1907 in Haselünne geboren. Seine Ausbildung als Lehrer erhielt er von 1921 bis 1927 am Lehrerseminar in Vechta. Nacheinander war er als Junglehrer tätig an den Volks-



Albert Heil

schulen in Ermke, Bösel und Nikolausdorf. 1934 wurde er erster Lehrer an der Schule in Tweel. Am 25. Februar 1935 verheiratete er sich mit Paula Sonntag. Am 11. September 1939 wurde Paul Heitkamp zum Wehrdienst einberufen und erhielt seine Ausbildung beim Inf.-Regt. 16 in Oldenburg. 1940 nahm er am Westfeldzug teil und wurde darauf mit seiner Truppe zum Kanalschutz in Frankreich eingesetzt. Im März 1942 kam er als Leutnant und Kompanieführer zum Mittelabschnitt der Ostfront. Nachdem er sich in mehreren Kampfeinsätzen bewährt hatte, erfolgte seine Beförderung zum Oberleutnant. Am 4. August 1942 wurde Heitkamp schwer verwundet und starb am 6. August 1942 auf dem Hauptverbandsplatz bei Rschew.

Das Leben eines hochbegabten Lehrers, eines geachteten Kollegen und eines hilfsbereiten Menschen fand seinen allzufrühen Abschluß.

Josef Hempelmann wurde am 13. Januar 1913 in Kroge bei Lohne als Sohn des Hauptlehrers Josef Hempelmann geboren. Nach zweijährigem Studium an der Hochschule in Bonn bestand er im Frühjahr

1937 die erste Lehrerprüfung. Seine erste Lehrerstelle erhielt er 1937 in Vardel bei Vechta. Ostern 1938 wurde er Lehrer in Höne bei Dinklage. Am 1. Dezember 1939 nach Verden zur Artillerie einberufen, rückte er mit dem Artillerie-Regt. 290 im Mai 1940 in Frankreich ein und nahm an verschiedenen schweren Kämpfen teil. Während der Besatzungszeit in Frankreich wurde Josef Hempelmann zum Studium beurlaubt und legte seine zweite Lehrerprüfung ab. Nach Rückkehr zu seiner Truppe erfolgte sein Einsatz an der Ostfront von 1941 bis 1945. In Rußland zum Wachtmeister befördert, war er einer der ältesten Soldaten seiner Batterie. Gegen Kriegsende befand sich Hempelmann in Kurland und geriet am 8. Mai 1945 in russische Kriegsgefangenschaft. Er kam mit den Überlebenden seines Regiments nach Swerdlowsk im Ural. Im Juli 1946 erhielten die besorgten Eltern in Wildeshausen die erste Nachricht von ihrem Sohn. Die letzte Karte, datiert vom 11. Januar 1947, kündigte die baldige Entlassung aus der Gefangenschaft an. Aber seine Fahrt in die Heimat, die Josef Hempelmann am 20. Januar 1947 antrat, sollte seine Todesfahrt werden. Während des Transportes erkrankte er so schwer, daß er auf der Fahrt von Smolensk nach Minsk am 4. Februar



Josef Hempelmann



Paul Heitkamp

1947 starb und am 5. Februar in Minsk beigesetzt wurde. Mit ihm hatte die schwergeprüfte Familie Hempelmann drei Söhne im Kriege verloren.

Josef Hempelmann war ein pflichttreuer Lehrer und ein guter Sohn seiner Eltern. Aus einer angesehenen Lehrerfamilie stammend, hätte er als überzeugter Erzieher seiner Heimat noch wertvolle Dienste leisten können. Er, der so viele Gefahren der Kriegsjahre überstanden hatte, mußte auf der Rückkehr in die Heimat nach Gottes Ratschluß sein Leben lassen.

+

Heinrich Henke, in Cloppenburg am 28. Mai 1904 geboren, ging nach beendeter Volksschulpflicht zum Lehrerseminar nach Vechta, wo er 1926 seine erste Lehrerprüfung ablegte. Als Junglehrer wirkte er zunächst in Cappeln, wo er eine fruchtbringende Tätigkeit innerhalb und außerhalb der Schule entfaltete. Neben seiner Arbeit in der „Deutschen Jugendkraft“ reorganisierte er die Borromäusbibliothek. 1930 wurde Heinrich Henke nach Ermke versetzt. Der unvergeßliche Hauptlehrer Windhaus weckte in ihm das Interesse an der Ahnen-



Heinrich Henke

forschung und der Erforschung alter Bauernfamilien, so daß Heinrich Henke Vorstandsmitglied des Heimatbundes wurde. Nach seiner Heirat im Jahre 1934 übernahm Henke eine Lehrerstelle in Beverbruch und kam 1937 an die Schule in Kneheim. Am 27. November 1939 wurde er zum Wehrdienst nach Delmenhorst einberufen. Im April 1940 wurde er mit seiner Truppe in Dänemark eingesetzt. Im Sommer 1940, sowie im Jahre 1941 nahm Henke am Vormarsch in Belgien und Frankreich und an der Besetzung der Kanalküste teil. Im Sommer 1942 ging es an die Ostfront in das Kampfgebiet Woronesch. Mit einer Mittelohrentzündung und anschließender Operation kam Henke ins Lazarett nach Bischofsburg/Ostpr. Dann folgte seine Versetzung als Oberfeldwebel zur Feldgendarmerie mit Einsatz in Mazedonien und Griechenland. Im Januar 1945 wollte Henke anlässlich des Todes seiner Tochter zum letzten Mal in der Heimat. Im Mai 1945 geriet er in jugoslawische Kriegsgefangenschaft. Nach einem Jahr härtester Arbeit und Entbehrungen erkrankte er schwer an Rippenfellentzündung. Nach

Wiederherstellung mußte er in Steinbrüchen arbeiten. Am 31. Dezember 1946 kam Henke nach Belgrad ins Entlassungslager. Aber eine erneute Lungen- und Rippenfellentzündung warf ihn aufs Krankenlager. Am 14. März 1947 verstarb er im Gefangenenzazarett in Belgrad.

Heinrich Henke, ein Cloppenburgers Kind, war und blieb heimatverbunden. Im Umgang bediente er sich gern der plattdeutschen Sprache. Aufrichtig und voll Herzensgüte gegen jedermann, genoß er bei der ihm anvertrauten Jugend, seinen Kollegen und den Eltern großes Ansehen. Er war aufgeschlossen gegenüber allen Fragen der Schule und der engeren Heimat. Für Schüler, Familie und Heimat hätte Heinrich Henke noch viel Gutes tun können. Gottes Ratschluß hat es anders bestimmt.

Ferdinand Hentemann, geboren am 29. November 1909 als Sohn des Landwirts Ferdinand Hentemann und dessen Ehefrau Agnes geb. Gers-Ossenbeck in Damme, besuchte das Gymnasium in Osnabrück und machte dort 1931 sein Abitur. Seine Lehrerausbildung erhielt er von 1931



Ferdinand Hentemann

bis 1933 auf dem Staatlichen Pädagogischen Lehrgang in Vechta. Am 14. März 1933 legte er seine erste Lehrerprüfung ab und erhielt das Zeugnis „Mit Auszeichnung“. Ferdinand Hentemann war als Lehrer tätig in Borringhausen, in Scharrel, in Einen und zuletzt in Beverbruch. Am 24. Oktober 1938 zum Luftnachrichten-Regt. 2 in Braunschweig einberufen und ausgebildet, kehrte er am 22. Januar 1939 in seinen Schuldienst nach Beverbruch zurück. Bei Ausbruch des Krieges wurde Hentemann zur Fliegerhorst-Kommandantur Vechta einberufen, kam am 14. Juli 1940 zur Luftnachrichtenstelle in Bremen und wurde vom 21. August 1940 an mit seiner Luftwaffeneinheit in Nordfrankreich eingesetzt. Am 8. Juli 1941 erlitt er bei einem schweren Autounfall in Frankreich einen Schädelbasisbruch, an dessen Folgen er am gleichen Tage im Kriegslazarett in Reims verstarb.

Ferdinand Hentemann war ein außerordentlich fähiger und begabter Lehrer und Erzieher, der in seiner kurzen Tätigkeit in der Schule, bei Eltern und Kollegen großes Ansehen genoß.

1954 weilte der Bruder des Verstorbenen in Frankreich an seiner Grabstätte. Nach der Umbettung befindet sich das Grab Ferdinand Hentemanns auf dem großen Friedhof Malmesey, Departement Aisne.

+

Heinrich Holzenkamp wurde am 18. Februar 1914 als ältester Sohn des Landwirts Hermann Holzenkamp in Vechta geboren. Er besuchte die Seminarübungsschule von 1920 bis 1928 und anschließend die Aufbauschule in Vechta, wo er 1934 seine Reifeprüfung bestand. Auf der Pädagogischen Akademie in Bonn erhielt er von 1934 bis 1936 seine Lehrerausbildung. Als Lehrer war er zunächst in Lindern tätig und übernahm im Januar 1937 eine Lehrerstelle an der Schule in Lehmden bei Steinfeld. Seiner Wehrpflicht genügte er im Inf.-Regt. 65 in Delmenhorst. Zu kurzfristigen Lehrerververtretungen weilte Holzenkamp in Steinfeld und Harpendorf. Am 18. August 1939 erfolgte seine erneute Einberufung zur Wehrmacht. Holzenkamp wurde 1939 und 1940 an der Westfront eingesetzt und kam 1941 als Unteroffizier und Ausbilder zum Inf.-Regt. 47 nach Lüneburg. Während eines Urlaubs vermählte er sich im März 1940 mit Auguste Bosche aus Lehmden. Im Oktober 1940 legte er in der Schule in Lehmden seine 2. Lehrerprüfung ab. 1941 wurde Holzenkamp an der Ostfront eingesetzt. Im



Heinrich Holzenkamp

Kampfgebiet Wolchow wurde er verwundet und weilte nach seiner Genesung kurzfristig in der Heimat. 1943 erfolgte sein erneuter Einsatz im Osten. Bei dem erbitterten Ringen um Snigerewka am Dnjepr, nördlich von Cherson, fand Oberfeldwebel Heinrich Holzenkamp am 13. März 1944 den Soldatentod.

Heinrich Holzenkamp war ein ruhiger, gutmütiger Mann, der das Zutrauen der Kinder besaß. Seine gute Begabung für Mathematik, Naturkunde, Zeichnen und Werken berechnete zu den schönsten Hoffnungen. Gern erfreute er seine Schulkinder durch treffliche Zeichnungen und originelle Figuren, die er aus Ton zu formen verstand.

't is nich ümsüß

In Belgien ligget se üöwerall,
In Frankreich ligg ne graute Tall,
In Rußland auk un in de See —
Well döht dat Hiätt nich weh?
Verguotten is dat trüe Blot,
Utlösket is viell warme Glot,
Viell Glück is bruocken wiet un siet,
Bruocken för alle Tied.
Is dat ümsüß? Dat kann nich sienen:
Üöwer all de Griäwer stigg en Schien,
En Schien, as wöer't en Muorgenraut —
Nie Liäben brengt de Daut.

Augustin Wibbelt

Gesammelte Werke, Band VI, Seite 227

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Zum Geleit	Bischof Dr. Johannes Pohl schneider, Aachen und Domkapitular Franz Vor- werk, Münster i. W.	3
Vorwort des Herausgebers	Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg i. O. . .	5
Kalendarium mit Monatsbildern		6
Zu unseren Monatsbildern	Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg i. O. . .	30
Mit liebendem Auge und der Kraft des Herzens	Alwin Schomaker, Langenteilen über Damme i. O. . . .	33
Die Vertreibung aus der Heimat als ge- schichtliche Erscheinung und ihre geistige Bewältigung	P. Dr. Callistus Siemer O. P., Dortmund, Hellweg 144	41
De olle Pastor	Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg i. O.	51
Sumpfgas und Irrlichter	Dr. Friedrich Hamm, Museumsdirektor i. R., Hannover, Hildesheimer Str. 45 b	52
„Je länger, je lieber“, uralter Brautkutschen- schmuck	Josef Hürkamp, Studienassessor, Dinklage i. O.	56
Kleine Sachen	Heinrich Schürmann, Lehrer, Damme i. O.	59
Püttgerd	Constanz Vogel, Mittelschullehrer, Lönigen i. O.	60
Ein Grabhügel in der Gemeinde Visbek	Dr. Johannes Pätzold, Staatliches Mu- seum für Naturkunde und Vorgeschichte, Oldenburg i. O.	65
Meine Antwort	Dr. Karl Sichert, Studienrat i. R., Osnabrück, Corsikas Kamp 11	67
Schlußwort	Dr. Bernward Deneke, Museumsdorf Cloppenburg i. O. . . .	70
Up Fräite	cand. phil. Heinz von der Wall, Hemmelte über Lastrup i. O.	71
Patrozinien der Kirchen des Oldenburger Münsterlandes, St. Vitus und St. Gorgonius	Dr. Bernward Deneke, Museumsdorf Cloppenburg i. O. . . .	76
Jagdappels	Dr. Caspar Friedrich Landgraf, Friesoythe i. O.	79
Zu den Cloppenburger Kirchen- und Schul- verordnungen Christoph Bernhards vom 31. August 1674	Johannes Ostendorf, Konrektor i. R., Lohne i. O.	80
Die Aufteilung und Besiedlung der Kom- mende Bokelesch	Dr. Otto Harms, Regierungs- und Ver- messungsrat, Oldenburg i. O., Regie- rungsgebäude	85
Museen in Bremen, Niedersachsen und Westfalen	Dr. Bernward Deneke, Museumsdorf Cloppenburg i. O. . . .	87
Rock'n Roll auf dem Lande	Elisabeth Reinke, Vechta i. O. . . .	88
Hermann Düvell an seinen Bruder Conrad über die letzte Hinrichtung in Friesoythe	Fritz Bitter, Oberpostmeister i. R., Friesoythe i. O.	97
Das Anschuß- oder Aufstrecksrecht in un- seren Mooren	Fritz Diekmann, Oberregierungs- und -vermessungsrat, Oldenburg i. O., Regierungsgebäude	99
Auswanderung und Heuerleutenot	Heinrich Bockhorst, Konrektor i. R., Oldenburg i. O., Adlerstr. 1	100



Ein Hans Sachs unserer Heimat	P. Dr. Callistus Siemer O. P., Dortmund, Hellweg 144	Seite 105
Das Museumsdorf Cloppenburg in seiner Bedeutung für das Handwerk der Gegen- wart	Georg Pollmann, Landeshandwerks- pfleger, Hannover, Wilhelm Busch- Straße 18	111
Traditionelles und landschaftsgebundenes bodenständiges Bauen in der Krise unserer Zeit	Alwin Schomaker, Langenteilen über Damme i. O.	114
Halfpatt	Clemens Tombrägel, Bauer, Brägel über Lohne i. O.	126
Nu hebbt wi use „To-Huus“	Erika Täuber, Vechta i. O.	128
Dat kunn hei nich hebbben	Dr. Caspar Friedrich Landgraf, Friesoythe i. O.	129
Der Maler Heinrich Klingenberg	Dr. Gerd Wietek, Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte, Oldenburg i. O.	129
Johann Ernst von Heimbürg zum 125. Ge- burtstag	Berend Strahlmann, Wildeshausen i. O.	133
Vertellstücke öwer Leonhard Hemmen	Dr. Hubert Burwinkel, Oberstudien- rat i. R., Cloppenburg i. O.	134
Schicksal am Dummer zwischen den Zeiten	Alwin Schomaker, Langenteilen über Damme i. O.	135
Den gefallenen katholischen Lehrern des Oldenburger Münsterlandes zum Gedenken	Hermann Brüggemann, Konrektor, Cloppenburg i. O.	142
Gedichte:		
Unkraut	Maria Hürkamp, Dinklage i. O.	64
Den Nachtwächter siene Kappen	Dr. Hubert Burwinkel, Oberstudien- rat i. R., Cloppenburg i. O.	75
Maiefahrt einer westfälischen Lyzeums- klasse durch Südoldenburg	Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg i. O.	110
Leonhard in't Raothus	Dr. Hubert Burwinkel, Oberstudien- rat i. R., Cloppenburg i. O.	113
't is nich ümsuß	Dr. Augustin Wibbelt †	152
Anekdoten:		
Wenn eener to väl Glück hett	Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg i. O.	50
De Appetit is noch good	Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg i. O.	58
Eenerwagen in de wieden Welt	Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg i. O.	69
n' plattdutschen Snack	Prälat Franz Morthorst, Cloppenburg i. O.	98
Hei kennt sick	Dr. Hubert Burwinkel, Oberstudien- rat i. R., Cloppenburg i. O.	109
Wi scheet hier'n baten	Fritz Diekmann, Oberegierungs- und -vermessungsrat, Oldenburg i. O., Regierungsgebäude	113

Berichtigungen:

- Auf Seite 66 in der Unterschrift zu Abb. b muß es heißen: Inv. Nr. **1179**.
Auf Seite 72, Zeile 14 von unten muß es heißen: wisperte **mi** tau.
Auf Seite 78, Anm. 24 muß es heißen: Osn. (1516).
Auf Seite 78, Anm. 26 ist zu lesen: K. Willoh, **Geschichte der kath. Pfarreien im Her-
zogtum Oldenburg I. Bd., S. 302 und öfters.**
Auf Seite 97, Zeile 20 von unten muß es heißen: mit goldgestickten Kragen
Auf Seite 102, Zeile 18 von oben muß es heißen: **Gg.** Knabke
Auf Seite 126, Zeile 18 von unten muß es heißen: zwei Spaontbreit



»Dorfkrug« im Museumsdorf

Die sehenswerte Gaststätte

ca. 300 Sitzplätze, geeignet für
Tagungen, Festlichkeiten, Hochzeiten

Inhaber: W. ADOLPH / Telefon CLOPPENBURG 2726



Eine Kraftquelle der Wirtschaft sind die Kreditgenossenschaften der Raiffeisen-Organisation, die seit Jahrzehnten der Heimat dienen. Wenden Sie sich deshalb in allen Geld- und Kreditangelegenheiten stets vertrauensvoll an Ihre

Spar- und Darlehnskasse

Bakum

Dinklage

Hausstette

Langförden

Lutten

Neuenkirchen

Steinfeld

Damme

Goldenstedt

Holdorf

Lohner Bank Lohne

Mühlen

Osterfeine

Visbek

Spar- und Darlehnskasse Vechta



Badde & Sudendorf

Seit 1884

Düngemittel- und Baustoff-Großhandlung



CLOPPENBURG (OLDB)

Telefon 2841 und 2842

H. Heltweg, Nachf.

INH. CL. NEMANN
VECHTA (OLDB)

MÖBEL — BETTEN — TEPPICHE

Fast 100 Jahre führendes Möbelfachgeschäft Süldenburgs.



1000 Schweine

werden jede Woche bei uns geschlachtet.

Davon werden allein 700 Schweine zu 1600 bis 2000 Ztr.
hochwertigen Oldenburger Qualitätserzeugnissen verarbeitet
und im In- und Ausland verkauft.

Wir sind daher ständige Abnehmer von Schlachtschweinen

Friedrich Pieper

Oldenburgische Fleischwarenfabrik und Schmalzsiederei

CLOPPENBURG (OLDB)

Ruf 2180 und 2338

Fernschreiber 025894

Oldenburgische Landesbank AG

Sparbank

im Dienste der heimischen Wirtschaft



Lohne

Vechta

und deren Geschäftsstellen

Eternit-

Fensterbänke

und

Treppenstufen

Moderne Fußböden



Bernhard Bergmann

HOLZ · BAUSTOFFE · BETONWERK

Postfach 2

Steinfeld (Oldb)

Ruf 232

Vitamehl

in der altbewährten

B.K.-Qualität!

Nehmelmann & Co. KG

Cloppenburg (Oldb) • Fernruf 2368

FUTTERMITTEL-GROSSHANDLUNG
Geflügelzucht-Bedarfsartikel



**General-Vertretung Weser-Ems
der Kraftfutterfabrik August Jülicher, Kleve (Ndrh)**

E

mach's elektrisch

Strom hilft!

—————

WIR RATEN

—————

WIR DIENEN

—————

WIR HELFEN

Ihre Elektrogemeinschaft und Ihre

Energieversorgung Weser-Ems AG.

Betriebsabteilung Gloppenburg

mit den Lehrküchen

Cloppenburg • Lohne • Vechta



Bausparen

weiterhin steuer- oder prämienbegünstigt

Jeder BADENIA-Bausparer kann die großen Vergünstigungen, die der Staat dem Bauwilligen einräumt, nutzen. Ihre Einzahlungen auf einen BADENIA-Bausparvertrag können Sie als Sonderausgaben nach § 10 EStG. absetzen. Die Höchstbeträge wurden rückwirkend ab 1. Januar 1958 auf 1100,— DM für den Ehemann und die Ehefrau heraufgesetzt. Für jedes kinderermäßigungsberechtigte Familienmitglied können Sie weitere 500,— DM Sonderausgaben geltend machen. Ein Ehepaar mit 2 Kindern braucht also 3200,— DM seines Einkommens nicht zu versteuern, wenn es entsprechende Beiträge an die BADENIA-Bausparkasse leistet. Sie sparen also mindestens 640,— DM Steuern. Sie können aber, wenn es für Sie günstiger ist, auch das Staatsgeschenk der Wohnungsbau-prämie wählen. Diese beträgt:

- **25 - 35 % Ihrer Einzahlungen**
- **bis 400,— DM jedes Jahr**

Was zahlen Sie nun, um in den Genuß solcher Vorteile zu kommen? Bei der BADENIA beträgt der monatliche Sparbetrag

- **im Tarif V nur 2.50 DM je 1000 Vertragssumme**
- **im Tarif T nur 4.17 DM je 1000 Bausparsumme**

Mit monatlichen Raten von rd. 50,— DM im Tarif T sichern Sie sich den Rechtsanspruch auf eine II. Hypothek von 7200,— DM, die Sie später mit nur 4,5 % zu verzinsen brauchen. Mit dem Guthabenzins von 2,5 % und den staatlichen Förderungsmitteln können Sie rechnen. Verlangen Sie deshalb noch heute unsere Farbbildmappe

BADENIA-Heime für jeden erreichbar.

Weitere Auskunft und Beratung kostenlos durch

Franz Themann

Generalvertreter der BADENIA-Bausparkasse G.m.b.H. Karlsruhe

Öffentliche Beratungsstelle

②3 **VECHTA (OLDB)**, Füchtelerstraße 7 • Schließfach 93 • Telefon 7248



Nach wie vor ist der Personenwagen

Borgward-Isabella

der geräumigste und schnellste Wagen seiner Klasse. Ausgerüstet mit einem temperamentvollen 1,5-l-Motor mit 60 PS, erreicht er eine Spitze von 130 km — Normalverbrauch 8,4 l — Steigfähigkeit im 1. Gang 44,7% — serienmäßig mit voll-synchronisiertem 4-Gang-Getriebe. Ein formschöner, technisch ausgereifter Wagen

DM **6980,—** ab Werk

Zuzüglich DM 185,— für Heizung

Borgward-Diesel-Lastwagen

1,6t, 2,8t und 4,8t

zuverlässig, schnell, leistungsstark

Franz Debring, Vechta i.O.

Telefon 265

BORGWARD-AUTOMOBILE

Telefon 265

„Kauft Küken doch bei Kathmann ein!“
Dann werden Sie zufrieden sein;
denn Kathmann hält, was er verspricht:
die Eierzahl, das Eigewicht,
und auch die Qualität des Ei's
spricht schon für sich vom Züchterfleiß.
Die Küken sind, ob weiß ob bunt,
robust, vital und kerngesund.
Ein alter Fuchs sagt deshalb frei:
„Wer Kathmann hatte, bleibt dabei!“
Bestellen Sie am besten zeitig,
denn ausverkauft macht selten freudig.

Zum ersten Mal in diesem Jahr:
Leghorn-Linien-Hybriden
(nur in beschränkter Zahl lieferbar)
Wichtig ist: Bestellen Sie rechtzeitig,
damit Sie die
Kathmann-Eintagsküken
Kathmann-Junghennen
Kathmann-Herdbuchhähne
mit Sicherheit erhalten.

Die Leistungserfolge in der Leistungsprüfungsanstalt Quakenbrück beweisen
jährlich die hohe Leistung und die Gesundheit unsere Tiere. In den letzten sechs
Jahren gingen während der Prüfungsdauer nur 3% der Tiere ein.



MUSTERGEFLÜGELHOF
L. KATHMANN

Calveslage über Vechta (Oldb)
Telefon: Vechta 882

Anerkannte Herdbuch- und Vermehrungszuchten für schwere, weiße Leghorn,
rebhf. und kennf. Italiener, New Hampshire. Herdbuchmäßig gezüchtet: weiße
Plymouth Rocks. Edelkreuzungen: New Hampshire x Leghorn und x rebhf. Italiener.
Lehrwirtschaft.

Kathmann's Futtermittel (zu beziehen durch Landhandel und Genossenschaften)
erstklassig in Qualität, zweckmäßig in der Zusammensetzung nach neuesten
Erkenntnissen und unübertroffen preiswert, welche Ihre Tiere zur höchsten Ent-
wicklung ihrer Leistungsanlagen befähigen, aus dem

Spezial Geflügelkraftfutterwerk

KATHMANN & SOHN

Calveslage über Vechta (Oldb)

Telefon: Vechta 881



Grimmionsbündeln

dienen wir
der Landwirtschaft



Stalldungstreuer / Dreschmaschinen
Vorratsroder / Schneidgebläse
Korngebläse / Schneideinleger

Verlangen Sie Angebote und kostenlose Vorführung

*L. Lenzmann * Goldnuffndt*

Telefon 128

MASCHINENFABRIK

Telefon 128





